Rahldorf

über den Adel.

Ungültig

Bei Hoffmann und Campe ſind erſchienen:

Benjamin. Ein Roman aus der Mappe eines tauben Malers. 1. Thl. Mit 12 Charakterbildern, erfunden und radirt vom Herausgeber. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bolivar's Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von ſeinem General-Adjutanten Ducoudray-Holſtein; die Charakterſchilderung und Thaten des ſüdamerikaniſchen Helden, die geheime Geſchichte der Revolution in Colombia und ein Sittengemälde des colombiſchen Volkes enthaltend. Deutſch bearbeitet von C. N. Röding. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Briefe aus Paris, geſchrieben während der großen Volkswoche im Juli 1830 von einem deutſchen Augenzeugen an ſeinen Freund in Deutſchland. 8. 12 Gr.

Heine, H., Reiſebilder. 3 Thle. 8. 5 Thlr. 8 Gr. Velinp. 6 Thlr. 8 Gr.

Heine, Nachträge zu den Reiſebildern. 8. 1 Thlr. 16 Gr. Velinp. 2 Thlr.

Immermann, C., Tullſäntchen. Ein Heldengedicht in 3 Geſängen. 8. 20 Gr.

Maltitz, Freihr. G. A. v., das Pasquill. Schauſp. 8. netto 15 Gr.

Raupach, Dr. E., Schauſpiele und Trauerſpiele. 1. Bd. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Derſelbe, Die Schleichhändler. Luſtſp. 8. 1 Thlr.

— — Die Tochter der Luft. Myth. Tragödie. 8. 1 Thlr.

Kahldorf

über den Adel

in Briefen

an den

Grafen M. von Moltke.

Herausgegeben

von

H. Heine.

Nürnberg,
bei Hoffmann und Campe.

1831.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1951 IVe 1367

Einleitung.

Der galliſche Hahn hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Teutſchland wird es Tag. In entlegene Klöſter, Schlöſſer, Hanſeſtädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten ſich die unheimlichen Schatten und Geſpenſter, die Sonnenſtrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns in's Herz, das wache Leben umrauſcht uns, wir ſind erſtaunt, wir befragen einander: — was thaten wir in der vergangenen Nacht?

Nun ja, wir träumten, in unſerer teutſchen Weiſe, d. h. wir philoſophirten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächſt betrafen, oder zunächſt

paſſirten, ſondern wir philoſophirten über die Realität der Dinge an und für ſich, über die letzten Gründe der Dinge, und ähnliche metaphyſiſche und tranzendentale Träume, wobei uns der Mordſpectakel der weſtlichen Nachbarſchaft zuweilen recht ſtörſam wurde, ja ſogar recht verdrießlich, da nicht ſelten die franzöſiſchen Flintenkugeln in unſere philoſophiſchen Syſteme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten.

Seltſam iſt es, daß das praktiſche Treiben unſerer Nachbarn jenſeits des Rheins dennoch eine eigne Wahlverwandſchaft hatte mit unſerem philoſophiſchen Träumen im geruhſamen Teutſchland. Man vergleiche nur die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution mit der Geſchichte der teutſchen Philoſophie, und man ſollte glauben: die Franzoſen, denen ſo viel wirkliche Geſchäfte oblagen, wobei ſie durchaus wach bleiben mußten, hätten uns Teutſche erſucht, unterdeſſen für ſie zu ſchlafen und zu träumen, und unſre teutſche Philoſophie ſei nichts anders, als der Traum der franzöſiſchen

Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Beſtehenden und der Ueberlieferung im Reiche des Gedankens eben ſo n die Franzoſen im Gebiete der Geſellſchaft, um die Kritik der reinen Vernunft ſammelten ſich unſere philoſophiſchen Jakobiner, die nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unſer Robespierre. — Nachher kam Fichte mit ſeinem Ich, der Napoleon der Philoſophie, die höchſte Liebe und der höchſte Egoismus, die Alleinherrſchaft des Gedankens, der ſouveraine Wille, der ein ſchnelles Univerſalreich improviſirte, das eben ſo ſchnell wieder verſchwand, der deſpotiſche, ſchauerlich einſame Idealismus. — Unter ſeinem conſequenten Tritte erſeufzten die geheimen Blumen, die von der Kantiſchen Guillotine noch verſchont geblieben oder ſeitdem unbemerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeiſter regten ſich, der Boden zitterte, die Contrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Intereſſen wieder Anerkenntniß, ſogar Entſchädigung, und in der

neuen Reſtauration, in der Naturphiloſophie, wirthſchafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrſchaft der Vernunft und der Idee beſtändig intriguirt, der Myſtizismus, der Pietismus, der Jeſuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Teutſchthümelei, die Gemüthlichkeit. — Bis Hegel, der Orleans der Philoſophie, ein neues Regiment begründete, oder vielmehr ordnete, ein eklektiſches Regiment, worin er freilich ſelber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze geſtellt iſt, und worin er den alten Kantiſchen Jakobinern, den Fichtiſchen Bonapartiſten, den Schelling'ſchen Pairs und ſeinen eignen Creaturen eine feſte, verfaſſungsmäßige Stellung anweiſt.

In der Philioſophie hätten wir alſo den groſſen Kreislauf glücklich beſchloſſen, und es iſt natürlich, daß wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieſelbe Methode beobachten? Werden wir mit dem Syſtem des **Comité du salut publique**, oder mit dem Syſtem des **Ordre légal** den Curſus eröffnen? Dieſe Fragen durchzittern

alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat, und ſei es auch nur den eignen Kopf, flüſtert bedenklich: wird die teutſche Revolution eine trockne ſeyn oder eine naßrothe — —?

Ariſtokraten und Pfaffen drohen beſtändig mit den Schreckbildern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Humaniſten verſprechen uns dagegen die ſchönen Scenen der großen Woche und ihrer friedlichen Nachfeier; — beide Parteien täuſchen ſich oder wollen Andere täuſchen. Denn nicht weil die franzöſiſche Revolution in den neunziger Jahren ſo blutig und entſetzlich, vorigen July aber ſo menſchlich und ſchonend war, läßt ſich folgern, daß eine Revolution in Teutſchland eben ſo den einen oder den anderen Charakter annehmen müſſe. Nur wenn dieſelben Bedingniſſe vorhanden ſind, laſſen ſich dieſelben Erſcheinungen erwarten. Der Charakter der franzöſiſchen Revolution war aber zu jeder Zeit bedingt von dem moraliſchen Zuſtande des Volks und beſonders von ſeiner politiſchen Bildung. Vor dem erſten Ausbruch der

Revolution in Frankreich gab es dort zwar eine ſchon fertige Civiliſation, aber doch nur in den höheren Ständen und hie und da im Mittelſtande; die unteren Claſſen waren geiſtig verwahrloſt, und durch den engherzigſten Despotismus von jedem edlen Emporſtreben abgehalten. Was aber gar politiſche Bildung betrifft, ſo fehlte ſie nicht nur jenen unteren, ſondern auch den oberen Claſſen. Man wußte damals nur von kleinlichen Manoeuvres zwiſchen rivaliſirenden Corporationen, von wechſelſeitigem Schwächungsſyſteme, von Traditionen der Routine, von doppeldeutigen Formelkünſten, von Maitreſſeneinfluß und dergleichen Staatsmiſere. Montesquieu hatte nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Geiſter geweckt. Da er immer von einem hiſtoriſchen Standpunkte ausgeht, gewann er wenig Einfluß auf die Maſſen eines enthuſiaſtiſchen Volks, das am empfänglichſten iſt für Gedanken, die urſprünglich und friſch aus dem Herzen quellen, wie in den Schriften Rouſſeaus. Als aber dieſer, der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden

Geiſt erblickt und die argen Gemüther der gekrön-ten Giftmiſcher, die gleißende Leerheit der Schran-zen, die läppiſche Lüge der Hofetikette und die ge-meinſame Fäulniß durchſchaute und ſchmerzhaft ausrief: „die Welt iſt aus ihren Fugen getreten, weh' mir, daß ich ſie wieder einrichten ſoll!" als Jean Jaques Rouſſeau halb mit verſtelltem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahnſinn ſeine große Klage und Anklage erhob; — als Voltaire, der Luzian des Chriſtenthums, den römiſchen Prieſtertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Despotis-mus zu Grunde lächelte; — als Lafayette, der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonauten der Freiheit aus Amerika zurück-kehrte und die Idee einer freien Conſtitution, das goldne Vlies mitbrachte; — als Necker rechnete und Sieyes definirte und Mirabeau redete, und die Donner der conſtituirenden Verſammlung über die welke Monarchie und ihr blühendes Deficit dahinrollten, und neue ökonomiſche und ſtaatsrecht-liche Gedanken, wie plötzliche Blitze, emporſchoſſen:

— da mußten die Franzoſen die große Wiſſenſchaft der Freiheit, die Politik, erſt erlernen, und die erſten Anfangsgründe kamen ihnen theuer zu ſtehen, und es koſtete ihnen ihr beſtes Blut.

Daß aber die Franzoſen ſo theures Schulgeld bezahlen mußten, das war die Schuld jener blödſinnig lichtſcheuen Despotie, die, wie geſagt, das Volk in geiſtiger Unmündigkeit zu erhalten geſucht, alle ſtaatswiſſenſchaftliche Belehrung hintertrieben, den Jeſuiten und Obſcuranten der Sorbonne die Büchercenſur übertragen, und gar die periodiſche Preſſe, das mächtigſte Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs lächerlichſte unterdrückt hatte. Man leſe nur in Merciers Tableau de Paris den Artikel über die Cenſur vor der Revolution, und man wundert ſich nicht mehr über jene kraſſe politiſche Unwiſſenheit der Franzoſen, die nachher zur Folge hatte, daß ſie von den neuen politiſchen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr erhitzt als erwärmt wurden, daß ſie jedem Pamphletiſten und Journaliſten auf's Wort glaubten, und daß ſie von

jedem Schwärmer, der ſich ſelbſt betrog, und jedem Intriguanten, den Pitt beſoldete, zu den ausſchweifendſten Handlungen verleitet werden konnten. Das iſt ja eben der Segen der Preßfreiheit, ſie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenſchaftlichſte Wort neutraliſirt ſie durch eben ſo leidenſchaftliche Gegenrede, und ſie erſtickt in der Geburt ſchon die Lügengerüchte, die von Zufall oder Bosheit geſät, ſo tödtlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldſümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren. Freilich, das helle Sonnenlicht der Preßfreiheit iſt für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchſten Fußtritte hinnimmt, eben ſo fatal wie für den Despoten, der ſeine einſame Ohnmacht nicht gern beleuchtet ſieht. Es iſt wahr, daß die Cenſur ſolchen Leuten ſehr angenehm iſt. Aber es iſt nicht weniger wahr, daß die Cenſur, indem ſie einige Zeit dem Despotismus Vor-

ſchub leiſtet, ihn am Ende mitſammt dem Despoten zu Grunde richtet, daß dort, wo die Ideenguillotine gewirthſchaftet, auch bald die Menſchencenſur eingeführt wird, daß derſelbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, ſpäterhin mit derſelben Gelaſſenheit ſeinen eignen Herren ausſtreicht aus dem Buche des Lebens.

Ach! dieſe Geiſteshenker machen uns ſelbſt zu Verbrechern, und der Schriftſteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt iſt, begeht in dieſem Zuſtande ſehr oft einen Gedankenkindermord, eben aus wahnſinniger Angſt vor dem Richtſchwerte des Cenſors. Ich ſelbſt unterdrücke in dieſem Augenblick einige neugeborene unſchuldige Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Landsleute ſchon ſeit ſo vielen Jahren ein Geiſtermordgeſetz ertragen, das Polignac in Frankreich nur zu promulgiren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen. Ich ſpreche von den berühmten Ordonnanzen, deren bedenklichſte eine ſtrenge Cenſur der

Tagesblätter anordnete und alle edle Herzen in Paris mit Entſetzen erfüllte — die friedlichſten Bürger griffen zu den Waffen, man barikatirte die Gaſſen, man focht, man ſtürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es pfiffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des todten Adlers, die Ecole polytechnique, flatterte aus dem Neſte mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit ſtürzten in die Bajonette und nährten mit ihrem Blute die Begeiſterung der Jungen, zu Pferde ſtieg Lafayette, der Unvergleichliche, deſſen Gleichen die Natur nicht mehr als einmal erſchaffen könnte, und den ſie deshalb, in ihrer ökonomiſchen Weiſe, für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benutzen ſucht — und nach drei heldenmüthigen Tagen lag die Knechtſchaft zu Boden mit ihren rothen Schergen und ihren weißen Lilien; und die heilige Dreifarbigkeit, umſtralt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchthurm Unſer Lieben Frauen von Paris! Da geſchahen keine Greul, da gab's kein muthwilliges Morden,

da erhob ſich keine allerchriſtlichſte Guillotine, da trieb man keine gräßlichen Späße, wie z. B. bei jener famoſen Rückkehr von Verſailles, als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Deshüttes und von Varicourt voraustrug und in Sevres ſtill hielt, um ſie dort von einem Citoyen Perüquier abwaſchen und hübſch friſiren zu laſſen. — Nein, ſeit jener Zeit, ſchaurigen Angedenkens, hatte die franzöſiſche Preſſe das Volk von Paris für beſſere Gefühle und minder blutige Witze empfänglich gemacht, ſie hatte die Ignoranz ausgegätet aus den Herzen und Intelligenz hineingeſät, die Frucht eines ſolchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menſchlichkeit des Pariſer Volks in der großen Woche — und in der That! wenn Polignac ſpäterhin nicht auch phyſiſch den Kopf verlor, ſo verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derſelben Preßfreiheit, die er thörichter Weiſe unterdrücken wollte.

So erquickt der Sandelbaum mit ſeinen lieb-

lichſten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft ſeine Rinde verletzt hat.

Ich glaube mit dieſen flüchtigen Bemerkungen genugſam angedeutet zu haben, wie jede Frage über den Charakter, den die Revolution in Deutſchland annehmen möchte, ſich in eine Frage über den Zuſtand der Civiliſation und der politiſchen Bildung des teutſchen Volks verwandeln muß, wie dieſe Bildung ganz abhängig iſt von der Preßfreiheit, und wie es unſer ängſtlichſter Wunſch ſeyn muß, daß durch letztere bald recht viel Licht verbreitet werde, ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unheil ſtiftet als die Leidenſchaft, und Anſichten und Meinungen, je weniger ſie vorher erörtert und beſprochen werden, um ſo grauenhaft ſtürmiſcher auf die blinde Menge wirken und von den Parteien als Loſungsworte benutzt werden.

„Die bürgerliche Gleichheit“ könnte jetzt in Teutſchland, eben ſo wie einſt in Frankreich, das erſte Loſungswort der Revolution werden, und der

Freund des Vaterlandes darf wohl keine Zeit verſäumen, wenn er dazu beitragen will, daß die Streitfrage „über den Adel“ durch eine ruhige Erörterung geſchlichtet oder ausgeglichen werde, ehe ſich ungefüge Disputanten einmiſchen mit allzuſchlagenden Beweisthümern, wogegen weder die Kettenſchlüſſe der Polizei, noch die ſchärfſten Argumente der Infanterie und Cavallerie, nicht einmal die Ultima ratio regis, die ſich leicht in eine Ultimi ratio regis verwandeln könnte, etwas auszurichten vermöchten. In dieſer trüben Hinſicht erachte ich die Herausgabe gegenwärtiger Schrift für ein verdienſtliches Werk. Ich glaube der Ton der Mäßigung, der darin herrſcht, entſpricht dem angedeuteten Zwecke. Der Verfaſſer bekämpft, mit indiſcher Geduld, eine Broſchüre, betitelt:

„Ueber den Adel und deſſen Verhältniß zum Bürgerſtande. Von dem Grafen M. v. Moltke, Königl. Däniſchem Kammerherrn und Mitgliede des Obergerichts zu Gottorff. Hamburg bei Perthes und Beſſer. 1830.“

Doch wie in dieſer Broſchüre, ſo iſt auch in der Entgegnung das Thema keineswegs erſchöpft, und die Hin- und Widerrede betrifft nur den allgemeinen, ſo zu ſagen dogmatiſchen Theil der Streitfrage. Der hochgeborene Kämpe ſitzt auf ſeinem Turnierroß und behauptet keck die mittelalterliche Zote, daß durch adelige Zeugung ein beſſeres Blut entſtehe als durch gemein bürgerliche Zeugung, er vertheidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Geſandſchaft- und Waffenämtern, womit man den Adeligen dafür belohnen ſoll, daß er ſich die große Mühe gegeben hat, geboren zu werden, und ſo weiter; — dagegen erhebt ſich ein Streiter, der Stück vor Stück jene beſtialiſchen und aberwitzigen Behauptungen und die übrigen noblen Anſichten herunterſchlägt, und die Wahlſtätte wird bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Vorurtheils und den Wappentrümmern altadeliger Inſolenz. Dieſer bürgerliche Ritter kämpft gleichſam mit geſchloſſenem Viſir, das Titelblatt dieſer Schrift bezeichnet ihn nur mit er-

borgtem Namen, der vielleicht ſpäterhin ein braver nom de guerre wird. Ich weiß ſelbſt wenig mehr von ihm zu ſagen, als daß ſein Vater ein Schwertfeger war und gute Klingen machte.

Daß ich ſelbſt nicht der Verfaſſer dieſer Schrift bin, ſondern ſie nur zum Druck befördere, brauche ich wohl nicht erſt ausführlich zu betheuern. Ich hätte nimmermehr mit ſolcher Mäßigung die adeligen Prätenſionen und Erblügen discutiren können. Wie heftig wurde ich einſt, als ein niedliches Gräfchen, mein beſter Freund, während wir auf der Terraſſe eines Schloſſes ſpatzieren gingen, die Beſſerblüeigkeit des Adels zu beweiſen ſuchte! Indem wir noch diſputirten, beging ſein Bedienter ein kleines Verſehen, und der hochgeborene Herr ſchlug dem niedriggeborenen Knechte in's Geſicht, daß das unedle Blut hervorſchoß, und ſtieß ihn noch obendrein die Terraſſe hinab. Ich war damals zehn Jahr jünger, und warf den edlen Grafen ſogleich ebenfalls die Terraſſe hinab — es war mein beſter Freund und er brach ein Bein. Als

ich ihn nach ſeiner Geneſung wiederſah — er hinkte nur noch ein bischen — war er doch noch immer von ſeinem Adelſtolze nicht curirt, und behauptete friſchweg: der Adel ſei als Vermittler zwiſchen Volk und König eingeſetzt, nach dem Beiſpiele Gottes, der zwiſchen ſich und den Menſchen die Engel geſetzt hat, die ſeinem Throne zunächſt ſtehen, gleichſam ein Adel des Himmels. Holder Engel, antwortete ich, gehe mahl einige Schritte auf und ab — er that es — und der Vergleich hinkte.

Eben ſo hinkend iſt ein Vergleich, den der Graf Moltke in derſelben Beziehung mittheilt. Um ſeine Weiſe durch ein Beiſpiel zu zeigen, will ich ſeine eignen Worte herſetzen: „der Verſuch, den Adel aufzuheben, in welchem ſich die flüchtige Achtung zu einer dauernden Geſtalt verkörpert, würde den Menſchen iſoliren, würde ihn auf eine unſichere Höhe erheben, der es an den nöthigen Bindungsmitteln an die untergeordnete

Menge fehlt, würde ihn mit Werkzeugen seiner Willkür umgeben, wodurch, wie sich dieses im Oriente so oft gezeigt, die Existenz des Herrschers in eine gefahrvolle Lage geräth. Burke nennt den Adel das korinthische Capital wohlgeordneter Staaten, und daß hierin nicht blos eine rednerische Figur zu suchen, dafür bürgt der erhabene Geist dieses außerordentlichen Mannes, dessen ganzes Leben dem Dienste einer vernünftigen Freiheit gewidmet war."

Durch dasselbe Beispiel ließe sich zeigen, wie der edle Graf durch Halbkenntnisse getäuscht wird. Burken nämlich gebührt keineswegs das Lob, das er ihm spendet; denn ihm fehlt jene Consistency, welche die Engländer für die erste Tugend eines Staatsmanns halten. Burke besaß nur rhetorische Talente, womit er in der zweiten Hälfte seines Lebens die liberalen Grundsätze bekämpfte, denen er in der ersten Hälfte gehuldigt hatte. Ob er durch diesen Gesinnungswechsel die Gunst der Gro-

ßen erkriechen wollte, ob Sheridans liberale Triumphe in St. Stephan aus Depit und Eifersucht ihn bestimmten, als dessen Gegner jene mittelalterliche Vergangenheit zu verfechten, die ein ergiebigeres Feld für romantische Schilderungen und rednerische Figuren darbot, ob er ein Schurke oder ein Narr war, das weiß ich nicht. Aber ich glaube, daß es immer verdächtig ist, wenn man zu Gunsten der regierenden Gewalt seine Ansichten wechselt, und daß man dann immer ein schlechter Gewährsmann bleibt. Ein Mann, der nicht in diesem Falle ist, sagte einst: die Adeligen sind nicht die Stützen, sondern die Karyatiden des Thrones. Ich denke, dieser Vergleich ist richtiger, als der von dem Capital einer korinthischen Säule. Ueberhaupt wir wollen letzteren so viel als möglich abweisen; es könnten sonst einige wohlbekannte Capitalisten den capitalen Einfall bekommen, sich, anstatt des Adels, als korinthisches Capital der Staatssäulen zu erheben. Und das wärs gar der allerwiderwärtigste Anblick.

Doch ich berühre hier einen Punkt, der erſt in einer ſpäteren Schrift beleuchtet werden ſoll; der beſondere, praktiſche Theil der Streitfrage über den Adel mag alsdann ebenfalls ſeine gehörige Erörterung finden. Denn, wie ich ſchon oben angedeutet, gegenwärtige Schrift befaßt ſich nur mit dem Grundſätzlichen, ſie beſtreitet Rechtsanſprüche, und ſie zeigt nur, wie der Adel in Widerſpruch iſt mit der Vernunft, der Zeit und mit ſich ſelbſt. Der beſondere, praktiſche Theil betrifft aber jene ſiegreichen Anmaßungen und faktiſchen Uſurpationen des Adels, wodurch er das Heil der Völker ſo ſehr bedroht und täglich mehr und mehr untergräbt. Ja, es ſcheint mir, als glaube der Adel ſelbſt nicht an ſeine eignen Prätenſionen, und ſchwatze ſie blos hin als Köder für bürgerliche Polemik, die ſich damit beſchäftigen möge, damit ihre Aufmerkſamkeit und Kraft abgeleitet werde von der Hauptſache. Dieſe beſteht nicht in der Inſtitution des Adels, als ſolchen, nicht in beſtimmten Privilegien, nicht in Frohn-, Handdienſt-, Gerichts- und an-

deren Gerechtigkeiten und allerlei herkömmlichen Realbefreiungen; die Hauptsache besteht vielmehr in dem unsichtbaren Bündnisse aller Derjenigen, die so und so viel Ahnen aufzuweisen haben, und die stillschweigend die Uebereinkunft getroffen haben, sich aller leitenden Macht der Staaten zu bemächtigen, indem sie, gemeinschaftlich die bürgerlichen Notäriers zurückdrängend, fast alle höhere Officierstellen und durchaus alle Gesandschaftsposten an sich bringen. Solchermaßen können sie die Völker durch ihre untergebenen Soldaten in Respect halten und durch diplomatische Verhetzungskünste zwingen, gegen einander zu fechten, wenn sie die Fessel der Aristokratie abschütteln, oder zu diesem Zwecke fraternisirend sich verbünden möchten.

Seit dem Beginn der französischen Revolution steht solcherweise der Adel auf Kriegsfuß gegen die Völker, und kämpfte öffentlich oder geheim gegen das Princip der Freiheit und Gleichheit und dessen Vertreter, die Franzosen. Der englische Adel, der

durch Rechte und Besitzthümer der mächtigste war, wurde Bannerführer der europäischen Aristokratie, und John Bull bezahlte dieses Ehrenamt mit seinen besten Guineen und siegte sich banquerot. Während des Friedens besorgte Oestreich die Interessen des Adels, — — — — — — —
— — — — — — — — — —
und wie der unglückliche Anführer wurden auch die Völker selber in strengem Gewahrsam gehalten, ganz Europa wurde ein Sankt Helena, und . . . . . war dessen Hudson Lowe — — Aber nur an dem sterblichen Leib der Revolution konnte man sich rächen, nur jene menschgewordene Revolution, die mit Stiefel und Sporen und bespritzt mit Schlachtfeldblut zu einer stolzen Kaiserstochter ins Brautbett stieg — — — —, nur jene Revolution konnte man an einem Magenkrebse sterben lassen; der Geist der Revolution ist jedoch unsterblich und liegt nicht unter den Trauerweiden von Longwood, und in dem großen Wochenbette des Ende July wurde die Revolution wieder-

geboren, nicht als einzelner Menſch, ſondern als ganzes Volk, und in dieſer Volkwerdung ſpottet ſie des Kerkermeiſters, der vor Schrecken das Schlüſſelbund aus den Händen fallen läßt. Welche Verlegenheit für den Adel! Er hat ſich freilich in der langen Friedenszeit etwas erholt von den früheren Anſtrengungen, — — doch fehlt es ihm immer noch an hinlänglichen Kräften zu einem neuen Kampfe. Der engliſche Bull kann jetzt am wenigſten den Feinden die Spitze bieten, wie früherhin; denn der iſt am meiſten erſchöpft, und durch das beſtändige Miniſterwechſelfieber fühlt er ſich matt in allen Gliedern, und es iſt ihm eine Radicalcur, wo nicht gar die Hungercur verordnet, und das inficirte Irland ſoll ihm noch obendrein amputirt werden. Oeſtreich fühlt ſich ebenfalls nicht heroiſch aufgelegt, den Agamemnon des Adels gegen Frankreich zu ſpielen — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— —

Aber in Frankreich flammt immer mächtiger die Sonne der Freiheit und überleuchtet die ganze Welt mit ihren Strahlen — Aber sie dringt täglich weiter, die Idee eines Bürgerkönigs ohne Hofetiquette, ohne Edelknechte, ohne Courtisanen, ohne Kuppler, ohne diamantne Trinkgelder und sonstige Herrlichkeit — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Seltsame Umwandlung! in dieser Noth wendet sich der Adel an denjenigen Staat, den er in der letzten Zeit als den ärgsten Feind seiner Interessen betrachtet und gehaßt, er wendet sich an Rußland. Der große Czaar, der noch jüngst der Gonfaloniere der Liberalen war, indem er der feudalistischen Aristokratie feindseligst gegenüber stand, und gezwungen schien, sie nächstens zu befehden, eben dieser Czaar wird jetzt von eben jener Aristokratie zum Bannerführer erwählt, und er ist genöthigt, ihr Vorkämpfer zu werden. Denn ruht auch der russische Staat auf dem antifeudalistischen

Princip einer Gleichheit aller Staatsbürger, denen nicht die Geburt, sondern das erworbene Staatsamt einen Rang ertheilt, so ist doch auf der anderen Seite das absolute Czaarenthum unverträglich mit den Ideen einer constitutionellen Freiheit, die den geringsten Unterthan selbst gegen eine wohlthätige fürstliche Willkür schützen kann: — und wenn Kaiser Nikolaus I. wegen jenes Princips der bürgerlichen Gleichheit von den Feudalisten gehaßt wurde, und obendrein als offner Feind Englands und heimlicher Feind Oestreichs, mit all seiner Macht der factische Vertreter der Liberalen war, so wurde doch er seit dem Ende Juli der größte Gegner derselben, nachdem deren siegende Ideen von constitutioneller Freiheit seinen Absolutismus bedrohen, und eben in seiner Eigenschaft als Autokrat weiß ihn die europäische Aristokratie zum Kampfe gegen das frank und freie Frankreich aufzureizen. Der englische Bull hat sich in einem solchen Kampfe die Hörner abgelaufen, und nun soll der russische Wolf seine Rolle übernehmen.

Die hohe Noblesse von Europa weiß ſchlau genug das Schrecken der moskowitiſchen Wälder für ihre Zwecke zu benutzen und gehörig abzurichten; und den rauhen Gaſt ſchmeichelt es nicht wenig, daß er die Würde des alten, von Gottes Genade eingeſetzten Königthums verfechten ſoll gegen Fürſtenläſterer und Adelsläugner; mit Wohlgefallen läßt er ſich den mottigen Purpurmantel mit allem Goldflitterkram aus der byzantiniſchen Verlaſſenſchaft um die Schulter hängen, und er läßt ſich vom ehemaligen teutſchen Kaiſer die abgetragenen heiligen römiſchen Reichshoſen verehren, und er ſetzt ſich aufs Haupt die altfränkiſche Diamantenmütze Caroli Magni. —

Ach! der Wolf hat die Garderobe der alten Großmutter angezogen, und zerreißt Euch, arme Rothkäppchen der Freiheit!

Iſt es mir doch, während ich dieſes ſchreibe, als ſpritzte das Blut von Warſchau bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudejubel der ber-

liner Officiere und Diplomaten. Jubeln ſie etwa zu früh? Ich weiß nicht; aber mir und uns Allen iſt ſo bang vor dem ruſſiſchen Wolf, und ich fürchte, auch wir teutſchen Rothkäppchen fühlen bald Großmutters närriſch lange Hände und groſſes Maul. Dabei ſollen wir uns noch obendrein marſchfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! gegen Frankreich? Ja, Hurrah! es geht gegen die Franzoſen, und die Berliner behaupten, daß wir noch dieſelben Gott-, König- und Vaterlandsretter ſind wie Anno 1813, und Körner's Leier und Schwert ſoll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten, der Görres wird den Jeſuiten wieder abgekauft, um den rheiniſchen Merkur fortzuſetzen, und wer freiwillig den heiligen Kampf mitmacht, kriegt Eichenlaub auf die Mütze und wird Sie titulirt und erhält nachher frei Theater oder ſoll wenigſtens als Kind betrachtet werden und nur die Hälfte bezahlen, — und für patriotiſche Extrabemühungen

ſoll dem ganzen Volke noch extra eine Conſtitution verſprochen werden.

Frei Theater iſt immerhin eine ſchöne Sache, aber eine Conſtitution wäre auch ſo übel nicht. Ja, wir könnten zu Zeiten ordentlich ein Gelüſte danach bekommen. Nicht als ob wir der abſoluten Güte oder dem guten Abſolutismus unſerer Monarchen mißtrauten; im Gegentheil, wir wiſſen, es ſind lauter ſcharmante Leute, und iſt auch mal einer unter ihnen, der dem Stande Unehre macht, wie z. B. Se. Majeſtät der König Don Miguel, ſo bildet der doch nur eine Ausnahme, und wenn die allerhöchſten Collegen nicht ſeinem blutigen Scandal ein Ende machen, wie ſie doch leicht könnten, ſo geſchieht es nur, um, durch den Contraſt mit ſolchem gekrönten Wichte, noch menſchenfreundlich edler dazuſtehen und von ihren Unterthanen noch mehr geliebt zu werden. Aber eine gute Conſtitution hat doch ihr Gutes, und es iſt den Völkern gar nicht zu verdenken, wenn ſie ſogar

von den beſten Monarchen ſich etwas Schriftliches ausbitten, wegen Leben und Sterben. Auch handelt ein vernünftiger Vater ſehr vernünftig, wenn er einige heilſame Schranken baut vor den Abgründen der ſouverainen Macht, damit ſeinen Kindern nicht einſt ein Unglück begegne, wenn ſie, auf dem hohen Pferde des Stolzes und mit prahlendem Junkergefolge, allzukeck gallopiren. Ich weiß ein Königskind, das in einer ſchlechten adligen Reitſchule ſchon im voraus die größten Sprünge zu wagen lernt. Für ſolche Königskinder muß man doppelt hohe Schranken errichten, und man muß ihnen die goldnen Sporen umwickeln, und es muß ihnen ein zahmeres Roß und eine bürgerlich beſcheidnere Genoſſenſchaft zugetheilt werden. Ich weiß eine Jagdgeſchichte — bei Sankt Hubert! und ich weiß auch jemand, der tauſend Thaler Preußiſch Courant darum gäbe, wenn ſie gelogen wäre.

Ach! die ganze Zeitgeſchichte iſt jetzt nur eine Jagdgeſchichte. Es iſt jetzt die Zeit der hohen

Jagd gegen die liberalen Ideen, und die hohen Herrſchaften ſind eifriger als je und ihre uniformirten Jäger ſchießen auf jedes ehrliche Herz, worein ſich die liberalen Ideen geflüchtet, und es fehlt nicht an gelehrten Hunden, die das blutende Wort als gute Beute heranſchleppen. Berlin füttert die beſte Koppel, und ich höre ſchon wie die Meute losbellt gegen dieſes Buch.

Geſchrieben den 8. März 1831.

Heinrich Heine.

Erſter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke, Königl. Däniſchen Kammerherrn und Mitglied des Obergerichts zu Gottorff.

Mit hohem Intereſſe, Herr Graf, habe ich Ihre Schrift: Ueber den Adel und deſſen Verhältniß zum Bürgerſtande (Hamburg bei Perthes und Beſſer 1830), in dieſen Tagen geleſen. Die Wichtigkeit des Gegenſtandes, welchen Sie zu beleuchten unternommen haben, erregte, wie billig, meine ganze Aufmerkſamkeit. Nur ein Mann wie Sie, mit Ihrer ſittlichen Ueberlegenheit, von Ihrem Gehalte und Ihrer Haltung, konnte in einem Augenblicke

ſeine Stimme über den Werth und die Würde ſeines Standes abgeben, ohne befürchten zu müſſen, die ſtets geſchäftige Läſterzunge der Neologen gegen ſich zu reizen. Freimuth und eine edle Geſinnung werden ſtets dieſen Feind entwaffnen, und ſollte auch die geſtellte Aufgabe dem Publicum nicht genügend gelöſt ſcheinen: ſo wird es dennoch dem Manne gewogen bleiben, der mit dem Bewußtſein einer guten Abſicht ſeine Meinungen der Würdigung deſſelben in einer würdevollen Form darlegte.

Um ſo mehr aber darf ich von Ihrer Seite auf eine nachſichtige Aufnahme einiger Zweifel gegen die von Ihnen aufgeſtellten Behauptungen rechnen. Auch ich habe den beſten Willen, sine ira et studio Ihnen meine Zweifel vorzulegen, und je weniger ich im Intereſſe eines Standes zu ſchreiben glaube, deſto mehr hoffe ich den Vorwurf zu vermeiden, eine individuelle Meinung kränken zu wollen. Vielmehr achte ich jede Mei-

nung, die ein Ausfluß inniger Ueberzeugung iſt; nicht, als ob ich der Meinung huldigte, die ich nicht theile, ſondern weil ich jeden Mann von Bildung achte, welcher die Kräfte ſeines Geiſtes zur Herſtellung einer gerundeten Ueberzeugung thätig werden ließ. Solche Ueberzeugungen ſind individuelle Heiligthümer; mit ihnen erhebt ſich der gebildete Menſch über die Fläche des Lebens und unterſcheidet ſich ſichtlich von der Maſſe unter ihm, die ſich behaglich an ſolche anſchließt, welche ihr das unbequeme Geſchäft des Denkens erſparen.

Es iſt vielleicht eine nicht gleichgültige Folge unſeres öffentlichen Lebens, daß bei der Maſſe verbreiteter guter Kenntniſſe der gebildete Mann ſo wenig aufgefordert iſt, über ſein Verhältniß als Bürger und ſeine Wechſelbeziehungen zur Geſellſchaft ſich eine deutliche Vorſtellung zu bilden. Aber man würde unbillig ſein, ſich darüber zu wundern. Bei dem geringen, ja bei dem hin und wieder reinpaſſiven Antheil, welchen die Verfaſſun-

gen der mehreſten teutſchen Staaten dem gebil-deten Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten laſſen, kann er ſich unmöglich zu einem höheren Standpunkte erheben, als zu dem engherzigen eines guten Pfahlbürgers, zu dem ſelbſtſüchti-gen eines fleißigen Producenten, zu dem loyalen, eines eifrigen Beamten, welcher bekanntlich jede freie Privatmeinung ausſchließt, oder zu dem ei-nes bevorrechteten Standes, der durch Grundbeſitz, Feudalnexus und ſelbſt durch hiſto-riſche Erinnerungen einſtiger hoher, politiſcher Wich-tigkeit und Unentbehrlichkeit, ein Uebergewicht über alle Claſſen der Geſellſchaft behauptet.

Faſſen wir dieſen Geſichtspunkt ſcharf ins Auge, Herr Graf, ſo müſſen wir unbefangen ge-ſtehen, daß die Geſellſchaft, wie ſie iſt, den Unter-ſchied der Stände nur hiſtoriſch und unwillkürlich feſtgehalten zu haben ſcheint. Ohne Revolutionen laſſen ſich ſociale Grundfeſten nicht auf einmal

einreißen. Der Entwickelungsgang der geſellſchaftlichen Vernunft, ſobald er ruhig und ohne Gewaltſamkeit fortſchreitet, pflegt, von gegebenen feſten Punkten aus, einem ihm ſelbſt ſelten klaren Ziele unter mancherlei Wechſeln zuzuſtreben. Immer aber ſind es Ideen, welche den Charakter der Geſchichte der Menſchheit bezeichnen. Die Verwirklichung derſelben im Leben beſchäftiget Jahrhunderte, aber ihre allmählige äußere Darſtellung erzeugt erſt die Klarheit und das Bewußtſein der Idee, und mit dieſer Klarheit treibt die Menſchheit unwillkürlich ſich ſelbſt nach dem Ziele der möglichſt vollſtändigen äußern Darſtellung einer neuen Idee, die ſich meiſt in geradem Widerſpruche mit der alten befindet, und in dieſem Widerſpruche erſtarkt. Die Vollendung aber der Entwickelung der alten Idee bedingt einen ſcheinbaren, culminirenden Stillſtand derſelben, und darin liegt der Keim ihrer angehenden Schwäche gegenüber der

aufſteigenden neuen, von der ſie allmählig von ihrer Höhe gedrängt wird, bis ſie matt und abgelebt verſchwindet.

Das eben iſt der unendliche Reiz, den ein aufmerkſames Betrachten der Vergangenheit und Gegenwart bietet, daß die Menſchheit ſich unaufhörlich zu entfalten, zu geſtalten, und in dieſer Geſtalt zu verewigen trachtet, und doch immer wieder nach Verjüngung, nach Wiedergeburt und neuer Entwickelung ringt; wie es ja der einzelne Menſch ſich ſo oft auch wünſcht, da er am Ende des Lebens erſt ſieht, wie er hätte vom Anfange leben ſollen. Aber ohne dieſes gewaltige Agens müßte das Leben der Menſchheit verknöchern; die Vernunft einer Zeit müßte die Vernunft aller folgenden Zeiten werden, und der Stillſtand des Geiſteslebens würde den Beobachter, ja die Menſchheit ſelbſt mit Ekel erfüllen. Mit ihm hingegen bewegt es ſich in einer ewigen Reibung der Kräfte, die ihm jene Funken ewigen Feuers entlockt, das es

erwärmt und von Zeit zu Zeit ſelbſt erhitzt. Nur darin erkennen wir die Einheit der ewigen Vernunft im Leben der geſammten Menſchheit, und Frevel iſt es, dieſe Einrichtung zu ſchmähen; Frevel, der ſich oft ſchon ſchwer gerächt hat, ihr mit der Vermeſſenheit, ſie vernichten oder meiſtern zu können, ſtörend gegenüber zu treten. Sie iſt, und ihr Daſein iſt nur bedingt durch das Daſein des Menſchengeſchlechts und der ihm allein von der Gottheit verliehenen Vernunft.

Dieſe Betrachtung, Herr Graf, mußte ſich mir als eine allgemeine, leitende aufdringen, ſobald ich Ihre Schrift geleſen hatte. Ich läugne nicht, daß Sie ſelbſt durch mehrere Andeutungen mich veranlaßt haben, ſie anzuſtellen; allein die Vergleichung, die Anwendung iſt das Reſultat meines eigenen Nachdenkens. Sie ſelbſt ſtellen den Geſichtspunkt der Ewigkeit — wenn ich ſo ſagen darf — des Adels auf. Sie ſtützen ihn auf die Behauptung, daß die Natur ſelbſt ſeine Fortdauer

durch eine Rangordnung und Stufenleiter in der Vollkommenheit ihrer Schöpfungen beſtimmt angedeutet habe. Sie bauen auf die Verſchiedenheit in der nicht mit Vernunft begabten Schöpfung Ihre Theorie, daß in der vernünftigen Creatur eine ähnliche Verſchiedenheit Statt finden müſſe, und bilden aus der wirklichen Verwahrloſung einzelner Individuen das Axiom: es müſſe in der bürgerlichen Geſellſchaft eine Verſchiedenheit des ideellen Werthes der ſie bildenden Glieder in Folge jenes Naturgeſetzes Statt finden. Denn was ſollten Sie anders mit dem Satze meinen: „daß wir es ſelbſt an künſtlichen Verrichtungen nicht haben fehlen laſſen, die Vorzüge mancher vollkommneren Gattungen der einzelnen Geſchlechter der vernunftloſen Geſchöpfe zu ſteigern und die Dauer derſelben zu ſichern?“ Die Anſtalten, welche man zu Veredlung von Thieren, die theils zum Nutzen, theils zum Vergnügen dienen, getroffen hat: ſollten ſie wohl einen

Beweis, ja einen Grundsatz zur Befestigung Ihrer Ansicht liefern? Ich gestehe, daß ich nicht ohne Erröthen mich genöthiget sah, diese Ihre Behauptung zu deuten. Sie selbst scheinen sich gescheuet zu haben, von diesem so oft belachten und von der gebildeten Gesellschaft im Innern Teutschlands längst verworfenen Parallelenbeweise einen deutlichen Gebrauch zu machen; und wenn ich daher auch selbst jene Hindeutungen nicht zu billigen im Stande bin, kann ich doch nicht unterlassen, Ihrem Zartgefühle, das sich gegen dergleichen Armseligkeiten sträubt, alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Obgleich überzeugt, daß Ihnen die Einwürfe gegen das, von Ihnen zu Gunsten des Adelsinstituts angerufene Naturgesetz nicht fremd sind, erlaube ich mir doch, dessen Anwendung auf den gegebenen Fall als unpassend zu bestreiten, und den Vorwurf langweiliger Wiederholung bekannter Dinge auf mich zu laden. Zugleich aber gestehe ich offen,

daß der Wunſch, dieſen unangenehmen, eine ganze achtungswerthe Klaſſe der Geſellſchaft preisgebenden Urſprungsbeweis für immer aus dem Felde der Erörterungen entfernen zu helfen, jede andere Rückſicht bei mir überwiegt. Jedoch beſeitige ich dieſen Präliminarpunkt lieber in meinem nächſten Briefe, und bitte Sie, unterdeſſen die in dieſem aufgeſtellten leitenden Geſichtspunkte Ihrer beſonderen Prüfung zu würdigen.

Mit Hochachtung habe ich die Ehre ꝛc.

Zweiter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Sie nahmen, Herr Graf, einen Anlauf ab ovo, als Sie auf ein Naturgeſetz die Nothwendigkeit des Adels bauten. Sie deuten jenes Naturgeſetz an, gedenken der künſtlichen Anſtalten der Menſchen, den edleren Schöpfungen der Natur Dauer zu geben; finden ſodann einen Naturadel in der Verſchiedenheit der Gaben und Gnaden, womit die weiſe Gottheit ihre Menſchen ausgerüſtet hat, begründet und ſehen aus den älteſten Zeiten herauf durch alle Vergeſellſchaftungen der Menſchheit dieſen Adel gleich dem rothen Faden ſich ziehen, der

ſich nach Umſtänden hier ſo, dort anders ankündiget, und in Teutſchland, überhaupt unter Germanen im Lehn- und Ritterweſen ſeine europäiſche Niederlaſſung an- und feſtknüpft.

Nun geſtehe ich Ihnen, daß ich mich eben ſo wenig mit dem naturhiſtoriſchen als welthiſtoriſchen Theile dieſer Andeutungen recht abzufinden weiß. Der Orient beut nirgends einen Adel in einem für Europäer bequemen Sinne. Nur ein Verhältniß iſt mir bekannt, welches in Aſien europäiſchen Rangverhältniſſen als ähnelnd an die Seite geſtellt werden kann, und wahrſcheinlich auch den älteſten nord- und öſtlichen Germanenſtämmen nicht unbekannt geweſen iſt, wenn die alten Leges nicht täuſchen. In Aſien nämlich pflegt der Werth der Völker und Menſchen vom Herrſchen und Dienen abhängig zu ſein. Das ſiegende Volk, welches die Nachbarn unterjochte, und ſeinen König zu ihrem Herrſcher machte, war das beſte und edelſte; die übrigen unterworfenen Völker aber nahmen

ihren Rang nach dem Herrſchenden, je nachdem ſie die Freiheit längere oder kürzere Zeit behauptet oder entbehrt hatten, oder nach Maßgabe ihrer örtlichen Entfernung vom herrſchenden Volke. Reiche und Arme aber gab es überall und zu jeder Zeit; dagegen habe ich mich nicht überzeugen können, daß dieſer Zufall im Orient jemals Rechte begründet habe, die auch nach dem Verluſte des Reichthums hätten vererbt werden können. Die patriarchaliſche Majoratserbfolge kann ebenfalls hieher nicht gerechnet werden, da ſie, auf Polygamie und Sklaverei gegründet, keine Verbindlichkeit auflegte, des Erbes ſich nicht zu entäußern. Noch immer lebt der Orient unter denſelben Bedingungen, und wo ſelbſt nicht einmal Kaſten und ihr Geſchäft den Unterſchied des höheren oder geringeren Werthes der Glieder des Volkes beſtimmen, iſt von einer Adelsidee im europäiſchen Sinne keine erweisliche Spur, es müßte denn hie und da germaniſcher Einfluß etwas geändert haben.

Sie wiſſen, Herr Graf, daß die gelehrteſten Forſcher und Kenner germaniſchen Alterthums keinen Beweis zu Stande gebracht haben, daß in den germaniſchen Völkern ein urſprünglicher Adel geweſen ſei. Was wir gewiß wiſſen, führt ſich ebenfalls auf die, allen alten, in politiſcher Kindheit lebenden Völkern eigene Majoratserbfolge zurück, die aber unter Germanen ſich nicht auf Polygamie baſirte und in unſeren adeligen Geſchlechtern, den Fürſten- und reichsunmittelbaren Familien, ſelbſt bei weit vorgeſchrittener Ausbildung der Territorialhoheit, noch gleiche Erbanſprüche unter den Söhnen Eines Vaters begründete. Germanen, wie Orientalen, kannten nur einen wahren Unterſchied des Standes. Freiheit oder Unfreiheit war das Kennzeichen der Ehre, und dieſe, ihrem primitiven Wortbegriffe nach, das Recht des Freien an der Geſetzgebung und Rechtspflege Theil zu nehmen und die Waffen zur Aufrechthaltung dieſes Rechtes gegen äußere und heimiſche Feinde zu tragen.

Sie wiſſen ferner, Herr Graf, daß die Germanen in ihren urſprünglichen Verfaſſungen jedem Freien Selbſthülfe in allen ihn und ſeine Familie betreffenden Beleidigungen geſtatteten, und daß der Germane dieſe Autonomie als das Palladium ſeiner Freiheit betrachtete. Sie ſtand aber dem großen Grundbeſitzer nicht mehr zu als dem kleinen Freien, den wir jetzt einen Bauer nennen, und ſelbſt dieſem auch dann noch, wenn er Grundbeſitz und Habe verloren, jedoch ſeine Waffen, das Zeichen des Freien, behalten hatte. Es gab in Teutſchland Knechte, unfreie Menſchen ihrem Stamme nach, oder durch Kriegsgefangenſchaft; manche auch, die im Spiele ſelbſt ihre Freiheit nicht geachtet hatten. Das übrige Volk aber beſtand ganz aus Freien, und ſelbſt als Hinterſaſſen großer Grundeigenthümer waren ſie perſönlich frei, und nur den freien Eigenthümern zu Zins und Dienſt pflichtig, und wurden nur durch ſie in der Geſellſchaft rechtsfähig. Sie ſtanden im Rechtsſchutze der Grundherren.

Sodann wiſſen Sie, daß die Germanen das weſtliche und ſüdliche Europa nach und nach ſich unterwarfen, und daß die Franken ein auf Grundverleihungen gebautes Heerbannſyſtem zur Behauptung ihrer Eroberungen aufſtellten, durch welches die beſiegten Völker zuerſt entwaffnet, dann waffenlos um die gleiche Ehre der Freien gebracht, und endlich für den Schutz, welchen die Sieger ihnen nun gewähren mußten, für dieſe zu arbeiten gezwungen wurden, wofür ihnen dann der Beſitz ihres alten Grundeigenthums verblieb. Sie wiſſen, daß dieſes Syſtem mit Modificationen von allen germaniſchen erobernden Völkern gegen unterworfene angewendet wurde, und wie in mancherlei Wechſeln und ewigen Kriegen dieſes Lehn- und Heerbannſyſtem auch in das eigentliche Teutſchland allgemach zurückkehrte und Schritt vor Schritt die urſprüngliche Verfaſſung änderte.

Endlich, Herr Graf, wiſſen Sie, wie dieſes Lehn- und Heerbannſyſtem zwei Stände in

Teutſchland und allen germaniſchen Ländern hervorrief: einen freien, bewaffneten Kriegerſtand und einen freien, bewaffneten Bürgerſtand, als Heinrich der Vinkler im innern Teuſchland feſte Städte gegründet, und die in dieſen Burgen eingeſchloſſenen Männer in Zünfte und Innungen nach ihren Gewerben getheilt hatte; und wie dagegen die Krieger ebenfalls Zünfte und Innungen bildeten, woraus hier im Laufe der Zeit der Ritterſtand, dort das Vollbürgerthum, die Meiſterſchaft, als höchſte Staffel hervortrat. Hiemit endete in den Städten die Autonomie des einzelnen Freien und ward von der Autonomie des freien Gemeinweſens erdrückt. Induſtrie und Handel konnte mit einer blos auf kriegeriſche Zwecke gerichteten geſellſchaftlichen Verfaſſung nicht beſtehen. Nur zum Schutze derſelben führte man die Waffen; übte man aber damit das Recht des Stärkeren, ſo adoptirte man bei Eroberungen, oder freiwilligen Unterwerfungen unter den Schutz der

Stadt jenes Lehn- und Heerbannſyſtem als etwas Vorhandenes und den Verhältniſſen und Begriffen der Geſellſchaft Angemeſſenes. Die moraliſchen Perſonen der freien Städte ſtellten ſich dadurch in innigem Zuſammenhang mit den Rechtsbegriffen und den Rechten freier Männer überhaupt; aber nur nach Außen. Im Innern hörte die Autonomie auf; Geſetzlichkeit trat an ihre Stelle; alle Streitigkeiten fanden ihren beſtimmten Richter; alle Kräfte dienten der Macht und dem Gedeihen des Ganzen, und aus ihnen ging für Teutſchland neben manchem anderem Vortheil die erſte Idee einer durch Feſtſtellung wechſelſeitiger Rechte und Pflichten geordneten und geſicherten Gerechtigkeit, überhaupt das Bild der Staatseinheit und der ſtaatsbürgerlichen gleichen Freiheit hervor, welche jetzt die Grundpfeiler der bürgerlichen, d. h. der Staatsgeſellſchaft ſind.

Der Kriegerſtand hingegen dürfte auf einen Antheil an der Civiliſation Teutſchlands nur ſehr

beſcheidene und mittelbare Anſprüche zu machen haben. Er ſtellte ſich dem nach Frieden ſtrebenden Bürgerſtande ſchroff durch ſeine Baſirung auf den Krieg entgegen. Er war es, der den freien Bauer, welcher unter dem Schutze eines Ritters in ſeiner Hütte blieb, entwaffnete, hörig, ja unfrei machte, meiſt ſelbſt ohne das Recht der Eroberung und des Sieges; er war es, der ein Raubſyſtem gegen die Städte und gegen den wehrloſen Unterthan ſeines Nachbars einführte, und allen Beſchlüſſen von Kaiſer und Reich zum Trotze unterhielt, bis die ultima ratio regum ihn zur Ordnung und unter das Geſetz des Friedens zwang. Man darf ſagen, daß das Pulver recht eigentlich ein Geſchenk der gütigen Vorſehung in der höchſten Noth des Vaterlandes und aller germaniſchen Völker geweſen ſei. Ohne dieſes Kleinod wären jene unzählichen Schlupfwinkel gefreieter Räuber, jene ſtahlbepanzerten Krieger, welche mit gleichen Waffen nicht zu beſiegen waren, und kein anderes

Handwerk als den Krieg lernen mochten, nicht zu zwingen geweſen, und ſchwerlich hätte das Geſetz an die Stelle der Autonomie, ſchwerlich der Landsfriede an die Stelle des Fauſtrechts, ſchwerlich Civiliſation und allgemeine Intelligenz an die Stelle der Barbarei treten können.

Allmälig erzwangen jetzt die Fürſten die Landeshoheit. Der nur für den Krieg gebildete Stand mußte ihren neugeordneten Heeren folgen. Er hatte nichts zu leben, wenn er nicht in dieſen Heeren Unterhalt erhielt. Welch unſägliches Elend aber jene Rotten dienſt- und brodloſer Kriegerſcharen über das weſtliche Europa brachten, wenn ein Friede ſie dem Fürſten, der ſie geworben hatte, entbehrlich machte, iſt kaum mit Worten zu beſchreiben. So lange die Ritterorden nicht aufgelöſt wurden, ſo lange der freie Reiſige nach der Ritterwürde, als der höchſten Ehre, trachtete, ſo lange eine höhere Taktik, die nicht auf Leibesſtärke der einzelnen Männer im Heere ſich gründete, noch

nicht ausgebildet war, ja man möchte ſagen, ſo lange nicht ein dreißigjähriger Krieg in Teutſchland ſelbſt die Scharen jener autonomiſchen, herrenloſen Krieger wieder verſchlang und mitten in Teutſchland eine Idee gründlich zu Grabe brachte, die von da als ihrer Quelle über das ganze weſtliche Europa ſich verbreitet hatte: ſo lange konnte der Sieg des Geſetzes über die Anarchie, der Sieg des Prinzips des Friedens über das Prinzip des Krieges nicht errungen und Wohlſtand und Gedeihen aller Klaſſen der Geſellſchaft nicht erzielt werden.

Aber was hatte das Volk indeſſen eingebüßt! Auf dem platten Lande gab es kaum einen ganz Freien mehr, als den Ritter, der zunftmäßig das Recht der Waffen erlangt hatte, und es jedem kleineren Freien ſtreitig machte. Damit er ſie ſchütze, mußten ſie für ihn arbeiten, und was urſprünglich billig war, ward nun, nachdem der Schutz der Geſetze des Friedens an die Stelle

des Herrenſchutzes getreten war, eine unerträgliche Laſt. Die Freiheit des Volkes war untergegangen, damit einige ganz frei ſein könnten; was geweſen war vorher, erkannte man nur noch in der Ritterſchaft und in den Städten.

Hieraus nun entwickelte ſich jenes Superioritätsverhältniß der Ritter über die Maſſe des Volkes, aus welchem ſie hervorgegangen waren. Das Gefühl allein frei und bewaffnet unter einer großen Anzahl Unfreier zu ſein, erzeugte eine gewiſſe Sicherheit im Benehmen und eine gewiſſe Dreiſtigkeit in allen ſocialen Berührungen, und ich glaube nicht, daß die Erinnerung großer Thaten dieſe gerühmte Eigenthümlichkeit des Adels jemals in ſolchem Maße hätte hervorrufen können, wie jene reellen Vorzüge. Der Beſitz von Vorrechten muß einen Vorzug in der Geſellſchaft geben, die Beſitzer zu Gleichen, die Entbehrer zu Ungleichen machen. Sobald auch für das Prinzip des Friedens die für das Prinzip des Krieges nothwendigen Verhältniſſe

der vorzugsweiſe zum Kriegsdienſte verpflichteten Freien durch ertrotzte Verträge anerkannt waren, ſeit die Vertretung der Geſellſchaft auf dem Grundſatze fortgeführt wurde, daß nur der waffentragende Freie das Recht zur Vertretung habe: ſeit dieſer Zeit ging der Ritterſtand in den Adel über. Noch im ſechzehnten Jahrhundert machte man dem bloßen Ritter überall die Prädikate des Adels ſtreitig. Erſt als die Landeshoheit und der hievon abhängige Landfriede nur dadurch begründet und befeſtigt werden konnten, daß die Fürſten auch für dieſen Frieden und ein völlig verändertes Wehrſyſtem, die vom Ritterſtande in Anſpruch genommenen kriegeriſchen Vorrechte, namentlich der Steuerfreiheit und der Rechtspflege, des alten, reichsunmittelbaren Adels anerkannten, wurde ihm das Prädikat Adel nicht mehr ſtreitig gemacht. Auf dieſe Weiſe mußten Fürſten und Volk vom Kriegerſtande den Frieden theuer erkaufen.

Dies, Herr Graf, ſind wahre „Grundzüge zu einer Geſchichte des Adels;“ keinesweges aber das Ritterthum mit ſeinen glänzenderen und ſchönern Aeußerungen. Dieſe gehören, wie das Ritterweſen ſelbſt, dem ganzen freien Volke. Nie hat in Teutſchland, und gewiß nirgends in der Welt ein Naturgeſetz den Adel hervorgerufen, und ein Mißbrauch der Geſchichte würde es ſein, das, was iſt, weil es zu irgend einer Zeit nothwendig war, zu einem Naturgeſetze ſtempeln zu wollen. Gehen Sie aber in die Zeit der Entſtehung des teutſchen Adels zurück, ſo finden Sie leicht, daß nur eine kleine Anzahl Freier ſich im Genuſſe einer höheren Achtung und gewiſſer, auf kriegeriſche Pflichten gegründeter Vergünſtigungen befunden habe. Erſt unter den Franken, und durch ihre Rückwirkung auf Teutſchland auch hier, bildete ſich ein befreieter, erblich bevorzugter Adel durch Erblichkeit der Lehn und Anwendung des Lehnſyſtems auf alle Verhältniſſe des Volkes. Selbſt als dieſer

Adel das Volk im fränkiſchen Intereſſe in den Reichsverſammlungen vertrat, konnte in den Gauen noch jeder Freie ſelbſt ſein Recht vertreten. Große kriegeriſche Erinnerungen, von denen wir wenig mehr wiſſen, mag hin und wieder dieſer Adel auf das ſpätere Mittelalter in ſeinen Familien vererbt, und auch im Ritterthume fortgepflanzt haben: die jetzige große Maſſe des ritterſchaftlichen hat ſolche Erinnerungen nicht aufzuweiſen, und ihr Urſprung gehört einer Zeit an, welche den Unbefangenen mit Wehmuth erfüllt. Als das erſte Bedürfniß des Reichs ein allgemeiner Friede wurde, mußten die Fürſten auf Koſten der Rechte der Nation vor allem mit dem Ritterſtande Frieden ſchließen, und nur durch Befriedigung des Eigennutzes vermochten ſie ſelbſt ihre wohlthätigeren Zwecke zu erreichen. So ward die Ritterſchaft an die Fürſten geknüpft, aber keinesweges die Letzteren dauerhaft an jene; ſo entſtand die Meinung, daß die Ritterſchaft ein Adel, und dieſer

Adel die Stütze der Throne ſei, weil die Fürſten ihre Thronrechte durch die Zugeſtändniſſe an die Ritter begründeten. Umgeben von dieſem Adel, erzogen von ihm, mehr für die Künſte des Krieges als des Friedens von ihm gebildet, ſcheint dieſe Meinung ſelbſt auf manche fürſtliche Geſinnung Einfluß gewonnen zu haben, ja es haben Prinzenerzieher ſie in neueren Zeiten in ein Syſtem gebracht, ſo ſehr die ſchon vor mehr als 300 Jahren allgemein anerkannte Nothwendigkeit und ſtaatskluge Thätigkeit der mehreſten aufgeklärten Fürſten den Bürgerſtand zu heben, den Widerſpruch dieſes Vorurtheils mit den wahrhaften Bedürfniſſen einer vernünftigen Staatsorganiſation lebendig und unwiderlegbar ſchlagend dargethan hat. Aber nicht ein bevorzugtes ſtädtiſches Bürgerthum: ein freies und gleiches Staatsbürgerthum, das alle Glieder des Staats in ſich begreift, iſt die ſichere Grundlage des Thrones, und ein geringer Aufwand von mathematiſchem Scharfſinn zeigt den Vorzug einer

ſo breiten Baſis vor unſicheren ſchwankenden Stützen, mit welchen ein einziger, auf Koſten des Volkes bevorzugter Stand den Thron künſtlich über jene natürliche, ſichere Baſis hebt.

Wahr iſt es, dieſe Stützen ſind allgemein von der Vernunft der Zeit bedroht; allein nur ſcheinbar iſt die Beſorgniß, daß die Throne mit ihnen fallen würden. Das Volk iſt reif und bereit, ſie zu halten, und nur ein kurzſichtiger Widerwille dagegen könnte dieſe Bereitwilligkeit in eine Gefahr verkehren.

Allein wollen Sie, daß ich nun noch einmal auf das Naturgeſetz zurückkomme, welches nach Ihrer Meinung den Adel ſchuf und erhält? Wenn die Fortpflanzung der Geſchlechter in der Thierwelt durch aufmerkſame und beharrliche Vergattung ausgezeichneter, fehlerloſer Individuen beider Geſchlechter, und bei ausgeſucht guter Behandlung und Wartung eine ſchöne Zucht und Race giebt, ſo geben Sie ſelbſt zu, daß dies eine künſtliche Ver-

anſtaltung ſei. Sie wiſſen aber als Holſte beſſer als ich, daß dieſe Racen durch, bis jetzt nicht ſattſam erklärte und bemeiſterte Umſtände oft ſehr bald ausarten, und daß man ſogar den Grundſatz gebildet habe, daß eine Verjüngung der Racen durch wilde Einmiſchlinge ihnen neue Kraft verleihe. Bis jetzt hat die heilige Scham den Menſchen abgehalten, ſolche Verſuche mit ſeinen ausgearteten Edelracen öffentlich anzuſtellen, und hoffen darf man, daß die bisherigen Erfahrungen gebildeter Menſchen in Zukunft kategoriſch verbieten werden, einen Kaſtengeiſt und eine mit ihm entſtandene Ueberlegenheit in der Geſellſchaft an das heilige Geheimniß ihrer Zeugung zu knüpfen. Die Vernunft, der Menſchengeiſt iſt an keine Race gebunden; die Gaben und Kräfte des Verſtandes erben nicht von Vater auf Sohn; das Blut des adeligen Vaters hat keine ſeligmachende Kraft. Der Leib allein erbt oft die Eigenſchaften der Erzeuger; der Geiſt bedarf künſtlicher Ueberlieferungs-

mittel und erbt von der Menſchheit. Eher werden Sünden vererbt als Tugenden der Eltern, denn die Sünde der Väter, bemerkte ſchon der große naturkundige Moſes, wirkt auf viele Glieder in der Familie fort. Und wenn es wahr wäre, daß die Reinheit der Race etwas in der Natur Begründetes ſei, würde es dann ſo vieler künſtlicher Mittel und Anſtalten bedürfen, ſie rein zu erhalten? Nirgends in der Natur findet ſich dieſes Geſetz; die ungezählte Menge der Spielarten zeugt dagegen. Wo die Race rein bleibt, hat lokale Nothwendigkeit oder Zwang darauf gewirkt. Die Natur hat ſelten, und wohl am wenigſten hier — unüberſteigliche Grenzen gezogen, und dieſe empiriſche Wahrheit ſollte ein Fingerzeig für Menſchen ſein, ihr nicht Geſetze aufdringen zu wollen, die ihre Thätigkeit hemmen und ihrem ſchöpferiſchen Reichthum ſeinen wohlthätigen Nutzen verkümmern.

Verzeihen Sie mir eine Auslaſſung, Herr

Graf, die vielleicht an der Schwierigkeit, einen ſo zarten Gegenſtand würdig zu behandeln, ſcheiterte! Eine perſönliche Abſicht werden Sie mir nicht unterlegen, und ich verwahre mich gegen jede ſolche Deutung. Ich wollte Ihre Aufmerkſamkeit auf die Gefahr in Ihrer Behauptung leiten und einen neuen Punkt, den ich zum Gegenſtand einer beſonderen Mittheilung zu machen gedenke, berühren. Genehmigen Sie indeß die Verſicherung meiner unveränderten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu ſein ꝛc.

Dritter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Weit entfernt, zu befürchten, Ihnen durch meine Mittheilungen über einen Gegenstand beschwerlich zu fallen, der unter gebildeten Menschen in diesem Augenblicke fast in jeder Unterhaltung berührt wird: bringe ich Ihrer anerkannten Humanität ein Vertrauen entgegen, aus welchem zum mindesten hervorleuchten dürfte, wie frei ich von aller Animosität, allem Hasse und Neide gegen Ihren Stand bin. Andere Gesinnungen halte ich der Intelligenz unserer Zeit für unangemessen, und je eifriger ich mich bemühe, mich dieser Intelligenz näher anzu-

ſchließen, deſto ausſchließlicher habe ich es lediglich mit den Gründen zu thun, welche man für die Behauptung der Vorzüge und Vorrechte eines Standes und einer Klaſſe der bürgerlichen Geſellſchaft vor der andern anführen mag. Aus meinem letzten Schreiben lernen Sie in mir einen Anhänger einer gewiſſen hiſtoriſchen Schule kennen, und entnehmen daraus, daß ich ein Gegner der Ideologen bin. Seit Rouſſeau und Voltaire, ſeit der franzöſiſchen Revolution hat die Ideologie eine Fruchtbarkeit entwickelt, die nothwendig den Boden, auf welchem ſie wucherte, erſchöpfen mußte. Man bedurfte daher eines befruchtenden Mediums, und dieſes, Herr Graf, hat man in einem gründlichen Studium der Weltgeſchichte, der Geſchichte des Menſchengeiſtes, ich glaube glücklich, entdeckt.

Aus dieſer Geſchichte verſuchte ich die Merkmale der Entſtehung und Entwickelung der welthiſtoriſchen Idee eines bevorrechteten Erbadels zu entlehnen und ich glaube, daß ſich zwei Haupt-

momente angeben laſſen, wo jene Idee Leben und Wirklichkeit empfing. Das erſte Moment iſt die fränkiſche Lehn- und Heerfolgeordnung. Schon mit dem Verfall der Merovinger, noch mehr aber mit Abgang der Karolinger zeigt ſich in dieſem Reiche ein erblicher Feudaladel, entſtehend durch das Vorenthalten der Lehen gegen die ohnmächtigen Lehnsherren. Die Herzogs- und Grafenämter wurden jetzt an den Lehen klebende erbliche Würden der Familien. Die Behauptung der durch die großen Lehen, ſo wie durch jene Aemter übergekommenen Gewalt gegen die Oberherren erzeugte für die großen Lehn- und Würdenträger die Nothwendigkeit, unter den kleineren Lehnträgern durch Garantie gleichen Erbrechts ſich feſten Anhang zu bilden, und die Geſchichte des Erbadels ſtellt ſomit gleich im Beginn den Beweis auf, daß der Erbadel nur in ſofern eine Stütze des Thrones genannt werden könne, als die Stabilität des Thrones ihm angemaßte Rechte ſichert. Unzählige ähnliche Bei-

ſpiele ließen ſich davon bis auf unſere Tage herab finden, wie trefflich der Adel die Legitimität der Throne unterſtützt und zum Wohle des Staats mitwirkt, ſelbſt wenn wir des weſtphäliſchen Hofes und anderer Höfe dieſer Zeit nicht gedenken wollen! Die Kaiſer- und Gegenkaiſergeſchichte iſt unter andern reich an dieſer Eigenthümlichkeit des Standes. Indeſſen iſt dieſer Adel ſehr alt geworden; er hatte die Verfaſſungen der germaniſchen Reiche ſich angepaßt; die Landeshoheit ſeiner mächtigeren Glieder ging aus ihm hervor, die eine große Wohlthat unter Umſtänden, wie ſie waren, dennoch das teutſche Staatsleben ſo gründlich umgekehrt und verunſtaltet hat, daß die neuere Zeit nothwendig auf den Gedanken kommen mußte, den alten Adel auf die Zeiten vor ſeiner Entſtehung zurückzuführen, ſofern die von ihm errungene Landeshoheit dem neueren Staatenſyſteme, welches auf Bildung großer Nationalitäten füglich Bedacht zu nehmen anfängt, ſtörend entgegentritt.

Das zweite Moment, Herr Graf, nimmt einen mindeſtens eben ſo großen Abſchnitt in der teutſchen Geſchichte ein. Die Entſtehungszeit ritterſchaftlichen Erbadels iſt in mancher Weiſe noch dunkler und ſeine Geburt geheimnißvoller. Man könnte ſie vielmehr ein fünfhundertjähriges Gebären nennen, als eine Geburt. Die ſchauderhafteſte Zeit teutſcher Geſchichte, das Interregnum macht die erſten Anſprüche auf deſſen Diplom, obwohl dies einer ſpäteren Zeit angehören dürfte. Während die Städte an innerem Gehalte gewinnen, während ſie die einzigen Stützen der Freiheit und des Rechts ſind, bildet ſich ein Bund der Ritter gegen dieſe Städte unter dem Vorwand, in Ermangelung eines Reichsoberhauptes das alte Recht zu ſchützen. Mag dieſe Idee den ſchwäbiſchen Freiſaſſen und Rittern vorgeſchwebt haben oder nicht: ſoviel iſt gewiß, die Art und Weiſe der Ausführung läßt kaum auf die Idee zurückſchließen. Das furchtbarſte Raub- und Fehdeſy-

ſtem, der rechtloſeſte Zuſtand, die ſchauderhafteſte Barbarei folgte den Zeiten der — Minneſinger. Dieſelben Ritter, Herr Graf, die unter den Franken und Hohenſtaufen, dieſen Männern von Geiſt und Seelenhoheit, den letzten Kaiſern einer freien Volkswahl, ſich öfter gegen ſie empörten, als ihnen treu blieben: ſie ſind die Helden dieſer Zeit. Wichtig geworden in den Kreuzzügen, war die Ritterwürde allgemein begehrt. Zu einer Ritterzunft zu gehören, hieß das ehrenvolle Handwerk der Waffen den Künſten und Gewerben des Friedens gegenüberſtellen. Um es unabhängig treiben zu können, mußte der hörige Hinterſaſſe ſeine Leiſtungen verdoppeln; und nicht lange währte es, ſo ſah der Ritter alles, was er mit dem Schwert auch dem friedlichen Manne abnehmen konnte, ſelbſt deſſen Freiheit, als gute Beute an.

Es iſt mir unbegreiflich, Herr Graf, wie Sie in den von Ihnen angedeuteten Grundzügen der Geſchichte des teutſchen Adels dieſen weſentlichen

überſehen konnten. Sie müſſen mir zugeben, daß die Minneſingerei auf die Entwickelung des Inſtituts gar nicht von Einfluß, von dem größten aber das Fauſtrecht und das Interregnum — die Herrenloſigkeit geweſen iſt. Daß die Minneſinger und deren Begünſtiger gerade alle Ritter oder vom Adel geweſen, iſt mir nicht bekannt. Ueberall, wo Kunſt und Wiſſen aufblühten, gab es Minneſinger, und bekanntlich haben die Mauren den Provenzalen und Teutſchen in der Dichtkunſt nichts nachgegeben, ja ſie ſollen ihnen ſogar vorausgegangen ſein und ſie übertroffen haben. Wäre nun der Minneſang und die romantiſche Poeſie jener Zeit ein Kind des Ritterthums, und nicht umgekehrt das ſchönre Ritterthum und die Minneſingerei ein Kind der romantiſchen Begeiſterung der Zeit geweſen, ſo müßte man annehmen, daß auch das Ritterthum und die Tugend jener Mauren trefflicher geweſen ſei. Je roher der Geiſt der Nationen blieb, deſto unbedeutender ſind ihre dich-

teriſchen Schöpfungen in jener Zeit, und deutlich genug können wir die Abſtufungen des Werthes der romantiſchen Poeſie durch die Nationen hindurch gewahren, wenn wir auch jeder einzelnen Nation ihre beſonderen poetiſchen, und der deutſchen beſonders ihre gemüthlichen Vorzüge zugeſtehen müſſen. Daß unter tauſenden von rohen Rittern und ungebildeten Edelleuten einige wenige waren, welche die Regeln und den Geiſt dieſer Poeſie auffaßten, leidet keinen Zweifel; ja man kann getroſt zugeben, daß die Ritter, als aus den freien Geſchlechtern ſtammend, nicht aber weil ſie Ritter waren, Luſt zum Dichten hatten, und man wird dennoch nicht begreifen, was dies mit dem Werth eines Erbadels zu thun habe. Weiß man doch, daß die Freiheit alle Kräfte des Menſchen erregt; wie viel beklagenswerther iſt es alſo, daß ein Theil des Volkes den andern zur Sklaverei herabwürdigte, in welcher er nichts Herrliches vollbringen konnte.

Aber ich will Ihnen dieſen ſchönen Traum nicht ferner ſtören. Wir wiſſen die Zeit nicht genau, wo die Ritterwürde erblich wurde, und eben ſo wenig läßt ſich angeben, wenn die Freiſaſſen auf die Idee gekommen ſind, als Erbritter einen Adel zu bilden. Sie benutzten beſonders in Franken und Schwaben den Verfall dieſer beiden großen Reichslehen in der Zeit der Ohnmacht der Reichsoberhäupter, und der ehr- und habſüchtigen Parteiungen des alten Adels; das Beiſpiel dieſes Adels war vorangegangen; die Vortheile und Vorrechte, welche er erlangt hatte, waren ſichtbar; nichts war daher natürlicher, als daß die ihm nachahmten, die ihm an Macht und Reichthum am nächſten ſtanden.

So drängte ſich die freie Ritterſchaft in den alten Erbadel ein. Was man nicht hatte hindern können, mußte man jetzt zum allgemeinen Beſten kehren. Man nahm die freie Ritterſchaft in den Reichsverband auf, um ihre Autonomie durch das

Reichsgeſetz zu zügeln, und ſchon Rudolph I. ermunterte die Fürſten, in ihren Territorien ebenfalls Ritterverbindungen zu ſtiften, nicht um die Rechte der Ritter zu mehren, ſondern um die Anmaßungen der kleinen Vaſallen gegen die unglücklichen Bauern hiedurch zu beſchränken.

Während dieſer Bemühungen ward das Pulver erfunden. Die Kriegskunſt änderte ſich; die Fürſten ſahen bald die Unzweckmäßigkeit einer Kriegerzunft ein, deren Waffenkünſte, deren ganzes Kriegsſyſtem auf Leibesſtärke gegründet war. Allein dieſe Ritter im Reichsterritorium und die kleinen von den Fürſten abhängigen ritterbürtigen Hinterſaſſen waren bisher nur zu dieſen Kriegsdienſten verpflichtet geweſen. Umſonſt verlangten die Fürſten von ihnen die Mittel, zweckmäßige Heere errichten zu können. Wolle man ihre perſönlichen Dienſte nicht, antworteten ſie, ſo ſeien ſie keinem Menſchen etwas ſchuldig. Die Fürſten entgegneten: gut, dann aber haben eure Dienſtmannen

auch nie die Pflicht gehabt, euch Zins zu geben und für euch zu arbeiten; wollt ihr euch nicht in ein gleiches Verhältniß zu uns ſtellen, ſo gebt jenen zurück, was euch nicht gebührt.

Dieſes Dilemma füllet alle ritterſchaftlichen Verhandlungen mit ihren Fürſten bis in das ſechzehnte Jahrhundert, und erſt jetzt, nachdem der ewige Landfriede beſchworen und die Geſetzlichkeit, das Friedensprinzip an die Stelle des Fauſtrechts und Kriegsprinzips getreten war, bequemten ſich die Ritter unter ausdrücklichem Vorbehalt ihrer Privilegien und Rechte, ihre perſönliche Dienſtpflicht in Gelde den Fürſten abzukaufen. Und ſo ward zum zweiten Male die Freiheit des Volks verhandelt, und die Freien, dieſe Erbritter, erbten die Privilegien wie die Sporen, d. h. ohne ſie verdient zu haben, und würdigten ihr Leben, das ſie als Krieger dem Fürſten verpfändet hatten, einer armſeligen Steuer gleich, welche ſie von ihren Hinterſaſſen erpreßten, ohne ſie ferner zu ſchützen. So

verwuchs ein auf Bedingungen gegründetes Rechts- und Pflichtverhältniß von nun an als ein absolutes mit den Rechtsbegriffen des Volks und ſchlau wendete man die neue Reichsgerichtsverfaſſung und nach und nach das römiſche Recht ſelbſt noch auf dieſes Verhältniß an, da es ſcheint, die Ritter haben ſich ſo wohl dabei befunden, als beim Fauſtrecht.

Sobald die niedere Erbritterſchaft in den fürſtlichen Territorien dieſelben Rechte und Privilegien erlangt hatte, welche die Reichsritterſchaft im Reiche behauptete, maßte ſie ſich, aller Widerrede ungeachtet, das Prädikat des Adels an. Und in der That, da die Ritterſchaft überall unter gleichen Bedingungen ſich fortpflanzte, da ritterbürtige Eltern einen Ritter erzeugten, da der Adel ohne Ritterwürde nicht mehr gedacht werden konnte, ſo ſtand dem Zugeſtändniß dieſer Anmaßung nichts entgegen, als höchſtens die Neuheit derſelben und der altadelige Stolz. Je weiter die Landeshoheit der größeren Edelleute die Reichsritterſchaft hinter ſich

zurückließ, deſto gleicher wurde letztere der Territorialritterſchaft, und ſomit konnten ſich's die Fürſten wohl gefallen laſſen, daß ihre Ritter, die ihre Umgebung bildeten, dem kleinen Reichsadel ſich gleichſtellten. Im ſechzehnten Jahrhundert ward die niedere Ritterſchaft ein Adel, und ſeit der Auflöſung des teutſchen Reichs hörte faſt von ſelbſt der Unterſchied zwiſchen ihr und der freien unmittelbaren Reichsritterſchaft auf. Seit dieſe keine Säule des teutſchen Kaiſerthrones mehr iſt, kann ſie nur noch als ſimple Stütze der Fürſtenthrone eine ſcheinbare Wichtigkeit behaupten, und ſo ſehr ſie den Gedanken faſſen mag — ſie iſt in Wahrheit in die niedere Ritterſchaft übergegangen, und die ganze Zunft zu ihrer urſprünglichen Einheit zurückgekehrt, wahrſcheinlich, damit ſie der Idee nach auf· einmal verſchwinde. Sic transit gloria mundi! —

Sie ſelbſt, Herr Graf, verkennen dieſe beiden Hauptmomente der Entſtehungsgeſchichte des Erb-

adels nicht. Schon vor zwölf Jahren that der geiſtreiche Freiherr von Gagern auf Monsheim bei Gelegenheit des Aachener Congreſſes den Fürſten den Vorſchlag, die Entſchädigung der Mediatiſirten dadurch zu bewirken, daß man ſie den regierenden Fürſten ebenbürtig erkläre, da die wenigen Fürſtengeſchlechter, in ihrer Fortpflanzung auf ſich beſchränkt, nothwendig ausarten müßten. Dagegen rieth er, die ehemalige Reichsritterſchaft ſammt der niedern vollſtändig im tiers état aufzulöſen, da der Nutzen einer fernern Bevorrechtung derſelben für das Wohl der Staaten keineswegs zu beweiſen, noch dieſes Nivellement eine Ungerechtigkeit gegen ſie ſei, wenn man die Gründe ihrer Entſtehung an die Gründe ihres Fortbeſtehens halte.

Allein man weiß, daß Herr von Gagern aus jener Schule gewaltſamer Politik hervorgegangen iſt, welche auf den Trümmern der franzöſiſchen Revolution entſprang und zwiſchen Ideologie und Empirie die Mitte hält. Ein Mann von den Talen-

ten und der Aufklärung des Herrn von Gagern war kein Mann für die Miniſterialariſtokraten, welche ſich um die legitimen Throne geſtellt hatten; und während ſie ihn als Jacobiner bezeichneten, verdarb er es mit den Wortführern der conſtitutionellen Liberalen, welche in ſeinen Vorſchlägen zur Entſchädigung der mediatiſirten Reichsfürſten Kryptoariſtokratismus witterten, im Fortbeſtehen dieſes bevorzugten Erbadels eine halbe Maßregel erblickten und das vorgeſchlagene Nivellement nicht breit und weit genug für die Baſis des Thrones und der Legitimität, ja ſelbſt der Entſtehung eines neuen Erbadels günſtig hielten.

So richtig beide Theile von ihren beſonderen Standpunkten aus dieſe Vermittelung beurtheilen mochten, ſo gewiß iſt es, daß man von beiden Seiten nicht aufgegeben hat, hier einen Erbadel zu halten und zu heben, dort zu vernichten. Der Kampf um *ſingulâres* und um gleiches Recht hat zu den materielleſten und geiſtigſten Waffen

ſeine Zuflucht genommen. Adelsketten und Demagegenbünde, Fürſtengunſt und Fürſtenhaß, Geſchichte und Vernunft, Wort und That, Mißbrauch der Prärogativen der Throne und der fürſtlichen Ehre ſelbſt und — Revolution ſind in ſeinem Gefolge; und immer in der äußerſten Noth ſiegte Gerechtigkeit und Vernunft über das Recht vermodernder Eſelshäute. Ideen reifen zu Handlungen, wie das Saatkorn zur Frucht, und die kühnſten und glücklichſten derſelben finden nur darum noch Widerſtand, weil man ſie nach ſeinen gegenwärtigen Vortheilen mißt und ſich um den wahren Werth derſelben nicht kümmert. Aber die Revolution, Herr Graf, iſt nicht, wie Sie meinen, beendigt, und die neuſten Ereigniſſe widerlegen der Reihe nach, daß die Ideen des gleichen und freien Bürgerthums und der Einheit der Nationen kaum die Schwellen des europäiſchen Staatengebäudes betreten haben. Aber keine Weisheit, am wenigſten Vorurtheile für tauſendjähriges Unrecht,

welches an der Nation durch den bevorzugten und bevorrechteten Erbadel verübt worden iſt, wird das Vorwärtsdringen dieſer Ideen aufhalten. Sie werden culminiren, wie die Ideen des Lehnweſens und Erbadels culminiret haben, ſie müſſen es — wenn anders die Geſchichte der Menſchheit die Zukunft errathen läßt.

Ich habe keinen Grund, Herr Graf, dieſe Bemerkungen gegen Sie zu unterdrücken und fürchte nicht, daß Sie beharrlich das Kindesalter politiſcher Intelligenz der Germanen für einen Beweis der Nothwendigkeit anſehen können, daß „in jeder Verfaſſung jedes Staates ein Erbadel (?) entſtehen und ſie ſtützen müſſe.“ Erlauben Sie mir auch hierüber Ihnen meine Bemerkungen nächſtens mittheilen zu dürfen und genehmigen Sie die Verſicherung vollkommener Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe ꝛc.

Vierter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Viel zu weit, Herr Graf, würde es uns führen, wenn wir die Beſtandtheile der civiliſirten Geſellſchaft in allen Theilen der Welt analyſiren wollten. Sie finden die Baſis des Erbadels von Europa im Reichthum, im großen Grundbeſitz, und ſcheinen der Meinung Gehör zu geben, welche dieſe Baſis für einen nothwendigen Entſtehungsgrund eines Erbadels in allen Staaten hält. „Amerika ſelbſt habe ſchon ſeinen Adel, und kein Staat könne ohne Adel ſein?“

Ich kann Ihnen unmöglich darin beipflichten,

Herr Graf. Nach der herrſchenden Anſicht der intelligenteſten Köpfe aller intelligenten Zeiten beruhete der urſprüngliche Unterſchied der Stände auf der Verſchiedenheit der Menſchen an Verſtand, Kraft und Bildung. Sind ſich nun aber die Menſchen in dieſen Eigenſchaften gleich geworden, ſo giebt es eben ſo wenig mehr einen Unterſchied der Stände, als eine Verſchiedenheit der Farben, wenn dieſe einmal zuſammengeſtoßen ſind. Die Geſtalten des ehemaligen Adels in einer andern Bildungsperiode einer Nation wieder in das neue politiſche Leben einzwängen, hieße — die ägyptiſchen Mumien nochmals als lebende Perſonen in die Geſellſchaft einführen wollen. Wohl kann man erzählen, was der Adel in ſeiner ehemaligen Kraft und Würde war, aber nirgends vermag ein politiſcher Schriftſteller anzugeben, wie man den Adel, wie er gegenwärtig iſt, in einer neuen Staatsform, nicht zu des Adels alleinigem Beſten, ſondern zum Beſten des Ganzen eine beſondere

nützliche Stelle anweiſen könnte? daß man aus geſundem Holze Häuſer bauen könne, wußte man längſt; aber was mit morſchen Balken anzufangen ſei, muß man uns noch lehren...

Lag in der Vertheilung der eroberten Staats- und herrenloſen Güter im Frankenreiche der Grund zur Entſtehung eines erblichen Adels, ſo folgt meines Erachtens, daraus keineswegs, daß der Beſitz von Grundeigenthum unter ganz gleichen Rechtsverhältniſſen der Beſitzer einen Erbadel erzeugen müſſe. So weit ich nun Amerika kennen zu lernen Gelegenheit hatte, kennte ich zwar einige Abkömmlinge ariſtokratiſcher Familien aus England und Spanien dort bemerken, welche die Republiken gleichſam als Inventarium und Warnungszeichen aus den Zeiten der Unterdrückung geerbt haben; allein mehr zu finden war ich nicht im Stande. Indeſſen hat das ſüdliche Amerika noch lange nicht ausgegohren, und es läßt ſich noch nicht ſagen, wie es ſich endlich von der ariſtokratiſchen

Hefe vollſtändig befreien werde. Die Eiferſucht des Volks in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten aber muß man kennen, um an die Unmöglichkeit eines Adelsinſtituts in ihnen zu glauben. Kaum iſt funfzig Jahre Gras über den Gräbern der Helden der nordamerikaniſchen Freiheit gewachſen, und ſchon erleben wir, daß der Einfluß der alten Ariſtokratenfamilien gänzlich dahinſchwindet, ja daß ſelbſt die Eigenthümlichkeit des engliſchen Ariſtokratismus gänzlich verwiſcht iſt. Auch in Amerika bringen die großen induſtriöſen Städte mit ihren Intereſſen und ihrem Reichthume vor, und vielleicht nirgends mehr als dort ordnet man den Vortheilen des freien Verkehrs mit aller Habe, die Intereſſen des großen Grundbeſitzes unter. Mit jedem Jahrzehend wird und muß das ariſtokratiſche Fundament in Amerika ſich vermindern, je mehr die Sklaverei beſchränkt wird und die Geſetzlichkeit der Freiheit des Menſchen alle Autonomie erdrückt; und ein Staat, der nicht auf das Prinzip eines

Kriegerthums gegründet iſt, ſondern auf die friedliche Entwickelung eines freien und gleichen Bürgerthums, kann keinen Adel als Frucht ſeiner Entwickelung gebären. Die Aehnlichkeit des Privatlebens der amerikaniſchen reichen Grundbeſitzer mit dem des reichen europäiſchen Adels liefert höchſtens den Beweis, daß der Reichthum überall ſich ein behagliches Leben bereite. Sonſt aber iſt das demokratiſche Prinzip ſo durchaus vorherrſchend, daß bei der zunehmenden Menge kleiner Grundeigenthümer der freie Bauernſtand allmählich ſelbſt in ſolchen Staaten die Verfaſſung unwillkührlich nach demokratiſchen Prinzipien modelt, wo urſprünglich der engliſche Ariſtokratismus zur Grundlage gedient hatte.

Wir erkennen darin einen entgegengeſetzten Entwickelungsgang der ſocialen Verhältniſſe von dem germaniſcher Völker. Bei dieſen waren Autonomie und Waffen die erſten Garanten der Freiheit, dort ſind es die Geſetze. Hier bildete die

Faust, dort der Geist die Basen der Societät, und wenn sich aus der Vergangenheit in die Zukunft ein richtiger Schluß ziehen ließe, so würde man nur sagen können: Amerika muß zur Barbarei zurückkehren, um einen Adel zu erhalten; Europa zur Intelligenz gelangen, um seinen Adel zu verlieren.

Die Behauptung, Herr Graf, „man werde des Adels, welchen Lehns- und Ritterwesen erzeugten, nie entbehren können, so sehr man dagegen eifere," ist nach Ihrer eigenen Bemerkung: „daß in der Gesellschaft vieles sei, wogegen die Vernunft sich sträube, und dessen Nothwendigkeit man demohngeachtet anerkennen müsse," ein Paradoxon. Die Ungleichheit der Glücksgüter, welche Sie als eine ähnliche Nothwendigkeit gegen die Vernunft anführen, unterstützt diesen Satz keineswegs. „Der Reichthum des Adels ist verschwunden," bekennen Sie selbst. „Die Blüthe des Adels war die Zeit seines Reichthums." Die Dauer des Reichthums

iſt mithin weder an Zeiten noch Perſonen gebunden. Er iſt etwas, das jeder erlangen kann. Somit iſt der Reichthum ein ideales Etwas, worauf jeder Hoffnung hat, der danach trachtet, und man kann nicht behaupten, daß er Einem Menſchen unzugänglich ſei. Er iſt überall zu finden, überall zu verlieren. Somit erſcheint er als ein Sporn irdiſcher Thätigkeit und weltlicher Sorge. Er begründet aber an ſich kein dauerndes Verhältniß, weil ihn Umſtände nehmen und geben können, welche der Verſtand des Menſchen nicht zu ermeſſen vermag. Eine Nothwendigkeit aber, welche einen ſolchen Charakter hat, wie die Ungleichheit der Glücksgüter, wird die gebildete Vernunft leicht als eine wohlthätige Einrichtung der Gottheit preiſen, nicht aber gegen ſie ſträuben. Unmöglich kann die Vernunft des Thoren der Maßſtab ſein, nach welchem wir die Vernunft der Menſchheit oder gar der Gottheit bemeſſen, wie ſich beide in ihren weiſeſten Organen kund geben. Und dieſen Reichthum,

Herr Graf, nennen Sie die Baſis des Adels?... Allein Sie geſtehen, „dieſe Baſis ſei verloren, und mit ihm ſei die Blüthe des Adels verſchwunden. Das Aufkommen der Städte und ihrer Freiheiten, ihre Induſtrie, ihr Handel, ihre Kenntniſſe gewannen Bedeutung, und beſiegten die Vorurtheile. Das aus dem Grundeigenthum hergenommene Anſehen fand jetzt nur in der Fürſtengunſt ſeine Stütze (sic!). An die Stelle der Realitäten trat glänzender Schein und aus der Vorzeit herüber geholte Anſprüche auf Auszeichnung. Die Aufklärung aber wollte das Verdienſt belohnt wiſſen u. ſ. w.“

Sie ſelbſt, Herr Graf, ſind zu gerecht und aufgeklärt genug, die Urſachen zu entdecken, welche den Adel um ſeinen Glanz gebracht haben. Und zuverläſſig räumen Sie ein, daß eine gewiſſe Zeit mit beſtimmten gegebenen Verhältniſſen Nothwendigkeiten als Vernunft gemäß aufſtellen könne, welche eine andere Zeit mit anderen beſtimmten

Verhältniſſen als vernunftwidrig verwerfe, und dieſen Verhältniſſen gemäße neue Nothwendigkeiten hervorrufe. Gewiß, Herr Graf, dieſes Zuſtändniß ſind Sie der Vernunft ſchuldig und werden es ihr nicht verſagen. Als Sie Ihre Gedanken über den Adel niederſchrieben, ſchienen Sie die Revolution als beendigt zu betrachten. „Der Adel," ſagen Sie, „ſchlage ſelbſt in Frankreich neue Wurzeln und die Kraft des Naturtriebes habe ſich trotz der Philoſophie (der Encyclopädiſten, Kants und Anderer) bewährt. Die bevorzugte Klaſſe (wahrſcheinlich die der Emigranten?) habe den Sieg davon getragen, weil es eben Vorzüge gebe, die man nicht verläugnen könne."

Ich enthalte mich jedes empiriſchen Gegenbeweiſes wider dieſes empiriſche Argument. Allein fragen muß ich Sie, Herr Graf, weshalb Sie an der Ewigkeit der Revolution zweifeln? Welche Gründe haben Sie, an die Stabilität einer geſellſchaftlichen Einrichtung zu glauben, deren We-

ſen Sie mit Vernunft im Widerſpruch finden? Die Geſchichte kann Ihnen dieſes Reſultat nicht aufgedrungen haben; es iſt die Frucht Ihrer eigenen Wünſche und Hoffnungen, die Revolution vernichtete den Thron und Adel, weil der Fürſt den Feudaladel hielt und ſich nicht an das freie Bürgerthum anſchloß. Allein mit der Wiederherſtellung dieſes Throns hat Frankreich die Privilegien des Adels nicht anerkannt. Das iſt ein Trugſchluß, und die Täuſchung, welcher ſich ein Theil des franzöſiſchen Adels überließ, iſt in dieſen Tagen zu klar geworden, als daß Sie noch behaupten dürften, durch Anerkennung des Adelsprinzips ſei der franzöſiſche Thron befeſtiget.

Nein, Herr Graf, die urſprüngliche geſunde Vernunft der Revolution lebt fort. Sie iſt die Vernunft der Menſchheit, welche keine Nothwendigkeiten anerkennt, die ſich nicht mit der Idee des Rechts und der Gerechtigkeit vereinbaren laſſen. Sobald ſie in einem Volke lebendig und klar

wird, zerbricht es die Feſſeln und Formen, durch welche es ſich in Widerſpruch mit der Vernunft fühlt, und die Geſetzgebung vernichtet an einem Tage, was Jahrhunderte mühſam gebaut haben und gewaltſam erhielten. Die Erblichkeit von ausſchließlichen Realgerechtigkeiten, eine Gattung des Beſitzes, welcher unter allen Bedingungen ablösbar ſein muß, iſt für den Adel Frankreichs vorüber. Und ſind, wie Sie ſelbſt ſagen, die Standesvorzüge auf Naturgeſetze begründet, ſo muß ſie jeder erlangen können, der die baſirenden Bedingungen erfüllt. Sie können nicht ausſchließliche Vorzüge einer Kaſte ſein, da die Menſchennatur überall dieſelbe iſt. Der Stand des Adels gehört dem Volke, nicht ſich ſelbſt; bringt er ihm Vortheile, wohlan, ſo laſſe man ihn beſtehen, wo nicht, ſo muß er ihm Nachtheile bringen, und dann iſt je eher je lieber ein Geſetz zu wünſchen, wodurch das Volk dieſes Hinderniß ſeines Wohlſeins vernichte. Und darin

ſcheint mir eben der ſociale Nachtheil des Adels zu liegen, daß er ſich von der Volksidee losreißt, dieſes Volk als ſeiner Vortheile wegen vorhanden betrachtet, und wenn er den Gedanken „Volk“ denkt, nur ſich und ſeine Vorrechte denkt. — An eine ſolche Nothwendigkeit alſo, Herr Graf, kann ich meinen Glauben an Nothwendigkeiten nicht anſchließen, ſo innig ich auch von der Hochachtung durchdrungen bin, mit welcher ich die Ehre habe zu ſein ꝛc.

Fünfter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Ungern, Herr Graf, möchte ich einen Anſpruch auf humane Achtung bei Ihnen einbüßen, wenn ich zu dem zarteſten Punkte Ihrer Schrift „über den Adel“ übergehe, ohne mir ſagen zu können, daß ich die Fähigkeit beſitze, ihn mit zarter Schonung zu behandeln. Bisher hatten wir uns über Prinzipien zu verſtändigen, auf denen Sie den Adel baſiren, und hier ließen ſich Prinzipien entgegenſtellen. Unſere Auseinanderſetzungen nahmen einen wiſſenſchaftlichen Charakter an, und hatten nichts mit perſönlichen Rückſichten zu thun, die gebildete Menſchen überall gegen einander zu nehmen ge-

neigt ſind. Jetzt gehen wir zu Schlußfolgerungen und Realitäten über, die Sie auf Ihre Prinzipien gründen, und hier geſtehe ich eine gewiſſe Befangenheit... Allein einem Manne von Ihrer Bildung gilt am Ende die Wahrheit mehr, als die Sprache, in welcher ſie geſagt wird, und mit dem ganzen Vertrauen, welches mir dieſe gegründete Vorausſetzung einflößt, ſetze ich meine Mittheilungen fort.

In meinem letzten Briefe ſah ich mich in die Nothwendigkeit verſetzt, die Nothwendigkeit eines bevorrechteten Erbadels unter völlig veränderten Verhältniſſen zu läugnen. Ich habe dieſen Satz noch einmal reiflich geprüft und kann ihn nicht zurücknehmen. Der Zuſtand des Volkslebens, aus welchem der Adel hervorging, hat keine Aehnlichkeit mit dem jetzigen. An die Stelle des Prinzips des Krieges iſt das Prinzip des Friedens getreten; die Geſetzlichkeit hat den Platz der Autonomie eingenommen; die Intelligenz iſt

ein Gemeingut geworden und wird es täglich mehr. Es giebt kein Intereſſe in der Geſellſchaft mehr, welches einen Vorzug verdiente, um das Wohl der ganzen Geſellſchaft zu fördern. Die Monarchie bedarf keiner beſonderen Stütze mehr, ſie iſt legitim geworden durch Anerkennung des Prinzips der Gleichheit vor dem Geſetz aller Glieder der Geſellſchaft. Je näher ſie dieſem Grundſatze rückt, je mehr ſie alle Formen beſeitigt, welche ihm noch widerſprechen, deſto legitimer werden die Throne werden. Die Bevormundung des Volks durch einen kleinen Theil deſſelben, der ſich zu deſſen Vormündern aufgeworfen hat, iſt unnütz geworden, ſeit die Mündel mündig, mündig durch Intelligenz und Geſetz geworden ſind. Genug, ich ſehe keinen Grund ein, weshalb ein Adel, eine Bevorzugung, noch fortbeſtehen ſollte, wenn nicht, wie Sie ſelbſt bemerken, das Vorurtheil für Herkommen, für durch Jahrhunderte geheiligte Einrichtungen, für jene ſuperiöre Stellung, welche der Adel unter

den Bevormundeten einnimmt, und für die Rechtmäßigkeit des Beſitzes, von Realaſten und Leiſtungen, dem Fortbeſtehen des Adels zu ſtatten käme.

Aber trauen Sie auf dieſes Vorurtheil wirklich ſo feſt, Herr Graf? Bedenken Sie, welche Vorrechte der Adel auch in Teutſchland ſeit 20 Jahren verloren hat? Erwägen Sie, mit welchem Widerwillen man den Reſt dieſer Vorrechte allenthalben anerkennt? Ein einziger Tag kann über ihr Fortbeſtehen entſcheiden, und ich möchte behaupten: nicht das Vorurtheil, ſondern die Furcht vor der Gewalt, über welche die beſtehende Ordnung noch gebietet, ſei das wahre Motiv der Adelsunterthanen zur Anerkennung eines Verhältniſſes, das von Jahr zu Jahr drückender und unnatürlicher wird.

Sie klagen die übrigen Stände, außer dem Adel, des Neides und des Eigennutzes an, wo ſie auf die Beſeitigung der Adelsvorrechte dringen. Ich will dieſe Motiven gelten laſſen, allein ich kann

nach allem bisher Geſagten nicht umhin, dieſe Stimmung natürlich zu finden. Sagen Sie ſelbſt: welche Gründe hatten die Altvordern Ihres Standes, ſich Rechte vorzubehalten? Ich traue dieſen Ahnen jede Hoheit der Geſinnung zu, die Sie ſo häufig dem ganzen Stande zuſchreiben, allein wenn ich die Sache menſchlich betrachte, ſo finde ich, daß nichts als Eigenſucht, ja Eigennutz ſie bewog, die Unfreiheit des Volks zur Rechtsbaſis des Staats zu erheben. Wiſſen Sie einen beſſeren Grund, ſo bin ich geneigt, mich belehren zu laſſen. Mit den Waffen in der Hand hat der jetzige Adel ſeine Diplome Völkern und Fürſten abgezwungen, nachdem er jene entwaffnet hatte. Ich mache dem Adel daraus keinen Vorwurf. Er ſah nach den Begriffen ſeiner Zeit die Sachen richtig an; Ehre und Waffen, ſie waren eng verbundene Begriffe; das Volk hatte keine beſſeren; das Recht zur Geſetzgebung war bei den bewaffneten Freien, und die Executivgewalt unſerer Fürſten hat keine andere

Baſis. Schon der teutſche Bauernkrieg hat laut genug angedeutet, daß der freie teutſche Grundeigenthümer den Verluſt ſeiner Freiheit an die Ritterſchaft fühle, und ſcheint ein feierlicher Proteſt, eingelegt gegen gewaltſame Entziehung von Menſchenrechten. Aehnliche Proteſte ſind vorher und nachher in allen Ländern eingelegt worden, und nur die Gewalt, wohl auch das Bedürfniß, eine gegebene Ordnung zu erhalten, haben dieſe Berufungen auf ein höheres Recht übertäubt. Aber ich frage Sie auf Ihr Gewiſſen, Herr Graf, ſind Sie bei Ihrer rechtlichen Zartheit ganz beruhigt über die urſprüngliche Erwerbungsart von Frohnden, Abgaben und Leiſtungen aller Art, welche Sie vom Bauer, von Ihren Gutsunterthanen noch heute fordern? Ich bin mit der älteren Geſchichte Ihrer Familie nicht vertraut, allein ich kenne die Geſchichte des holſteiniſchen Adels im Allgemeinen, und weiß, daß die noch nicht ſo lange aufgehobene Leibeigenſchaft des holſteinſchen Bauers ein Pro-

dukt der Gewalt, ja der Gewaltthätigkeit dieſes Adels war. Immer möchte es daher gefährlich ſein, „die Erinnerung an verrichtete Thaten als Hebel der Geſinnung“ des Adels aufzurufen, wenn dieſe Geſinnung nicht mit ächter Humanität in grellen Widerſpruch gerathen darf. Der Ruhm, viele Feinde erſchlagen zu haben, mag groß ſein; der Ruhm einer Meiſterſchaft in Führung der Waffen mag gelten; aber immer iſt dieſer Ruhm ein barbariſcher, da verhältnißmäßig nur wenig mit dieſer Meiſterſchaft erreicht wurde, was der Menſchheit zur Ehre gereicht. Was ſind die Kreuzzüge, wenn wir ſie mit den ungetrübten Augen unſerer Zeit betrachten? Ja, was waren ſie durch die Maſſe der Kreuzfahrer ſelbſt? Wahrhaftig! wenn nicht ein Gottfried von Bouillon, ein Friedrich Barboroſſa und noch einige wenige Helden dieſer Züge in der Menſchenbruſt Ahnungen des Guten und Schönen erweckten, man möchte verzweifeln bei der Betrachtung der Kreuzheere, und

der unermeßlichen Maſſe von Rohheit, Fanatismus und Rechtsvergeſſenheit, die ſich darin offenbaret. Der Adel hat ſich durch ſie zu Grunde gerichtet, das iſt wahr, und dieſe Aufopferung verdient Anerkennung; aber ſonderbar iſt es, daß gerade hierdurch die Macht der Fürſten erſtarkte, denn ſie mußte mehr und mehr im Volke ihre wahren Stützen ſuchen. Nein, Herr Graf, nicht die Thaten, welche durch die Kreuzfahrer geſchahen, ſondern die ungeſuchten Folgen der Kreuzzüge überhaupt nehmen das humane Intereſſe an dieſen fanatiſchen Völkerſtürmen in Anſpruch, und an den ſchöneren Folgen derſelben für Europa hat, meines Bedünkens, der germaniſche Adel keinen Theil; den Städten gebührt allein ein ſichtbarer Anſpruch.

Indeſſen fühle ich das Mißliche ſehr wohl, eine große Völkererregung auf ſolche Weiſe zu bemeſſen. Eine erregte Zeit regt die Thätigkeiten und Kräfte an, und man kann nur ſagen, das

ganze Volk, ꝛc. fühlet die Vortheile und Nachtheile dieſer Erregung. Erſcheinungen, wie die Kreuzzüge, gehören der Menſchheit, aber wahrlich nicht einem Stande! —

Bedenken Sie nun, daß der ganze Ruhm Ihres Standes in den Waffen lag; berechnen Sie, was er mit dieſen Waffen Gutes und was er Böſes gethan; reihen Sie dies an die Ahnen jedes Geſchlechtes, und — laſſen Sie die Menſchheit richten. Sie wird ſchaudern! ſchaudern, weil ſie in einer Zeit lebt, welche die geſellſchaftliche Ordnung auf den Frieden baſirt. Weshalb aber Hoheit der Geſinnungen aus Erinnerungen großer Thaten dem Adel Schuld geben, welche die Menſchlichkeit dieſer Zeit, wenn ſie jetzt geſchähen, Unthaten der Barbaren nennen würde? Nein, Herr Graf! der Adel macht ſich durch ſolche Hebel ſeiner Geſinnung zum Geſpött, und der, welcher jene Thaten nicht gethan hat, muß froh ſein, daß die Gelegenheit vorüber iſt, ſie noch zu thun.

Bei weitem der gröſßte Theil iſt nach unſeren Rechtsbegriffen Verbrechen, und unter dieſen ſtelle ich die Begründung der Leibeigenſchaft als Norm oben an. — Gewiß, Herr Graf, „die Welt „wird mit Vergnügen auf jene Erinnerungen an „verrichtete Thaten des Adels, dieſe mächtigen „Hebel der Geſinnung, und auf die erhabene „Stellung, welche der Adel kraft derſelben ein„nimmt, verzichten!“

Und dennoch wollen Sie den Haß und Neid der übrigen Stände gegen den Adel der Gemeinheit der Geſinnung zuſchreiben? Sie wollten nicht zugeben, daß bei der allgemein vom Adel beklagten Verminderung ſeiner Befugniß zur Gewaltthat gegen den „gemeinen Mann,“ daß, bei ſeinem Streben, alle durch das Fauſtrecht erworbenen Vorrechte zu behaupten, dieſer Haß begründet ſei? Sie, ein ſo humaner und gebildeter Mann, wären fähig, die Superiorität des Adels in der Geſellſchaft an die ebengezeichneten Erinne-

rungen zu knüpfen, und dennoch den übrigen Ständen zu verargen, wenn sie solche Erinnerungen verachten und die daraus entspringenden Gesinnungen hassen? Gewiß nicht, Herr Graf! Eine so erzeugte Gesinnung kann nichts anders als Hochmuth sein, und nicht der edle Stolz des Mannes. Der Stolz auf „ererbte Vorzüge „mag Courtoisie und feine Sitte erzeugen," allein dennoch nennt man diesen Stolz Hochmuth, und nur weil der Adel ererbt, was ein tüchtiger Mann verdienen muß, giebt er sich das Ansehen, daß er besser sei, ja er glaubt es wirklich zu sein, weil seine Ahnen dafür gehalten wurden, und dieser Dünkel verletzt und drückt, weil er leer und hohl ist. Die so beleidigte Gesellschaft gewinnt nichts, sie verliert, verliert den Umfang der Ansprüche auf Anerkennung, welche Verdienst und Talent mit Recht zu machen haben, verliert mithin jenen mächtigen Hebel der Gesinnung, durch welchen einst der Ritter seine Sporen ver-

diente, und welcher in der Möglichkeit bedingt iſt, mit dem Beſten gleiche Ehre zu erlangen.

Ich muß es den Leſern Ihrer Schrift anheimſtellen, Ihre Schilderung der Vorzüge zu muſtern, welche Sie den Geſinnungen des Adels, „gehoben durch die Erinnerung der Thaten ſeiner „Ahnen," zuſchreiben, und wie jene „Anmuth „der Sitten," jene „Courtoiſie," jene „Tapfer„keit, Religioſität, Verehrung der Frauen unter „Einfluß der edlen Geſchlechter ein „Inſtitut gebildet haben, wie die Welt noch keins „geſehen habe, und nicht wieder ſehen werde." Aber auch hier muß ich eine Unbilligkeit rügen, Herr Graf, die Sie gewiß gern widerrufen. Woher, meinen Sie, daß jenes Licht, jene hervorleuchtende Vortrefflichkeit des Standes komme? Glauben Sie, jene in dem Stande ausgebildeten Geſinnungen ſeien nicht aus dem Charakter der germaniſchen Nation hervorgegangen? Glauben Sie, der Adel habe das Ritterthum erzeugt,

und dieſes ſei endlich ſelbſt in einen Adel übergegangen, ohne daß der Stoff im Volke gelegen habe? Nein, Herr Graf, die Ritter waren Freie, die ſich in die Waffenzünfte aufnehmen ließen. Aus ſolchen Freien beſtand einſt das ganze Volk. Ich habe früher ausgeführt, wie die übrigen unfrei werden, die nicht in die Krieger- oder Bürgerzünfte traten, und will es nicht wiederholen. Aber bei einer ſo gewaltigen Verdunkelung des übrigen Volkes, bei der Ehr- und Rechtsverminderung deſſelben, konnte das Licht eines Standes wohl hell aus der Nacht der Zeiten ſcheinen! Und wahrlich! man ſollte nach Ihrer warmen Schilderung glauben, jene trüben Zeiten ſeien ſchöner geweſen als dieſe, wo das Licht der Vernunft über die Völker hereingebrochen iſt, und die Intelligenz täglich neue Triumphe feiert. Nun, ich will es nicht beſtreiten: das edle Ritterthum hat einen unſäglichen Reiz; es iſt ein Kleinod in der Geſchichte der Menſchheit; man

denke es weg aus jener Zeit, und ſie iſt traurig — freude- und hoffnungsleer. Allein eine andere Frage iſt, ob ohne den Adel ein Ritterweſen nothwendig geworden wäre, ob nicht beide unſäglich viel zu der dicken Finſterniß der Zeiten gethan haben, aus der ſie hervorſtrahlen? Und eine fernere Frage iſt, ob das Vorübergehen einer Zeit, wo wenige Menſchen bevorzugt waren, frei zu ſein, zu bedauern ſei?

Was mich betrifft, Herr Graf, ſo halte ich die Reformation für die folgenreichſte Segnung und die Erfindung des Pulvers für den glücklichſten Zufall. Es iſt kaum zu ſagen, ob dies Licht, welches jene auf die Religioſität der chriſtlichen Ritter, oder ob die Kugeln, welche man auf ihre Rüſtungen ſchoß, wirkſamer geweſen? Die Religion der Liebe hat in dem chriſtlichen Ritterthume die ſonderbarſten Vertheidiger gefunden, die ſich nur denken laſſen; ſo weit ſie ihren Schutz verbreiteten, brachten ſie dieſe ſanfte Religion mit

ſich ſelbſt in Widerſpruch, und ich will der Geſchichte der Ritterorden gar nicht gedenken, um dieſen allgemeinen Satz zu behaupten.

Vergleichen Sie die Rieſenſchritte, welche die Intelligenz unſeres gegenwärtigen Jahrhunderts macht, mit den ſchönſten Erfolgen des Adels und Ritterthums, und Sie ſelbſt müſſen geſtehen, daß die Zeit vorbei ſei, wo die „complaisances de courtoisie“ über große wichtige Fragen entſcheiden. Der Adel zu Ludwigs XIV. Zeiten hat dieſe complaisances zu einer Höhe getrieben, die ihn ſtürzte, und wenn die wollüſtige Galanterie der Sitten, wenn ungezügelte Prachtliebe, wenn Nichtachtung aller Volksrechte, Verachtung der Menſchheit und ihrer ſocialen Zwecke eine Zeitlang Ton der gebildeten Geſellſchaft Europa's wurde, ſo hat ſich dieſer Ton ſchwer an den Tonangebern gerächt. Die Politik der Monarchen Frankreichs war immer, den reichen Adel des Landes durch

Luxus zu Grunde zu richten, damit er auch in den Provinzen vom Throne abhängig bleiben und ſeinen Einfluß auf das Volk verlieren möge. Die Politik des Adels beſtrebte ſich dagegen, die Monarchen in dem Strudel des Leichtſinns und des Vergnügens zu erhalten, ſie aller Kraft und Thätigkeit zu berauben, damit ja keiner auf den Gedanken gerathen möchte, der Anmaßung des Adels über das Volk ein Ziel zu ſetzen. Beide erreichten vollkommen ihre Zwecke, gingen aber auch dabei in Wahrheit und Recht, in Kraft und Würde und in der Liebe des Volks unter. Deshalb liefen auch die Enkel des Adels am Hofe Ludwigs XIV. beim Beginn der Revolution und des Kampfes für die Prärogativen des Thrones davon.

Dieß, Herr Graf, iſt der Sinn und Charakter der letzten glänzenden Periode der Chevalerie. Nein! beſchwören Sie dieſen furchtbaren Geiſt nicht herauf! Zu Ludwigs XIV. Zeiten wurden

die Tugenden des Ritterthums zu gleißneriſchen Formen herabgewürdigt; ihr Gehalt ward Sünde und Schande, der größte Frevel an der Vernunft der Menſchheit. Daß ein luxuriöſer, reicher, großer Hof impoſant ſei und großartige, feingeglättete Formen hervorbringe, läugnet Niemand; daß er aber auch die niedrigſte Ränkemacherei und höchſt ſelten einen rühmlichen Heldenſinn erzeuge, weiß in unſern Tagen Jeder. — Gern hätte ich es vermieden, Sie an alles zu erinnern, was ſich gegen „die hohen Erinnerungen" des Adels ſagen läßt, aber am liebſten hätte ich „den Zauber" nicht gelöſt, der Ihnen über dieſe letzte Epoche des Glanzes des Ritterthums verbreitet zu ſein ſcheint. Aber vielleicht theilen Sie dieſe Meinung kaum mit dem hundertſten Theile der Gebildeten Ihres Standes; ja, zu ſeiner Ehre nehme ich an, daß nur eine liebenswürdige Naivetät und eine unbewußte Sittenreinheit ſich an dem äußern Glanze

des Ritterthums zur Zeit des vierzehnten Ludwigs erfreuen möge. Und dieſe gute Meinung erhöht meine perſönliche Hochachtung insbeſondere gegen Sie, Herr Graf, mit welcher ich die Ehre habe zu ſein ꝛc.

Sechster Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Sie ſelbſt, Herr Graf, ſind zu beſcheiden, um Ihren eigenen Werth anderen Gründen zuzuſchreiben, als den Vorzügen, welche Sie durch Geburt, durch die Beziehungen Ihres Standes zur Geſellſchaft, kurz durch die Superiorität Ihrer Verhältniſſe ohne Ihr Zuthun erlangten. Allein Sie erkennen einen Seelenadel an, „der an keinen „Stand geknüpft iſt;“ nur finden Sie nicht, daß ein ſolcher Adel mehr bedeute, als der ererbte, da, was damit im beſten Falle erreicht wird, der Erbadel ohne dieſe beſondere Bevorzugung einer

verſchwenderiſchen Natur erreiche. In dieſem Seelenadel finden Sie indeſſen einen neuen Beweis, daß von Natur Ungleichheit in der Geſellſchaft ſei, „weil der Menſch nicht bloß eine geiſtige, ſondern auch eine ſinnliche Natur habe, „die ihn zu Leidenſchaften hinreiße, ſo daß in der „Erſcheinung des bürgerlichen Lebens die Philoſophie mit ihrem erhabenen Nivellirungsſyſtem ſich „unmöglich auf eine der Vernunft entſprechende „Weiſe werde geltend machen können.“

Auch wenn Sie nicht ſelbſt einräumten, daß ein großer Theil des Adels denſelben bürgerlichen Leidenſchaften unterworfen ſei, würde die Erſcheinung des adeligen Lebens den beſten Beweis liefern, daß der Seelenadel keineswegs erblich ſei, und im beſten Falle nur ein äußerer Schein des Beſſeren die Leidenſchaften und Untugenden übertünche, welche dem Menſchengeſchlechte allzumal ankleben. Allein ich ſehe nicht ein, weshalb nun dennoch Männer, welche ihren Seelenadel beur-

kunden, ihn nicht ſo gut, wie die ſeligen Ahnen adeliger Geſchlechter, auf ihre Kinder ſollten vererben können? Haben dieſe nun nicht auch hohe Erinnerungen? Und iſt es in den mehreſten adeligen Familien am Ende nicht auch nur Ein Ahn, welcher Jahrhunderte hinab dieſe Erinnerungen an ſich auf die Enkel vererbte? Geſetzt, dieſer Seelenadel bildete ebenfalls eine Zunft, und wollte ſich nur durch ebenbürtige Ehen fortpflanzen? — — Freilich wird der Seelenadel wohl niemals auf dieſen ſonderbaren Einfall gerathen; aber dennoch: — es iſt gewiß kein Grund gegen die erbliche Fortdauer dieſes Adels vorhanden, als daß er nicht einer Kaſte, ſondern der Menſchheit erb- und eigenthümlich angehört. Die Kaſte wird ſich immer ſträuben, Vorzüge anzuerkennen, die nicht aus ihrer Mitte hervorgehen. Und weshalb ſträubt ſie ſich dagegen? Aus eigner Hoheit der Geſinnungen? oder aus jenem leeren Hochmuthe, mit welchem ſie überhaupt ihre Privilegien ſchützt, da

ſie durch Gründe der Vernunft dieſelben nicht zu ſchützen im Stande iſt. „Nur wenigen Men„ſchen," ſagt Pascal, „iſt die Gabe der Er„findung eigen. Diejenigen, welche nicht im „Stande ſind, etwas Neues zu ſchaffen, bilden „die Mehrheit und ſind alſo die Stärkſten; daher „ſieht man denn täglich, daß die letzteren den er„ſteren den Ruhm ihrer Genialität verweigern." Sie ſehen, Herr Graf, dieſe Politik des Neides und leeren Hochmuths iſt allen Zünften und Geſchlechtern eigen und längſt durchſchaut. Ich rede hier nicht von Ihren eigenen Geſinnungen, deren edleren Gehalt Sie unverhohlen zu erkennen geben. Sollte aber auch „das Reich des Vorurtheils nie „ganz zu beſiegen ſein," ſollte „das Gefühl des „ſchützenden Geſetzes die Volksmoral, das Vorur„theil der Menſchen für die Vorrechte des Adels „erhalten:" ſo lange der Adel ſelbſt das Recht und die Realität ſeiner Vorzüge nur auf Einbildungen und Vorurtheile gründen kann, ſo lange

wird die Meinung des Volks gegen ihn wachſen und ſeine Exiſtenz bedrohen, bis ein groſser Tag des Gerichts die durch Vorurtheile gefeſſelte Volksmoral befreit.

Die Achtung, welche Sie vor Montesquieu hegen, Herr Graf, theile ich mit Ihnen. Auch ich betrachte ihn als ein Orakel, deſſen Sprüche eine geiſtbeherrſchende Kraft haben. Allein wenn Montesquieu ſich eine Monarchie ohne Erbadel nicht denken konnte, wenn er ihn für die Stütze der Throne hielt, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß der Adel die meiſten Throne zu Grunde gerichtet habe. In Frankreich hat der Adel die Bourbonen zuerſt aufgefreſſen, und nachher durch ſeine unerſättlichen Anſprüche wieder aus dem Reiche vertreiben helfen. Chamfort ſagt in ſeiner ſcharfen, witzigen Weiſe: „der Adel ſei „der Vermittler zwiſchen dem Monarchen und „dem Volke, wie der Hühnerhund zwiſchen dem „Jäger und Haſen.“ Ich möchte wohl behaup-

ten, daß eine Monarchie ohne Geburtsadel weit beſſer beſtehen könne. Man kann wohl ſagen, daß der Adel den Monarchen brauche, aber nicht die Monarchie den Adel. Laſſen wir uns nicht durch Worte täuſchen, wo Thatſachen reden. Stellen wir uns einmal die Frage, ob der Adel, oder die Monarchie ein geſellſchaftlicher Zweck ſei? Und wir werden antworten müſſen: der Adel ſei höchſtens Mittel zum Zweck; denn es iſt nicht zu begreifen, wie die Geſellſchaft freiwillig ſich dazu verſtehen ſollte, einigen ihrer Glieder Belohnungen der Verdienſte der Vorfahren erblich zuzugeſtehen. Man ſieht nicht ein, wie ein ſolches Zugeſtändniß überhaupt den Zweck der Geſellſchaft fördern könne, ſobald derſelbe conſtitutionell in der Beförderung eines gleichen Wohls aller Glieder der Geſellſchaft beruht. Begreifen läßt ſich wohl, wie ſich ein Monarch mit dem Adel der Nation umgeben mag; allein eben ſo wenig, wie ihm daran liegen könne, dieſen Adel erblich zu machen, wenn ihm daran

liegt, die beſten Kräfte der Nation zur Beförderung ihres Wohls um ſich zu ſammeln. Geſetzt, Herr Graf, einem europäiſchen Volke widerführe das Unglück, der Monarchie verluſtig zu gehen: glauben Sie, daß der Adel an deren Stelle treten könnte? Iſt eine ariſtokratiſche Regierungsform die Bedingung der ſocialen Bedürfniſſe civiliſirter Nationen? Kann die Entſtehung der Ariſtokratieen des Alterthums für unſere Zeiten einen Maßſtab abgeben? Entwickelten ſie ſich nicht aus der Kindheit der Völker? Und ſtellte ſich das demokratiſche Prinzip nicht raſch und ſtark genug ihnen gegenüber, um die Idee der Republik zu retten? Striche hingegen eine Nation den Erbadel aus ihrer geſellſchaftlichen Ordnung: könnte es dann an Männern fehlen, welche dem Monarchen dieſen Verluſt erſetzten? Sollte er nur mit dem Gedanken, daß die erblichen Vorrechte ſeiner Umgebung den Thron ſtützen, regieren können? Hinge der Menſchengeiſt wirklich ſo ſehr von der Macht

der Gewohnheit ab, daß er auf ewige Zeiten ihr Sklav sein müßte? Oder ist die ererbte Superiorität des Adels über die anderen Stände durch nichts aus dem Reichthume des Menschengeistes zu ersetzen? Muß eine Ungleichheit der Rechte, ein Druck der Gesellschaft, überhaupt ein soziales Mißverhältniß stabilirt werden, um den monarchischen Thron stabil zu machen? Könnte dieß die Monarchie den Völkern empfehlen?

Alle diese Fragen sind zu wichtig, Herr Graf, als daß ich Sie nicht damit bestürmen sollte. Sobald man die Absurdität behaupten hörte, daß die Volksbewegungen der neueren Zeit Ausbrüche des Fanatismus eines ungezügelten Pöbels seien, dachte man an die Bemerkung eines großen Mannes, der es bitter tadelte, daß der Adel die Fürsten verführe, das Volk immer nur als Partei im Staate zu betrachten, und an den Höfen alles verschworen sei, die Fürsten zu belügen. Anarchie ist das Gespenst, womit die Gewalthaber die poli-

schen Kinder schrecken. Indessen schreien die Völker nach wahrer Freiheit, wie Kinder nach der Mutter Brust. Sie stoßen alle künstlichen Mischungen und Spielwerke von sich, welche man ihnen darreicht, und verlangen die reine Nahrung der Natur, die man ihnen am Ende doch wohl wird geben müssen. Völker, die verdienten frei zu sein, sind es noch immer geworden. Der Pöbel und fanatische Ideologen mögen Ausschweifungen begehen und die Macht dazu für Freiheit halten; ein Volk geräth nie in diesen Irrthum. Und doch ist die Autonomie des Pöbels kaum, ja gewiß nicht so schlimm, als die Autonomie der Ritterschaft und des Adels im Mittelalter, weil sie nicht dauern und Rechtsverhältnisse begründen kann. Die Intelligenz der Völker haßt alle Willkühr; die Willkühr der Beamten, des Adels, der Fürsten; sie wird daher die Willkühr des Pöbels nicht lieben. Es ist kein Streit um die Art der Willkühr, welche man über sie ausüben soll; wer

darum ſtreitet, iſt höchſtens ein cultivirter Knecht; es iſt der Kampf der Intelligenz gegen alle Willkühr, was die Völker bewegt. Ein ſolcher Kampf iſt ohne Eigenſucht; nur Herrſucht verſchwiſtert ſich mit ihr; ein Kampf um ewiges Recht bringt die Menſchheit bei ihr ſelbſt zu Ehren. Aber „das Beſſere ſoll ſo ſchnell ſeinen Sieg nicht „vollenden, als es der ideale Flug verlangt," ſagt Arndt, „damit es inniger mit dem ganzen „Menſchen zuſammenwachſe. Pflicht und Recht „müſſen ihren Kampf durchkämpfen gegen Anmaßung, Uebermuth und Willkühr, und aus „dieſem Kampfe ſelbſt mit größerer Verſtändigung „und Stärkung hervorgehen."

Jedes Volk hat einen natürlichen Adel, nämlich die Tapferſten und Klügſten des Landes. Dieſer Adel iſt nicht erblich, aber er iſt genügend. Was würden Sie ſagen, Herr Graf, wenn Sie den Krebs die Fiſche ſchlechte Schwimmer nennen hörten? Und doch lautet es gerade ſo, wenn

man den Erbadel von ſeinen Vorzügen über dieſen wahren Adel reden hört. Sie dürfen daher nicht in Verlegenheit ſein, womit der Monarch ſich umgeben ſolle, wenn „das Corps des Erbadels“ die Umgebung des Thrones nicht mehr bilden ſoll. Ich folge Ihren Gründen nicht, weshalb dieſer Erbadel, „den ſeine hohen Erinnerungen, ſein „feiner Ton und das Vorurtheil des Volks erhe„ben,“ einem neugeſchaffenen, nicht erblichen Adel von „Parvenus,“ oder gar einem Geldadel vorzuziehen ſei. Ihre Vorſtellungen ſcheinen hier abſichtlich ſich bei der gemeineren Klaſſe der vornehmen Geſellſchaft aufzuhalten. Sie idealiſiren einen übermüthigen Geldariſtokraten, einen durch Ränke emporgekommenen Günſtling, und einen Phönix von Geiſtesadel, und ſtellen dieſe dem Erbadel gegenüber. Dieß, Herr Graf, ſind keine Argumente, ſondern Vorausſetzungen, die man nie machen darf, wenn man einen Beweis führen will. Der gemeine Geldſtolz iſt unter un-

ſerem Erbadel eben ſo zu Hauſe, wie unter anderen Klaſſen der Geſellſchaft, und ſchlimmer bei ihm, weil er noch mit einem anderen hohlen Stolze gepaart zu ſein pflegt. Leſen Sie Ihren Montesquieu in allen Theilen ſeines unſterblichen **Esprit des Lois**, ſo kann Ihnen nicht entgehen, daß er ganz andere Bedingungen des Erbadels aufſtellt, als dieſe unerheblichen Gegenſätze. Nach ſeiner Meinung iſt das Geld, überhaupt Reichthum und Wohlſtand das Mittel, Bildung zu erwerben; und deshalb wünſcht er ſeinem Adel große Schätze. Allein es iſt höchſt natürlich, daß eine an ſich nicht natürliche Regierungsform, wie die monarchiſch-erbariſtokratiſche, welche er zeichnet, ihre Dauer durch unnatürliche Mittel zu verewigen ſuchen müſſe; und eben ſo natürlich iſt es, daß Montesquieu überall, wo er zu beweiſen ſucht, daß die Monarchie in ſeinem Sinne — die künſtlichſte aller Staatsformen — auch die beſte ſei, ſeinen Beweis am wenigſten gelingen ſah. Alle künſtliche Theo-

rieen hat der menſchliche Geiſt zu nichte gemacht, und beſonders haben politiſche Theorieen ihn von jeher dazu gereizt. — Burke, den Sie ebenfalls als Gewährsmann für die Unentbehrlichkeit des Adels anführen, überlebte ſeinen Ruhm; er war der letzte theoretiſche Staatsmann, und hielt ſeine ſchönſten Reden vor leeren Bänken. Seine Doctrin von der Legitimität und dem Adel bewies zur Gnüge, daß der Glaube daran verſchwunden war. Kein vernünftiger Menſch kümmert ſich mehr um Theorieen. Alle Theorieen ſind excluſiv, und ſo lange die Regierung eines conſtitutionellen Staates von gewiſſen Theorieen ausgeht, kann der Frieden in dem Staate nicht heimiſch werden. Die Intelligenz kennt die Theorieen bloß als Uebergänge zur Vernunft, und die Darſtellung dieſer im Leben iſt die Aufgabe des Lebens der Menſchheit, und ihrer Theile, der einzelnen Völker und Menſchen.

Der intelligente Fürſt, Herr Graf, kann da-

her die politiſchen Ideologen nicht loben; er muß ihre Untauglichkeit zu Geſchäften beklagen, und wird, ſobald er kann, ſich ihrer zu entledigen ſuchen. Ein Adel aber, der auf ſolche Ideologieen ſich gründet, erſcheint der intelligenten Geſellſchaft untauglich, ihre großen Intereſſen zu begreifen, weil er dieſe zu ſeinem eigenen Vortheile beſchränkt. Wüßten Sie aber Ihre eigenen noblen Geſinnungen Ihrem ganzen Stande mitzutheilen, ſo würde ich mich freuen, die Hochachtung ungetheilt auf denſelben übertragen zu können, mit welcher ich ſtets die Ehre habe mich zu nennen ꝛc.

Siebenter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Es ſcheint mir nicht, Herr Graf, als ob Sie den richtigen Geſichtspunkt aufgeſtellt haben, weshalb der Adel bei den minder bevorzugten Ständen eine Art von Neid und Eiferſucht errege. Sie halten den Beſitz ererbter Realitäten und Gerechtſame für gerecht, weil ſie ihn ererbt haben; das Volk aber fragt, wie Ihre Vorfahren über ſein Eigenthum und ſeine Perſon haben verfügen können, und findet ſich durch dieſes Teſtament beeinträchtigt. Was Ihren Vorfahren bedingungsweiſe gegeben war, haben Sie als unbedingtes

Eigenthum übernommen, und jetzt nehmen Sie die Miene an, als habe man keinen Grund, als gemeine Habsucht, als armseligen Neid und pöbelhafte Eifersucht, Ihnen Vorrechte zu mißgönnen, die Sie ohne allen Nutzen für das Volk, ja zu seinem größten Schaden noch besitzen. Sie verläugnen die Interessen des Volks; deshalb mißtraut Ihnen dieses, und behauptet, die Künste Ihrer Politik seien unedel.

Ich kann mir nicht denken, daß ein Mann von Ihrer Aufmerksamkeit sich sollte haben entgehen lassen, wie nicht Neid, sondern das Gefühl einer inhumanen Beschränkung die Gesellschaft gegen das Institut des Adels aufbringt. Vornehme Herablassung, Herr Graf, ist nicht das Mittel, den betriebsamen Bürger, den scharfsinnigen Gelehrten und den einfachen Bauer über die Gleichgültigkeit und Geringschätzung zu täuschen, mit welcher es der Gnade des ritterlichen Erbadels beliebt, die Rechte des Volkes wahrzunehmen, und

die Kunſtſtückchen der adeligen Staatsmänner ſind keine Aufforderungen, dem Adel die Stellung auf die Dauer zu gönnen, die er zwiſchen Fürſten und Völkern einnimmt.

Aber man darf dieſe Mißſtimmung der übrigen Stände gegen den Adel nicht einmal ſo unmittelbar erklären; bedenken Sie die Geſchichte und ihre Ueberlieferungen, Herr Graf! Bedenken Sie, welchen Eindruck die Grauſamkeiten und Gräuel, welche der Adel gegen alle Völker und Menſchen verübt hat, auf die Denkungsweiſe der Menſchen machen mußte, die ſich vor der Willkühr von jeher unter den Schutz guter Geſetze zu flüchten ſuchten — und Sie werden dem Volke ſeinen Adelshaß nicht als Neid deuten, ja kaum verargen. Ich will Ihnen örtlich fernliegende Beiſpiele gar nicht nennen. Gedenken Sie dafür allein der Züge der holſteiniſchen Ritterſchaft, von ihrem Adel geführt, gegen die ehrlichen freien Dithmarſer. Die Schweiz, die Niederlande, ja

kein Land der Welt, wo eine übermüthige Feudal-erbariſtokratie der ewigen Idee der Gerechtigkeit ſchreiende Gewalt anthat, enthält in ſeiner Geſchichte eine lautere Anklage gegen die Verfahren erinnerungsſtolzer Enkel. Und wenn es auch für dieſe und ähnliche Heldenthaten Entſchuldigungen giebt, ſo müſſen Sie doch bedenken, daß es den unterjochten Freien wehthue, ſeine Unterjocher ſich ſelbſt noch mit der Erinnerung an dieſe Gewaltthätigkeiten breit machen zu hören. Und laſſen Sie alles unbefangen vor Ihrer Seele vorübergehen, was die Enkel jener Helden — unter denen ich den Namen Ihres Geſchlechtes indeſſen nicht finde — in neuerer Zeit im Geiſte der ritterlichen Religioſität und feudalen Loyalität für ihr Land, für ihr Volk, für ihren Fürſten Großes, Gerechtes, Schönes, Gutes, oder was Sie wollen, gethan haben: — iſt es mehr, als daß ſie eifrig beſtrebt waren, zu erhalten, was ſie beſitzen? Ich verkenne nicht, daß der Adel Holſteins ſich in

mancher Weiſe vor dem Adel anderer Länder auszeichne; allein läugnen können Sie auch nicht, daß eine wohlthätige patriotiſche, humane Wirkſamkeit ſein größter Ruhm nicht ſei. Er weiß angenehm zu leben; er iſt gebildet zu nennen; er patroniſirt auf die feinſte Weiſe. Aber, Herr Graf, giebt es wohl irgendwo einen gedrückteren Bauerſtand, einen vernachläſſigteren Landmann, als den, welcher das Glück hat, Unterthan des holſteiniſchen Adels zu ſein? Es iſt zu wohl bekannt, daß er es ſelbſt denen aus ſeiner Mitte nicht vergiebt, welche in den bäueriſchen Verhältniſſen etwas zu beſſern den Muth hatten, und nicht dem Adel, nur der Aufklärung des trefflichen Königs haben die Abtrünnigen von der engherzigen Politik des Standes Schutz zu verdanken gehabt. Welche Verſuche ſind von dem holſteiniſchen Adel nicht ausgegangen, religiöſe Dunkelheit zu verbreiten, oder, beſſer, unter ihren Unterthanen zu erhalten! Und was in dieſem Augenblick in Hol-

ſtein geſchieht und geſchehen mag, abgeſehen von der Verfolgung eines Mannes, der es wenigſtens eben ſo redlich mit dem Volke meint, als der Adel mit ſich ſelbſt: — trägt es ein anderes Gepräge, als das des beſorgten Eigennutzes des Feudaladels in andern Ländern, wo er Gelegenheit hat, wie in Holſtein, ihm ungehindert zu fröhnen? Immer und immer wieder erhebt er das Geſchrei, die Verfaſſung des Staates ſei in Gefahr, wenn nichts als ſeine Privilegien bedroht ſind, und, geſtützt auf Montesquieu und Burke, weiß er den Fürſten begreiflich zu machen, daß es ſich um die Exiſtenz der Monarchie handle.

Stellen Sie mir Ihre eigene beſſere Geſinnung nicht entgegen. Ein Mann, wie Sie, der in jedem Verhältniſſe ein edler Mann ſein würde, kann nicht einen Stand repräſentiren. Er ſteht über jedem Stande und gehört dem Volke. Ihre Familie hat die würdigſten Männer aufzuweiſen; Graf Adam Moltke iſt von keinem Ehrenmanne

vergessen; und sie werden solche Ahnen nie verläugnen können, ohne sich in eine Menge Widersprüche mit sich selbst zu verwickeln.

Und in der That, Herr Graf, dieß beweist der ganze Theil Ihrer Schrift, in welchem Sie die Verhältnisse des Adels zu der bürgerlichen Gesellschaft feststellen. Sie läugnen nicht, daß der Adel gleichmäßig zu den Staatslasten gezogen werden müsse, aber Sie verlieren keine Sylbe über die Frohnden und Zinse, durch welche er vom Bauer seine Steuer zahlen läßt. Oder ist das Gleichheit der Besteuerung, daß der Bauer in gleichem Verhältniß an den Staat zahle, wie der Ritter, allein diesem noch einmal soviel und oft noch mehr an Arbeiten, Diensten, Naturalleistungen und baarem Gelde zu geben habe? Noch ist die gleiche Besteuerung überall eine scheinbare Theorie von Gerechtigkeit geblieben, aber das ungemessene Bedürfniß des Staatshaushaltes wird endlich einmal eine vernünftige Praxis durchsetzen.

Allein ſtatt dieſe Ihren Standesgenoſſen anſchaulich zu machen, ſtatt, was Sie recht gut gekonnt hätten, ihnen die Vortheile der Ablöſung von Realitäten und Dienſten aus den tauſend verſtändigen Gründen darzulegen, die es dafür giebt; ſtatt der Intelligenz der Zeit das Zugeſtändniß zu machen, daß jeder Staat, er heiße, wie er wolle, er ſei groß oder klein, monarchiſch oder republikaniſch verfaßt, eines freien Bauernſtandes bedürfe; ſtatt dem Adel anzurathen, endlich einmal etwas zu thun, wodurch er ſich die Liebe und die Achtung des Volkes verdiene: rathen Sie ihm, Majorate zu ſtiften, damit er nicht verarme, und ſeine erhabene Stellung in der Geſellſchaft behaupten könne. Mein Gott, Herr Graf! wie kommen Sie zu ſolchen Widerſprüchen? Hätten Sie nur nicht in demſelben Augenblicke aus den Debatten der franzöſiſchen Pairskammer die ſchreiende Anomalie, welche Fideicommiſſe und Majorate gegen die übrigen Geſetze des Staates bilden, ſo trefflich

gezeigt! Gleichsam als wäre die Ungerechtigkeit einer testamentarischen oder statutarischen Verkümmerung der freien Verfügungsrechte des Erben über sein Erbgut kleiner, die Versündigung an den Prinzipien des Erbrechts geringer, wenn ein Zweig einer adeligen Familie „den Glanz in seiner äußeren Erscheinung behaupten könne, den die hohe „Wichtigkeit seines Standes, den seine Superiorität über die übrigen Stände zu zeigen gebiete," sobald nur das Majorat nicht über und unter einer mäßigen Größe sei! Nein, Herr Graf, die Majorate, größer oder kleiner, sind aller vernünftigen Staatswirthschaft zuwider; sie sind ein Ausfluß der Erbsünde des Adels; sie unterdrücken den gedrückten Bauernstand, und hindern ihn, die adeligen Güter an sich zu kaufen, und sich dadurch in den Besitz ihrer angeborenen, humanen Freiheit zu setzen. Seit man aufgehört hat, an die Lehre zu glauben, daß die Fürsten Eigenthümer der Länder und ihrer Bewohner sind, die sie regieren, hat man

auch abgelaſſen von dem Wahne, daß ſie auf ewige Zeiten die Freiheit der Bauern an den Erbadel verhandelt haben, und ebenſowenig glaubt man noch, daß das Recht zur Geſetzgebung zu Geſetzen mißbraucht werden könne, welche der Vernunft widerſprechen. Wenn Sie zugeben, „daß die „Aufhebung der Standesrückſichten dem induſtriel„len Streben der Nation einen mächtigen Im„puls geben werde, da dieſes Streben dadurch zu „Ehren gelangen werde, wenn kein Glied der „Geſellſchaft durch Vorurtheile abgehalten „werde, daran Theil zu nehmen:“ weshalb nun immer wieder an Vorurtheile die Trennung der nationalen Intereſſen knüpfen? weshalb dem Traurigſten, was den freien Geiſt des Menſchen feſſeln mag, fort und fort huldigen? Bekämpfen muß der edle und intelligente Menſch die Macht der Vorurtheile, nicht aber ihnen zu Liebe Vorſchläge machen, welche ihn mit ſeinen eigenen beſten Ueberzeugungen in einen beklagenswerthen

Widerſpruch ſetzen. Heißt es nicht den Reichthum, das Intereſſe der Nation nichts achten, wenn man einen Stand durch neue Rechte bevorzugt wiſſen will, welche den allgemeinen Wohlſtand hemmen? Und iſt dieß nicht gerade der Vorwurf, den man dem Adel macht? Ein Fürſt, ein Geſetzgeber, welcher die Stiftung von Majoraten einem Stande nicht nur freigäbe, ſondern zur Pflicht machte, würde die Intelligenz nicht minder beleidigen, als die Miniſter Karls X. die Nation durch einen ähnlichen Vorſchlag beleidigt haben.

Sie verwerfen ferner die Anmaßung des Adels, zu den höheren Stellen des Staats- und Heerdienſtes bevorrechtigt zu ſein; allein indem Sie „eine von der Politik und Humanität (?) gegrün„dete Accommodation zu dem vorhandenen Unter„ſchied der Stände" in Anſpruch nehmen, grünnden Sie zugleich darauf eine Nothwendigkeit, den Adel auch hierin zu bevorzugen. Und welches ſind Ihre Gründe? Der Menſch, ſagen Sie, ſei zu

Ehrgeiz geneigt und trachte aus Egoismus nach dem Höchſten. Wo ſich nun dieſer Ehrgeiz zeige, und ein gleichberechtigter Adeliger und Bürgerlicher concurriren, müſſe es Staatsmaxime ſein, den letzteren zu dämpfen, und den Adel vorzuziehen. Man wiſſe, wie leicht ſolche („bürgerliche") Menſchen gefährlich werden. Oft auch ſei das Verdienſt bei ihnen mit einer Geſinnung verknüpft, welcher die zarteren Gefühle des Wohlwollens, die ruhige Würdigung der moraliſchen und geiſtigen Eigenſchaften der Menſchen fremd ſei, und verleite dann zu einem ſich ſelbſt überſchätzenden Stolze. Der Adel hingegen erhalte ſich auf ſeiner Höhe des Lebens jene höheren, edleren Geſinnungen, und deshalb gebühre ihm der Vorzug! — Auch liege es in der Natur der Menſchen, ſich lieber ſolchen zu unterwerfen, welche ſchon der alte Lauf der Dinge weit über ſie hinaufgeſchoben, und den ſie alſo nicht als ihres Gleichen betrachten. Die Erhebung aus den un-

tern Klaſſen erzeuge Neid, entfeßle die Leidenſchaften, reize zu Ungehorſam...

Herr Graf! Gegen ſolche Gründe hört alle Gegenargumentation auf! Soll ich es glauben, daß Sie hiermit Ihre vollſte, innerſte Ueberzeugung ausgeſprochen haben? Wahrlich, nein! Ich kann mich von dem wohlthuenden Glauben nicht trennen, daß Sie ein gebildeter, edeler Mann ſind! Klingt dieſe Argumentation nicht gerade, wie der bitterſte Spott auf Ihren eigenen Stand? Beſinnen Sie ſich! Wie viele Throne ſind vom Ehrgeize des Adels geſtürzt, wie viele hohe Staatsämter von ihm zu Empörungen benutzt worden? Herr Graf, dieſe Rechnung möchte ſehr zum Nachtheile der Stüße der Throne ausfallen! Oder hat der Adel auf ſeiner Höhe des Lebens etwa dazu ein beſſeres Recht? Oder glauben Sie wirklich, daß ein Mann mit Geſinnungen der Art, wie Sie ſolche hier kundgeben, das Bedürfniß des Volkes beſſer begreifen könne, und mithin das hohe Staats-

amt zweckmäßiger verwalten werde, als ein Bürgerlicher? Glauben Sie, daß das zarte Wohlwollen, welches der erstere zeigt, mehr sei, als eine in guten weichen Mienen verborgene Kälte und herzlose Berechnung der Vortheile des Standes? Und alles in allem: sollte man nicht meinen, Sie sprächen vom Adel im Gegensatze von den Menschen, als hätte er alle Tugenden und edleren Gesinnungen sublimirt und geläutert in ausschließlichem Besitz? Bei Gott, wenn Ihre holsteinische Bürgerelite Ihnen bei diesen Gegensätzen zum Muster gedient hat, so mag sie's leiden! — Sollten Sie aber von dem übrigen Teutschland keine besseren Begriffe haben, so lade ich Sie, außer nach Oesterreich, in jede beliebige Stadt von einiger Bedeutung, aber incognito, als Gast, wenn Ihnen das nicht zu despectirlich ist, und dann wollen wir diese Dinge einmal in der Nähe überlegen, und den Geist der Menschheit nach den Ständen studiren. Ich biete Ihnen jede beliebige

Wette, daß überall die Beamten aus dem Bürgerſtande in der Regel mehr Achtung vor dem Geſetz und der Idee der Gerechtigkeit haben, als der in der Idee der ſingulären Rechte aufgewachſene Adel. Dieß liegt in der Natur der Verhältniſſe, und, Herr Graf, in der gründlicheren Bildung und Erziehung des Bürgerſtandes.

Noch deutet in Teutſchland nichts deutlich und nahe auf eine gänzliche Beſeitigung des Erbadels oder ſeiner Vorrechte. Zwar breitet ſich nach allen Seiten die Intelligenz aus; allein noch ſucht ſie mit nationaler Mäßigung aller Intereſſen zu vereinigen, oder zu ſchonen. Vielleicht iſt es Teutſchland vorbehalten, die Anforderungen der Vernunft an die Politik auf einem ruhigen Wege geltend zu machen. Gern laſſe ich Ihnen den Glauben an die natürliche Vortrefflichkeit des Adels; gern gebe ich Ihnen zu, „daß auf einer „gewiſſen Höhe des Lebens diejenigen Eigenſchaf„ten am beſten und leichteſten erworben und aus-

„ gebildet werden, durch welche die Menſchen zur „ Ordnung und Achtung der Geſetze angeführt und „ genöthigt werden ſollen;“ obgleich ich einer gewiſſen Höhe der Bildung noch mehr zutraue. Gern ſchweige ich zu der Behauptung, „ daß die „ erhabenſten Schöpfungen der Poeſie, die geiſtreichſten Betrachtungen im Felde der Politik und „ Philoſophie dem Adel angehören.“ Es mag in ſolchen Selbſttäuſchungen ein Troſt für den liegen, der die Verdienſte ſeiner Ahnen ſich zur Ehre, ja, wohl gar ſelbſt zum Verdienſte rechnet. Ich würde alle Dichter von Homer und alle Philoſophen von den ſieben Weiſen Griechenlands an mit ſämmtlichen Entdeckungen im Reiche der Phyſik und allen ihren ungeheueren Folgen; ja, ich würde den Gottmenſchen ſelbſt und den kühnen Glaubenshelden Luther dem Adel laſſen, und würde mich ihrer freuen, auch wenn er ſie unter ſeine Ahnen zählte. Ja, ich würde nichts dagegen einwenden, wenn Sie auch noch adelige Erziehungsanſtalten

für ausſchließliche, getrennte Erziehung und Bildung des jungen Adels durch adelige Erzieher und Lehrer, noch neben den Cadettenhäuſern, in Vorſchlag brächten, damit der beſſere Stoff und Geiſt zuſammengehalten und kräftig genährt, gleich Herrliches in reichem Maße wieder hervorbringe. Haben doch unſere Tage ſchon dergleichen bedenkliche Vorſchläge erzeugt! Es wird der Vortheil der Geſellſchaft ſein, wenn ſich der Adel möglichſt in ſeiner Bildung von ihr ſcheidet; der Stolz des Bürgerthums wird dadurch nur gehoben und — die große Frage der Entſcheidung näher gebracht werden.

Ich kann mir nicht verſagen, Ihre Schrift jedem jungen Adeligen zu empfehlen. Sie wird viel beitragen, ihn mit den echten Gründen eines Stolzes bekannt zu machen, welcher den Stand charakteriſirt. Vielleicht geräth durch ſie mancher auf den glücklichen Gedanken, ihn mit der gediegenen Hoheit der Geſinnungen ihres Verfaſſers

auszufüllen, die unverkennbar daraus hervorleuchtet und die unveränderliche Hochachtung erzeugte, mit welcher ich stets die Ehre haben werde zu sein ꝛc.

Achter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ꝛc.

Es iſt mir ſehr unangenehm, Herr Graf, daß ich mich in meinem letzten Schreiben zu einer gewiſſen Heftigkeit habe hinreißen laſſen, welche ich mir vornahm, recht ſorgfältig zu vermeiden, als ich mich getrieben fühlte, Ihren Anſichten über den Adel die meinigen gegenüber zu ſtellen. Unaufhaltſam rollt dieſe Zeit um und mit uns hinweg, und wahrlich, es iſt eine Zeit, wo man keinen Ehrenmann verletzen muß! Trennen Sie daher die Sache von der Perſon, trennen Sie meinen Eifer für die Wahrheit von dieſer ſelbſt.

Ich weiß, es würden viele Andere beſſer geſprochen haben als ich; aber ſie ſchwiegen, und dieſes Schweigen beängſtigte mich. Ich mußte reden, ſo gut ich es verſtand; denn „ganz ſchweigen, ſagt Luther, iſt ſchlimmer, als nicht ganz „gut reden, wenn's Wahrheit gilt.“ Nicht Sie ſelbſt, Herr Graf, lediglich die Gründe, welche Sie zur Unterſtützung Ihrer Meinung anführen, ſind der Gegenſtand meiner Heftigkeit, und ſomit fürchte ich nicht, Ihrem bekannten ritterlichen Sinne eine Veranlaſſung gegeben zu haben, mir noch einen anderen Fehdehandſchuh, als jenen literariſchen, hinzuwerfen.

Geſetzt aber, Herr Graf, Sie fühlten ſich doch gekränkt, beleidigt ... wie dann? Was würden Sie ſagen, wenn ich Ihren eiſernen Handſchuh liegen ließe, und keck behauptete, meine Ehre leide darunter nicht? — Sie würden, wären Sie nicht von den gemeinen Vorurtheilen Ihres Standes frei, mich, der ich Ihnen für an-

aethane Ehrenkränkung ehrenhafte Genugthuung verweigerte, nicht nur verachten, ſondern auch Ihre Verachtung durch jedes Mittel zu erkennen geben, womit der Kühne und Muthige dem Feigen und Knechtiſchgeſinnten ſeine Ueberlegenheit fühlbar macht. Mit einem Worte: Sie würden mich mißhandeln. —

Gemach! Brechen Sie den ewigen Landfrieden nicht! Haben nicht Ihre Vorfahren alle dieſe Urphede beſchwören müſſen? Ich halte dafür, daß die Enkel nicht nur die Rechte ihrer Väter behaupten, ſondern auch ihre Pflichten erfüllen und deren Schwüre heilig halten müſſen. Hat man ihnen nicht das Geſetz gegeben, als man ihnen das Schwert nahm? Und ſollten die Enkel nicht die Wohlthat dieſes Schutzes fühlen, da Sie ja ſelbſt das gemeine Vorurtheil für den Beſitz ſingulärer Rechte geſtimmt und einen vulgären Rechtsirrthum ſchon für eine ſichere Vormauer Ihrer Standesvorrechte halten?

Ich bin mit mir zu Rathe gegangen, wie ich mich in dieſer Verlegenheit benehmen ſolle. Allein, Herr Graf, ich geſtehe Ihnen offenherzig, dieſe Berathung mit mir ſelbſt hat mich in eine neue Verlegenheit geſtürzt. Mein feſter Grundſatz iſt es, mich nie hinter ein Vorurtheil zu verbergen. Ich bin entſchloſſen, jedem Vorurtheile Trotz zu bieten, wo ich es auch treffe, und höchſtens zu ſchonen, ſo lange es unſchädlich iſt. Nun ſagte ich mir deutlich, es ſei ein Vorurtheil, die Ehre auf die Spitze des Schwertes zu ſtellen, da das Geſetz die Ehre ſchütze. Ich verachte alle Autonomie, ſo lange Gerechtigkeit im Lande iſt. Kein Degen, keine Kugel kann mich zwingen, dem Ehre zu erweiſen, der ſie nicht verdient, und nur die humane Vernunft gebietet mir, ſie dem nicht zu entziehen, der ſich ſelbſt ihrer nicht begiebt.

Und dennoch, Herr Graf, kann ich mich hier mit der Geſetzgebung nicht recht abfinden, welche lediglich Injurien zum Gegenſtande ihrer zarten

Vorſorge macht, welche ſich auf Worte und Thaten oder Zeichen zurückbringen laſſen. Ich durchlaufe meinen Brief an Sie — ich überleſe Ihre Schrift — ich habe ein unheimliches Gefühl, Ihnen zu nahe getreten zu ſein — und doch, wenn ich's ſagen ſollte, wo Sie mich durch das Geſetz für dieſen Frevel belangen ſollten, ich wüßte es nicht anzugeben.

Mich dünkt, Sie haben in Ihrer Schrift eine weſentliche Sitte, welche wir dem kriegeriſchen Prinzip der geſellſchaftlichen Verhältniſſe verdanken, worin unſere Voreltern lebten, völlig und mit Unrecht übergangen. Wäre der Adel nicht geweſen, hätte das Ritterthum nicht geblüht, wir würden von dieſer Sitte nichts mehr wiſſen, und jenes kriegeriſche Prinzip, welches die Ehre des Freien ſeinem eigenen Schutze anvertraut, würde die conventionellen Formen unſeres geſellſchaftlichen Lebens nicht haben erträglich machen, mildern und ausgleichen können.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieſer Ueberreſt des Fauſtrechts zugleich auch die erſte Grundfeſte germaniſchen Geſellſchaftslebens war. Die vollſtändige Anerkennung der Ehre des freien Mannes war die unerläßliche Bedingung aller ſocialen Beziehungen der Freien zu einander, und kraft dieſer hohen Bedeutung der Ehre hat ſich dieſelbe Bedingung erhalten bis auf dieſen Tag, trotz Landfriedens, trotz legislativer Stümpereien, trotz der gewiß übertriebenen Behauptung, daß die Ehre groß und umfaſſend genug ſei, welche der Freie vom Geſetz erhalten kann. —

Somit kann Ihnen denn meine Verlegenheit nicht entgehen. Ich muß bekennen, daß ich die Ehre von dem Geſetze nicht in dem Maße geſchützt finde, wie ich als Sohn Germaniens ſie mir zu denken von Jugend auf gewöhnt bin, und es bleibt mir nichts übrig, als da eine ſittliche Grenze der Macht der Staatsgeſetzgebung anzunehmen, wo die höhere Autonomie der Ehre ihren

Anfang nimmt. Dieſe Autonomie iſt ſo zart, ſie iſt ſo inwendig in der Bruſt des gebildetfühlenden Mannes begründet, daß ſchwerlich ein allgemeines Geſetz ſie jemals ganz beſeitigen wird. Nur das Recht, Schieds- und Ehrenrichter zu wählen in Fällen, die gleich dem unſrigen, Herr Graf, eine höchſt private, aber doch durch eine öffentliche Autorität geſicherte Ausgleichung verlangen könnten, würde uns als billigen und gebildeten Männern gnügen können; ſonſt aber nichts als Waffen. Allein — haben wir ein ſolches Recht? Würde man uns nicht wegen Winkelgerichtsbarkeit und Verluſt von Sportuln und Stempeln in Anſpruch nehmen? Sind nicht unſere „ordentlichen Richter auch einſt jung geweſen," wie Dr. Paulus ſagt, und wiſſen ſie daher nicht, über zarte Ehrenſachen uns gehörig ins Klare zu ſetzen? — Ja wohl! ſie ſind jung geweſen, und ſind froh, daß ſie ſo alt ſind, um der Plackereien der Ehre wegen überhoben zu ſein!

Wahrlich, Herr Graf, ich dächte, wir vertrügen uns um unſern Streit, und ließen dem Mittelalter, den Officieren, den Studenten, und wer ſonſt Luſt und Gefallen am Werke hat, ſich zu raufen, ehe wir uns durch Ausgleichung unſerer Ehrenſache den junggewesenen Richtern auf dieſe oder jene Art in die Hände lieferten. —

Etwas ſchien mir jedoch betrachtenswerth, als ich der Sitte des Zweikampfes nachdachte, und da es eine Beziehung zu dem Gegenſtande meiner Mittheilungen hat, erlaube ich mir, ſchließlich Ihre gütige Aufmerkſamkeit dafür in Anſpruch zu nehmen.

Es kam mir nämlich etwas inconſequent vor, daß die Ritter und Ritterſöhne ſchon vor mehr als zweihundert Jahren den Söhnen der Bürger unter gewiſſen Verhältniſſen das Recht zugeſtanden, ihre Ehre mittelſt der Waffen ihnen gegenüber vertreten zu können. Nach einigem Forſchen fand ich, daß den Doctoribus und namentlich denen

juris utriusque die Ritterehre zugeſtanden ward, ja daß dieſe ſogar den nicht zu Doctoren promovirten Rittern im Range vorgezogen wurden. Was war natürlicher, als daß die noch nicht zu Rittern geſchlagenen Söhne der Ritter den Söhnen der Bürger, welche auf die Doctorwürde aſpirirten, einen gleichen Rang mit ſich ſelbſt einräumen mußten, da ohnehin die akademiſchen Bürgerrechte jeden Unfreien frei, und jeden, der ſie erwarb, in Rechten und Ehren gleich machten.

Wie weſentlich dieß alles beigetragen habe, einen freien, gleichberechteten Stand neben dem mit ſingulären Rechten begnadeten Ritter- und Bürgerſtand auszubilden, läßt ſich nicht verkennen. Im Laufe der Zeit hat dieſer Stand der Gebildeten alle Stände verſchlungen, und ſelbſt der Fürſt muß und wird es ſich zur Ehre rechnen, ihm zugezählt zu werden; ja, man darf behaupten, es gebe außer dem Stande der Gebildeten weder eine Ehre, noch überhaupt wirklich einen Stand. In

dieſem Stande allein hat ſich jenes zarte Ehrgefühl erhalten, welches eine Autonomie trotz der drohendſten Geſetze und Strafen in Anſpruch nimmt, und ſo ſehen Sie, Herr Graf, die zarteſte Blüthe der Chevalerie, das Ehrenthum, dem ganzen Stande der Freien, aus welchem Ritterſchaft, Adel, und Bürgerſtand einſt hervorgegangen ſind, recht eigentlich wieder zurückgegeben.

Ich kann Ihnen nicht ſagen, welche Freude es mir macht, daß ich in einer Zeit lebe, wo kein Ritter und Edelmann es wagen dürfte, mir zu ſagen, er habe mehr Ehre als ich. Ich würde ihm alle meine Briefe an Sie vorleſen und ihn fragen, worauf er ſein Plus der Ehre und mein Minus gründe; dann würde ich ihm ſagen, daß meine Vorfahren freie Dithmarſer, Frieſen, Schweizer u. ſ. w. geweſen, und wenn er die Ehre und den Ruhm dieſer Männer nicht anerkennen wollte, ſo würde ich ihn nach der Ehre und dem Ruhme

ſeiner Vorfahren fragen, die von den meinigen vielleicht erſchlagen worden ſind, als ſie ihre Freiheit, ohne welche kein Mann Ehre hat, vertheidigten.

Sie ſind ſo gütig, Herr Graf, Ihrem Stande zu rathen, ſich den Genuß des lehrreichen Umganges mit den Gebildeten der andern Stände nicht durch unverſtändiges Abſondern zu entziehen. Ich muß Ihnen ſagen, daß ſolche Männer Ihres Standes, die den Gebildeten als Ungleichen und nur als Mittel eines angenehmen Genuſſes betrachten, in einem üblen Geruch ſtehen. Dieſe geben ihnen Dünkel, Hochmuth, vornehme Herablaſſung und dergleichen Dinge ſchuld, welche der Gebildete eben nicht als Merkzeichen wahrnimmt, daß er ſich unter ſeines Gleichen befinde, und Sie würden nicht zu weit gehen, wenn Sie annähmen, daß dieß der Grund ſei, weshalb in neuerer Zeit der Gebildete mehr und mehr ſich von dem Geburtsadel zurückzieht. Dieſe bürgerlichen Menſchen

haben auch ihren Stolz, und ich weiß nicht, ob ich ihn nicht höher und edler nennen soll als jenen, welcher auf geerbten Vorrechten, vermeinter feinerer Lebensart, Courtoisie und eingebildetem besserem Blute u. dergl. aufsprießt.

Was meinen Sie, Herr Graf? — Sollte in den nächsten zehn Jahren in Teutschland die faktische und rechtliche Verschmelzung aller Grundeigenthümer zu einem gleichberechteten Stande erfolgen, wie Manche wohl hoffen mögen, so möchte es am gerathensten für den Ritterstand seyn, sich, um doch Etwas in der socialen Idee vor dem Bauer vorauszuhaben, dem Stande der Gebildeten recht förmlich, aufrichtig und ohne allen Vorbehalt einzuverleiben; er möchte sonst gar nichts mehr bedeuten, und völlig in Mißcredit gerathen. Das Beispiel des Adels in Frankreich sollte ihm theils zur Warnung, theils zum Vorbilde dienen. Dort ist die Intelligenz fast zum Nivellement der Stände gediehen, und die kleinen noch vorhandenen Un-

ebenheiten beruhen in ſolchen Vorrechten, die dem größeren Verdienſte und der höheren Bildung billig als eine lebenslängliche Auszeichnung zu gönnen ſind. Und hiermit hat der Geburtsadel aufgehört, die höchſte Staffel der Geſellſchaft zu ſein, in welcher in der That das Bewußtſein erwacht iſt, daß weder in den Vorrechten eines Standes, noch in den ordinären Utilitätsprinzipien der Fabrikanten ihre höchſten Intereſſen geſichert ſind.

In der Vorausſetzung, mich Ihnen vollſtändig deutlich gemacht zu haben, empfehle ich mich Ihrem ferneren Wohlwollen und bitte Sie, nie an der Aufrichtigkeit der Verſicherung meiner ungeheuchelten innigen Hochachtung zu zweifeln, mit der ich die Ehre habe, mich zu nennen,

Herr Graf,

Ihren

ganz ergebenſten

Kahldorf.

Heinrich Heine's

Biographie

von

G. Karpeles.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1885.

1886

Biographie.

I.

Der Stammbaum der Familie Heine iſt kein alter; zum Mindeſten laſſen ſich ſeine Spuren nicht weit verfolgen, ſie reichen nur bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und es erſcheint als Ahnherr der Familie der jüdiſche Kaufmann Heymann Heine, in Hannover anſäſſig, welcher eine Tochter des wohlhabenden Kaufmannes Meyer Simon Popert zu Altona heirathete. Dieſer Ehe entſproſſen ſechs Söhne und zwei Töchter. Aber dieſer Kindersegen war und blieb der einzige Reichthum der Familie, und nach dem Tode Heymann Heines zog die Wittwe nach Altona, wo ſie ſich mit ihrem Schwager Bendix Schiff verheirathete, welcher ſeinerſeits gleichfalls ſechs Kinder in die Ehe brachte. Sämmtliche Söhne erſter Ehe hatten bei dem ſpärlichen Einkommen der Eltern eine mühevolle Jugend durchzumachen, ſie verließen deßhalb früh das elterliche Haus und gründeten ſich auswärts eine neue Heimat. Der Älteſte, Iſaak, ging nach Frankreich, wo er in Bordeaux ſich verheirathete, dort einen Kleinhandel betrieb, und mit Noth und Sorgen ſeine ſechs Kinder groß zog. Der inzwiſchen reich gewordene Bruder Salomon ließ ſeine Söhne nach Hamburg kommen, welche unter der ſtrengen Obhut ihres Onkels ſich dem Kaufmannsſtande widmeten und ſpäter das weltberühmte Banquierhaus Armand & Michel Heine in Paris gründeten. Der zweite Sohn, Samſon, Vater des Dichters, zog nach Düſſeldorf; auf ihn werden wir ſpäter zurückkommen. — Der dritte oben erwähnte Salomon war ſehr früh als Lehrling in das Bank- und Wechſelgeſchäft ſeines Verwandten Popert gekommen und hatte es durch Fleiß und Tüchtigkeit zum Banquier und Millionär gebracht, der in ſeiner zweiten Vaterſtadt Hamburg wegen ſeiner großen Wohlthätigkeit in ſeinen Werken heute noch fortlebt. Seine ſechs Kinder ſind alle früh geſtorben und haben kaum die mittlere Lebensdauer erreicht. Sein Sohn Carl, der Nachfolger des Hamburger Banquierhauſes, heirathete eine Franzöſin, Cecille Furtado und ſo iſt die Wittwe Frau Heine-Furtado in Paris, nebſt den Nachkommen Iſaak Heines, der franzöſiſche Zweig der Familie. Der vierte, Meyer, zog nach Schwerin, wo er in glücklicher Ehe drei Kinder zeugte, von denen zwei Söhne ſich eine geachtete Stellung als Mediziner erwarben. Der fünfte, Samuel, ſtarb frühzeitig und blieb unverheirathet. Der ſechſte, Henry, der jüngſte der Brüder, hatte ſtudiert, doch widmete auch er ſich dem Kaufmannsſtande, und gründete ſich in Hamburg eine angeſehene Stellung als

Wechselmakler. Von seinen drei Kindern lebt nur noch eine Tochter als Gattin eines Frankfurter Millionärs.

Samson Heine, der Vater des Dichters, am 19. August 1764 zu Hannover geboren, nach seiner Verheirathung dem Kaufmannsstande angehörig, machte in seinen Jugendjahren den Feldzug in Flandern und Brabant mit, in der Eigenschaft eines Proviantmeisters des Prinzen Ernst von Cumberland, mit Offiziersrang; so kam er in seinem Kriegsleben auch nach Düsseldorf und dieser Aufenthalt entschied seine ganze Zukunft. —

Die Familie van Geldern, deren Stammvater Isaak van Geldern war um das Jahr 1700 aus Holland in Deutschland eingewandert. Isaak war ein reicher Mann, der sein Vermögen noch durch bedeutende Geldgeschäfte vermehrte, der zugleich aber auch ein warmfühlendes Herz für die Leiden seiner damals noch unterdrückten Glaubensgenossen hatte und eine Verbesserung ihres Looses anstrebte. Das „van" seines Namens verdankt derselbe wohl kaum einem Adelsdiplom, obwohl bereits im Anfange des 17. Jahrhunderts adlige Juden in Holland lebten und sogar hohe Staatsämter bekleideten.

Erst in Deutschland scheint das „van" in „von" umgewandelt worden zu sein. Wir begegnen ihm zuerst in einem Aktenstück, welches für die Bedeutung der Familie charakteristisch ist. In demselben ernennt der Kurfürst Karl Philipp im Jahre 1727 den Sohn Isaaks, Lazarus van Geldern, zu seinem Hoffaktor.

Peira van Geldern, Heine's Mutter, die ihren Namen später in Betty umwandelte, wurde als Tochter des Lazarus van Geldern am 27. November 1771 zu Düsseldorf geboren. Sie hatte eine treffliche Erziehung im elterlichen Hause genossen, sprach englisch und französisch so geläufig wie ihre Muttersprache und las die hervorragendsten Dichterwerke beider Nationen im Original. Rousseau und Goethe waren ihre Lieblingsschriftsteller. Ihr klarer Geist und ihr poetisches Gemüth sind am deutlichsten aus einer Correspondenz zu erkennen, die aus ihrem 24. Lebensjahre datiert und die uns einen tiefen Einblick in ihren Charakter wie in ihre ideale Lebensanschauung gewährt. Zugleich klingt aus denselben der tiefe Schmerz um die Leiden des Vaterlandes wieder. „Nur der Schwache," heißt es in einem dieser Briefe, „muß sich auf das große, dennoch aber schwankende Rohr, Etikette, stützen. Obgleich ich mit einem alltäglichen Gesicht und Figur auch einen alltäglichen Geist verbinde, so fühle ich dennoch die Kraft, mich über die Chimären: Vorurtheil, Convenienz und Etikette hinauszuschwingen und nur den Wohlanstand als die einzige Grenzlinie zu betrachten, um mich alsdann freiwillig unter den Schutz der Religion und Tugend zu begeben. Ich hoffe, Sie werden diese Art zu denken, billigen; sollte es nicht sein, so bitte ich um eine freundschaftliche Zurechtweisung."

Und wie rührend klingt unter all den ungrammatikalischen und unorthographischen Klagen und Sentenzen dieser in hebräischen Lettern geschriebenen Correspondenz des vierundzwanzigjährigen Mädchens der philosophische Satz: „Gewisse Leute ihr Glück und Unglück hängt weit mehr an ihren Empfindungen als an deren Bewegungsgründen."

Peiercke von Geldern war eine kleine, anmuthige, zierliche Erscheinung von aufgewecktem Geiste und umfassender Bildung; natürlich wurde sie der Liebling der Familie und von vielen Freiern umworben. Unter diesen fiel ihre Wahl auf Samson Heine, den im Sommer 1796 ein Empfehlungsbrief in das van Geldern'sche Haus einführte. Ein schöner, stattlicher Mann, gewandt im Umgange, von redlicher Gesinnung und ernsten Strebens, gewann er, ohne gerade geistig hervorzuragen, bald das Herz der jungen Peira. „Die Schönheit meines Vaters," erzählt Heine, „hatte etwas Überweiches, Charakterloses, fast Weibliches. Ich will hiermit keineswegs einen Mangel an Männlichkeit andeuten: letztere hat er, zumal in seiner Jugend, oft erprobt und ich selbst bin am Ende ein lebendes Zeugnis derselben. Es sollte das keine unziemliche Äußerung sein; im Sinne hatte ich nur die Formen seiner körperlichen Erscheinung, die nicht straff und drall, sondern vielmehr weich und zärtlich gerundet waren. Den Conturen seiner Züge fehlte das Markierte und sie verschwammen ins Unbestimmte. In seinen späteren Jahren ward er fett, aber auch in seiner Jugend scheint er eben nicht mager gewesen zu sein."

Noch im September desselben Jahres wurde die Verlobung gefeiert. In der bereits oben erwähnten Correspondenz schildert der letzte Brief an eine Freundin in Wesel vom 8. September die Kämpfe, die die junge Dame nach ihrer Verlobung durchzumachen hatte: „Liebe Freundin, hätten Sie aber wohl gedacht, daß ich mir durch meine Verlobung so viel Feinde machen würde? Doch mein Heine entschädigt mich reichlich durch seine Liebe und Treue für Allem."

Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Hochzeit des jungen Paares nun auch bald darauf, wahrscheinlich am 1 Februar 1797, stattfand. Die Neuvermählten bezogen ein einfaches, einstöckiges Haus in der Bolkerstraße Nr. 602, in dem Samson Heine ein Tuch- und Manufakturgeschäft etablierte.

Und in diesem Hause wurde am 13. Dezember 1799 Harry Heine geboren.

Die Zweifel über den Tag und das Jahr seiner Geburt hat Heine selbst verschuldet. Er nannte sich später einmal scherzweise „einen der ersten Männer des Jahrhunderts", da er in der Neujahrsnacht 1800 geboren worden sei. Dieses Datum ist aber absolut falsch. Während der französischen Okkupation in Düsseldorf wurden alle Papiere des Standesamts durch eine große Feuersbrunst vernichtet

und so fehlt es an durchaus sichern Beweisen. Einige noch erhaltene Briefe und die neuerdings bekannt gewordene Correspondenz der Mutter bieten sogar Anhaltspunkte für das Jahr 1797 als Heine's Geburtsjahr.

Später gab jedoch Heines Mutter das Jahr 1799 als sein Geburtsjahr an.

Auch schreibt er selbst in einem vom 16. Juli 1853 datierten, im Besitz des Herrn Ludwig von Embden befindlichen Briefe an seine Schwester anläßlich von dritter Seite gewünschter biographischer Notizen:

„Was das Datum meiner Geburt betrifft, so bemerke ich „Dir, daß ich laut meinem Taufschein am 13. Dez. 1799 ge„boren bin und zwar zu Düsseldorf am Rhein, wie Dir eben„falls bekannt sein wird. Da alle unsere Familienpapiere durch „die Feuersbrunst in Hamburg zu Grunde gegangen und in „den Düsseldorfer Archiven das Datum meiner Geburt nicht „richtig angegeben sein kann, aus Gründen, die ich nicht sagen „will*), so ist obiges allein authentisch, jedenfalls authentischer „als die Erinnerungen meiner Mutter, deren alterndes Ge„dächtnis keine verloren gegangenen Papiere ersetzen kann."

Ein fernerer authentischer Zeuge ist die noch in Hamburg lebende Schwester Frau Charlotte von Embden, geboren im October 1800, welche mit Bestimmtheit angiebt, daß ihr Bruder Harry elf Monate älter wie sie gewesen sei.

Der Knabe wurde einem der besten Freunde des Hauses, dem Mr. Harry in Liverpool zu Ehren, bei der Geburt Harry genannt und erst später bei seinem Übertritt zum Christenthum veränderte er diesen Namen in Heinrich. Im vertrauten Familienkreise wurde er trotzdem immer Harry genannt und die Briefe an seine Mutter unterzeichnete er stets mit diesem Namen. Ebenso wie er auf den Titel seiner sämmtlichen Schriften stets nur den Anfangsbuchstaben seines Vornamens drucken ließ.

An seiner Vaterstadt Düsseldorf hing der Dichter stets mit der rührendsten Liebe. „Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön," schreibt er in den „Reisebildern", „und wenn man in der Ferne an sie denkt und zufällig dort geboren ist, wird einem wunderlich zu Muthe. Ich bin dort geboren und es ist mir, als müßte ich gleich nach Hause gehn. Und wenn ich sage, nach Hause gehn, so meine ich die Volkerstraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieses Haus wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, daß sie bei Leibe das Haus nicht verkaufen solle. Für das ganze Haus bekäme sie doch jetzt kaum so Viel, wie schon allein das Trinkgeld betragen wird,

*) Vermuthlich gab man ein höheres Alter für ihn an, um seine Aufnahme in das Lyceum zu ermöglichen, für das ein Minimalalter vorgeschrieben war.

das einſt die grünverſchleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienſtmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einſperrte, wenn ich Trauben genaſcht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchſtaben mit Kreide ſchreiben lehrte — ach Gott! Madame, wenn ich ein berühmter Schriftſteller werde, ſo hat das meiner armen Mutter genug Mühe gekoſtet."

In der That war der Einfluſs der Mutter auf die geiſtige Entwicklung des Knaben ein ungleich bedeutenderer als der des Vaters. Samſon Heine ſcheint weder ein Mann von hervorragenden Geiſtesgaben, noch von beſonderer kaufmänniſcher Tüchtigkeit geweſen zu ſein. Obwohl der Dichter ſcherzweiſe dies ſpäter behauptet, ſo hat Samſon Heine doch dem Kriegerſtande eigentlich nie angehört. Während der franzöſiſchen Okkupation in Düſſeldorf war er Armeelieferant und dies verlieh ihm Offiziersrang. Seinen geſchäftlichen Unternehmungen ſcheint Fortuna nie ſehr zugelächelt zu haben.

Alles, was wir von Samſon Heine wiſſen, deutet darauf hin, daſs er ein würdiger Mann, ein trefflicher Gatte, ein zärtlicher Vater geweſen iſt, daſs er aber auf die Bildung ſeiner Kinder und deren ſpätere Lebensrichtung nur einen ſehr geringen Einfluſs geübt hat. Er war einſilbiger Natur und ziemlich beſchränkt. Aus ſeinen Jugendjahren, wo er im Gefolge des Prinzen Ernſt von Cumberland als Proviantmeiſter den Feldzug in Flandern und Brabant mitgemacht, hatte er allerlei bedenkliche Liebhabereien behalten. So ließ er ſich gern zu hohem Spiel verleiten, protegierte die dramatiſche Kunſt oder vielmehr deren Prieſterinnen, und Pferde wie Hunde waren ſeine beſondere Paſſion. Als er in Düſſeldorf einzog, ſoll er zwölf Pferde mitgebracht haben. Grenzenlos mag aber ſeine Vorliebe für den Soldatenſtand oder vielmehr das Soldatenſpiel geweſen ſein. Als in Düſſeldorf die Bürgergarden errichtet wurden und er als Offizier derſelben die „ſchöne dunkelblaue, mit himmelblauen Sammetaufſchlägen verſehene Uniform" tragen durfte, war er überglücklich.

Mit dieſen Eigenſchaften contraſtierte eine wunderliche Gravität ſehr ſeltſam, die über ſein ſtrengruhiges Antlitz verbreitet war und ſich in der Haltung und jeder Bewegung des Körpers kundgab, ſo daſs man ihn wohl für einen der ſieben Weiſen Griechenlands hätte halten können. Aber bei näherer Bekanntſchaft merkte man nur zu bald, „daſs er weder ein Thales noch ein Lampſakus war, der über kosmogoniſche Probleme nachgrübele." Wenn er ſeinen Kindern jeden muſikaliſchen Unterricht verboten, weil er ihn als „Zeitverluſt und luxuriöſen Tand" betrachtete, und wenn man ſpäter die Gedichte von Goethe mit dem Namen „Ernſt Schulze" umkleben muſste, damit er dieſelben für weniger bedeu-

tend als die seines Sohnes halte, und wenn er schließlich in den Stoßseufzer ausbricht: „Wie soll mein Junge aufkommen, wenn man immer und immer von Goethe spricht!“ so zeigt dies und vieles Andere nicht gerade von bedeutenden geistigen Anlagen.

Ganz verschieden geartet war jedoch die Mutter des Dichters. An ihr hing er stets mit der rührendsten Kindesliebe, sie verherrlichte er in ergreifenden Gedichten, ihrer gedenkt er in seinen Schriften stets mit innigster Pietät. Betty Heine hatte auf ihre Kinder einen bedeutenden Einfluß. Die vortreffliche Erziehung, die sie im elterlichen Hause genossen hatte, übertrug sie auch auf ihre eignen Kinder. Sie war, wie bereits erwähnt, eine Schülerin Rousseau's, hatte dessen „Emile“ gelesen und bewundert, säugte selbst ihre Kinder „und Erziehungswesen war ihr Steckenpferd“. Ihre Vernunft und ihre Empfindung waren die Gesundheit selbst und nicht von ihr will Heine „den Sinn für das Phantastische und die Romantik“ geerbt haben. Sie lehrte Harry, der ein ebenso aufgeweckter wie lebhafter Knabe war, mit großer Geduld Lesen und Schreiben. Zahllose kleine Charakterzüge sind uns von ihr aufbewahrt, die ihr Bild im hellsten Lichte erscheinen lassen und die fast alle für die spätere Entwicklung des Dichters charakteristisch sind. Nur einige seien hier erwähnt. Im Hause Heine's war ein großer englischer Kamin, eine Seltenheit in jener Zeit, den man im Sommer mit einer schwarz lackierten Platte verschloß, damit die Kinder beim Versteckspielen nicht hineinkriechen konnten. Auf diese Platte schrieb die Mutter große Buchstaben mit Kreide, die Harry mit dem größten Fleiße nachahmte. Er war erst vier Jahre alt, als er Lesen und Schreiben lernte und man schickte ihn deshalb in eine Mädchenschule, deren Leiterin eine fünfzigjährige Jungfrau war. Der Knabe lernte alles mit der größten Leichtigkeit, aber das Stillsitzen war ihm unerträglich. Die Lehrerin bestrafte dagegen jede Unachtsamkeit auf das Empfindlichste und wurde dadurch dem Knaben so verhaßt, daß er beständig hin und her sann, wie er sich an ihr rächen könnte.

Ein Mal erwischte er die Schnupftabaksdose der Alten, leerte dieselbe vollständig aus und füllte sie mit Sand. Als die Lehrerin ihm eine Strafpredigt hielt und ihn fragte, warum er dies gethan habe, antworte er mit Nachdruck: „Weil ich dich hasse!“

Harry wurde darauf in eine Knabenschule geschickt; dort war er in seinem Element, konnte nach Herzenslust toben und die abenteuerlichsten Scherze machen.

Die Familie Samson Heine hatte sich inzwischen vermehrt; nach Harry im Jahre 1800 erblickte seine Schwester Charlotte das Licht der Welt, 1805 sein Bruder Gustav und 1807 der jüngste Bruder Maximilian.

Harry's beste Freunde waren zu jener Zeit Josef Neunzig, der Sohn eines in der Nachbarschaft wohnenden Bäckers und Bier-

brauers, Samuel H. Prag, der mit ihm die israelitische Privatschule eines Herrn Nintelsohn besuchte, und Wilhelm von Wizewsky, von dem Heine in seinen „Reisebildern" erzählt: „Wir waren Schulkameraden im Franziskanerkloster und spielten auf jener Seite desselben, wo zwischen steinernen Mauern die Düssel fließt und ich sagte: „Wilhelm, hol' doch das Käpchen, das eben hineingefallen" — und lustig stieg er hinab auf das Brett, das über dem Bache lag, riß das Käpchen aus dem Wasser, fiel aber selbst hinein, und als man ihn herauszog, war er naß und todt. Das Käpchen hat noch lange Zeit gelebt."

Am meisten war Heine mit Josef Neunzig befreundet; nichtsdestoweniger passierte diesem einmal das Malheur, daß er Harry durch einen Steinwurf schwer verletzte, so daß dieser mit einer blutenden Wunde am Kopfe nach Hause kam. Die erschrockene Mutter wollte den kleinen Missethäter sofort bestrafen, Josef hatte sich aber eiligst unter das Bett verkrochen, wo ihn niemand finden konnte. Später erinnerte Neunzig in Bonn Heine an diese Jugendepisode und dieser bemerkte ironisch lächelnd: „Wer weiß, wozu es gut war! Hättest du nicht die poetische Ader getroffen und mir einen offenen Kopf verschafft, so wäre ich vielleicht niemals ein Dichter geworden!"

In seinen Erinnerungen und Memoiren hat Heine viele Eindrücke seiner Knabenzeit geschildert, aber auch Wahrheit und Dichtung mannigfach verwebt; was hier erzählt wird, stützt sich daher auch auf anderweitig beglaubigte Quellen.

Seine Schwester Charlotte war der besondere Liebling Harry's. Schon in aller Morgenfrühe, wenn die andern Mitglieder der Familie noch in tiefem Schlummer lagen, spielten Harry und Charlotte miteinander — sie suchten Reime.

Schon in frühester Jugend war ihm eine gewisse Nervosität eigen, die mit jedem Jahre zunahm; lautes Sprechen, Klavierspielen, jeder Lärm war ihm unangenehm und berührte ihn schmerzlich, sogar seiner Schwester, die ein angenehmes, klangvolles Organ besaß, sagte er oft: „Liebes Lottchen, schrei' nicht so laut." Sein Gehör war so scharf, daß er im Bette, welches mit einem Wandschirm umgeben war, alles hörte, was man draußen sprach.

Unter seinen Mitschülern war er stets einer der Ersten; er faßte am leichtesten auf und arbeitete am schnellsten. Und übereinstimmend wird von allen Zeitgenossen gemeldet, daß schon damals in seinem zehnten Lebensjahre deutliche Spuren poetischer Begabung des Knaben in die Erscheinung traten, zarte Knospen freilich noch, die erst später zu einem mächtigen Baume sich entfalten sollten. Der erste Anlaß, bei dem sich dieses poetische Talent bemerkbar machte, war folgender: Charlotte besuchte eine von Nonnen geleitete Klosterschule. Eines Tages erzählte einer

der Lehrer ſeinen Schülerinnen eine Geſchichte, die ſie zu Hauſe niederſchreiben ſollten. Nach den Schulſtunden ſetzte ſich Charlotte an die Arbeit, doch ſoviel ſie auch nachdenken mochte — ſie konnte ſich des Inhalts der Erzählung nicht mehr entſinnen. In helle Thränen gebadet traf Harry ſein Schweſterchen. „Was giebt's?“ fragte er. „Die Geſchichte, die ich niederſchreiben ſoll, iſt mir entfallen! Was ſoll aus mir werden? Wie kann ich morgen vor dem Profeſſor erſcheinen!“ „Beruhige Dich, liebes Lottchen,“ begütigte ſie der Bruder. „Suche Dich nur zu erinnern, von welchem Gegenſtande der Lehrer ſprach, gieb mir eine Andeutung, den geringſten Anhalt und ich ſchreibe Dir eine prächtige Geſchichte.“ Nach einer Stunde brachte er in der That ſeiner Schweſter das Heft; glücklich und vergnügt, von dieſer unangenehmen Arbeit befreit zu ſein, legte ſie es in ihre Schulmappe, ohne auch nur einen Blick hineinzuwerfen. Den folgenden Tag legte ſie ihr Heft zu den andern, die der Lehrer alle mit nach Hauſe nahm, um ſie zu korrigieren. In einer der nächſtfolgenden Stunden wurden die Hefte wieder vertheilt, nur das Charlottens behielt der Lehrer zurück. Nach Beendigung der Lehrſtunde ließ er ſie rufen und fragte ſie, auf das Heft zeigend: „Wer hat dies geſchrieben?“ Ohne Zögern antwortete Charlotte: „Ich!“ „Ich werde weder ſchelten noch Dir Vorwürfe machen,“ ſagte der Lehrer ermuthigend, „nur ſage mir, wer hat dies geſchrieben?“ Beſchämt, eine Unwahrheit geſagt zu haben, nannte Charlotte nun den wahren Verfaſſer. „Dies iſt ein Meiſterwerk!“ rief der Lehrer aus und las zwei andern Profeſſoren, die dieſem Verhör beigewohnt hatten, den Aufſatz vor. Es war eine grauſige Geſpenſtergeſchichte in ſo lebhafter Weiſe geſchildert, daß das kleine Mädchen laut aufſchrie. Als ſie zu den Mitſchülerinnen zurückkehrte, erzählte ſie ihnen von dem Geſpenſt mit den feurigen Augen, dem Pferdefuß und dem feuerſpeienden Rachen, der ſo groß war, daß er Alle verſchlingen konnte. Der Lehrer aber beſuchte Frau Betty Heine und beglückwünſchte ſie, einen ſo begabten Sohn zu haben. Der Knabe wurde gerufen, blieb jedoch bei allen Lobeserhebungen kalt, denn er glaubte nicht, etwas Beſonderes geſchaffen zu haben.

Das Original dieſer Schularbeit, von welcher der Lehrer nur eine Abſchrift erhielt, bewahrte die Mutter ſorgfältig auf — leider verbrannte dieſe Schrift ſpäter bei der großen Feuersbrunſt in Hamburg mit einigen andern Manuſkripten des Dichters.

Für Muſik und Tanzunterricht hatte Harry nur wenig Sinn. Da die Mutter, wie erwähnt, ſelbſt eine gründliche muſikaliſche Ausbildung erhalten hatte, wollte ſie auch ihren Kindern eine ſolche angedeihen laſſen. Harry wählte die Violine. Ein vortrefflicher Lehrer wurde engagiert und die Stunden begannen in einem oberen Stübchen des Hauſes. Obſchon Harry nicht die geringſte Luſt zur Erlernung des ſchwierigen Inſtrumentes beſaß, wagte

er es doch nicht, der in solchen Dingen unerbittlich strengen Mutter zu widersprechen. Mehrere Monate vergingen, in denen die Mutter sich nicht weiter um den Musikunterricht kümmerte, da derselbe anscheinend seinen regelmäßigen Fortgang nahm. Wie erstaunte sie, als sie eines Tages zufällig an jenem Stübchen vorübergehend ein sehr exaktes und gutes Violinspiel hörte; erfreut trat sie ins Zimmer, um ihrer Zufriedenheit Ausdruck zu geben — da lag Harry lang ausgestreckt auf dem Sopha, indeß der Lehrer, in der Stube auf- und abgehend, seine schönsten Kompositionen geigte. Der Knabe war so in Gedanken vertieft, daß er das Kommen seiner Mutter überhört hatte und ihre Gegenwart erst dann bemerkte, als sie ihn etwas unsanft aus seinen Träumereien aufrüttelte. „Schade, daß Du mich störst," rief er phlegmatisch aus, „die Töne der Musik kamen meiner Idee zu Hilfe und ich war eben im Begriff, ein schönes Lied zu dichten."

Nicht anders erging es mit dem Tanzunterricht, dessen Ende der Knabe dadurch ziemlich jäh herbeiführte, daß er den kleinen, spindeldürren Tanzlehrer zum Fenster hinauswarf. Zum Glück verletzte derselbe sich jedoch nicht und wurde von den Eltern des Knaben durch eine Geldsumme entschädigt. Harry hat im Leben nie wieder getanzt.

Auch mit dem Zeichnenunterricht ging es anfangs recht langsam vorwärts, obwohl der Knabe bedeutende Anlagen zum Zeichnen hatte. Da jedoch der Lehrer stets müde und abgespannt war und meist bald nach Beginn der Lektion einnickte, wurde der lebhafte Knabe bald der Sache überdrüssig. Später erhielt er seinen Zeichnenunterricht auf der Akademie von dem Bruder des berühmten Peter von Cornelius, dessen er noch in späteren Jahren mit Rührung gedenkt. „Ich habe diese letzte Malerhand nie ohne geheimen Schauer betrachten können, wenn ich den Mann selbst sah, den kleinen, scharfen Mann mit den heißen Augen; und doch wieder erregte diese Hand in mir das Gefühl der traulichsten Pietät, da ich mich erinnerte, daß sie mir einst liebreich auf den kleinen Fingern lag und mir einige Gesichtscontouren ziehen half, als ich, ein kleines Bübchen, auf der Akademie zu Düsseldorf zeichnen lernte." Unter solcher Leitung machte denn auch der Knabe erfreuliche Fortschritte und einige seiner Kreidezeichnungen wurden noch lange nachher im elterlichen Hause unter Glas und Rahmen aufbewahrt.

Nach all dem Gesagten ist ersichtlich, daß die Erziehung, welche die Kinder in dem Hause Heine erhielten, eine reiche und vielseitige war — eine methodische und gleichmäßig die Anlagen des Geistes wie des Herzens ausbildende scheint sie jedoch nicht gewesen zu sein. Dies gilt insbesondere von der religiösen Erziehung der Kinder. Während der Vater und die Mutter freien Anschauungen huldigten und in Bezug auf die Schöpfung und

Ausübung der jüdiſchen Ceremonialgeſetze die weitgehendſte Toleranz gegen ſich ſelbſt übten — der Glaube der Mutter war ein „ſtrenger Deismus", der Vater war in religiöſer Beziehung indifferent — wurden die Kinder im Banne jener alten Formen und Obſervanzen auferzogen, von deren geiſtiger Bedeutung ſie kein Ahnen hatten, die ſie daher rein äußerlich ausübten und als einen läſtigen Zwang empfinden mußten. Dieſer Widerſtreit durchzog damals wohl jedes jüdiſche Haus, und faſt jeder Jude, der aus jenen Zeitverhältniſſen heraus ſich zur Höhe einer humanen Weltanſchauung emporgearbeitet hat, hat jene Kämpfe durchmachen müſſen, in denen gar Mancher unterlegen, Viele geſiegt, die Meiſten aber nur ſchwer überwunden haben.

Und nur von dieſem Standpunkte aus wird auch das Leben Heine's und vieles Widerſprechende in demſelben und in ſeinen Schriften aufgefaßt und erklärt werden müſſen, um pſychologiſch klar und verſtändlich zu ſein. Wie ſtreng Harry und ſeine Brüder zur Erfüllung der religiöſen Ceremonien angehalten wurden, iſt aus vielen Beiſpielen bekannt, die für ſeine ſpätere Entwicklung beſonders charakteriſtiſch ſein dürften.

Das jüdiſche Wiſſen Heine's, ſeine Kenntnis der Bibel, die auf ſeine Proſa ſo mächtig einwirkte, ſcheint einzig und allein aus jener Zeit zu datieren, in der er die Rintelſohn'ſche Schule beſuchte. Denn ein Jahr darauf trat er in das Düſſeldorfer Lyceum ein, eine von den Franzoſen in einem ehemaligen Franziskanerkloſter errichtete höhere Lehranſtalt, und von da an ſcheint Heine keinen hebräiſchen Unterricht mehr genoſſen zu haben.

Bevor wir uns nun mit dieſem Lyceum und ſeinen Lehrern, die auf die Bildung Heines von weitgreifendſtem Einfluſſe geweſen ſind, näher beſchäftigen, wird es geboten ſein, einen Blick auf die Zeitverhältniſſe zu werfen, unter denen der Knabe heranreifte, und die für ſeine Entwicklung ſo bedeutungsvoll wurden.

Die franzöſiſche Invaſion war bis nach Weſtfalen gedrungen. Düſſeldorf war bereits ſeit dem 6. September 1795 von franzöſiſchen Truppen beſetzt und der Friede von Lüneville im Jahre 1801 brachte das ganze linke Rheinufer in die Gewalt der Franzoſen. Der Länderſchacher war an der Tagesordnung.

Die Eindrücke ſeiner Jugend ſind maßgebend geweſen für Heine's politiſche Weltanſchauung wie für ſeine ganze Entwicklung. In ſeiner Familie herrſchte die unbedingteſte Verehrung Napoleons, der den rheiniſchen Juden zuerſt die bürgerliche Gleichſtellung verlieh und deſshalb von ihnen wie ein Meſſias verehrt wurde. „Wollte Gott wir hätten ihn noch!" ſeufzte Samſon Heine oft ſpäter. Während die Franzoſenherrſchaft den Juden volle Gleichberechtigung brachte und ſie dadurch zu unbedingten Anhängern des Kaiſers machte, gewährte ihnen Deutſchland erſt nach den Befreiungskriegen die Emanzipation, um ſie ihnen wieder bald darauf

zu entziehen. Was Wunder, wenn Napoleon von den Juden aller Länder, insbesondere aber Deutschlands förmlich angebetet wurde, da er ihnen die Erlösung aus mehr denn „tausendjähriger Knechtschaft" brachte!

Um so merkwürdiger hebt sich von dieser Folie der wahrhaft glühende Patriotismus der Mutter Heine's ab. Schon in jener wiederholt erwähnten Correspondenz an eine Freundin verleiht sie ihren Klagen über das Elend des Krieges beredten Ausdruck; sie gedenkt mit Wehmuth der Zeiten, „wo Deutschland noch Deutschland war und wo alles, was deutsch sprach, Brüder waren" und ergießt ihren Spott über die deutschen Truppen „oder besser gesagt, pfälzischen Emigranten", die vor den ersten französischen Kugeln Reißaus nahmen. Eifrig las sie die Schriften deutscher Patrioten jener Zeit und versäumte später keine Gelegenheit, ihre Söhne auf das Unglück des Vaterlandes und das Elend der Kleinstaaterei aufmerksam zu machen. „Versprecht mir," wiederholte sie oft, „nie in einem kleinen Staate Eure Heimath zu suchen, wählt große Städte in großen Staaten, aber behaltet ein deutsches Herz für das deutsche Volk!"

Samson Heine war zunächst ein Freund des Soldatenspiels; auch hatte er den Kaiser liebenswürdig gefunden, während Betty Heine zwischen scheuer Bewunderung und glühendem Hasse schwankte. Unter solchen Widersprüchen wuchs Harry auf und man muß sich diese Erziehung sowie die ganzen Jugendeindrücke des Knaben stets vergegenwärtigen, wenn man sein dichterisches Schaffen und seine Individualität vollständig erfassen und dem Manne nach allen Seiten gerecht werden will.

Düsseldorf war damals die Hauptstadt des neuen Herzogthums Cleve-Berg, dessen Regentschaft im Jahre 1806 Joachim Murat übernommen hatte, während der Kaiser sich die Oberherrschaft vorbehalten hatte. Napoleon selbst war zweimal, im Jahre 1811 und 1812 in Düsseldorf gewesen; nicht anders und nicht besser kann man die Eindrücke jener Zeit — von der Herrschaft des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz an bis zu Herzog Wilhelm und dann die französische Invasion hindurch — schildern als dies Heine selbst in seinen „Reisebildern" gethan hat. Er erzählt aus seinen Jugendeindrücken Folgendes:

Als wir eines Morgens zu Düsseldorf erwachten und „Guten Morgen, Vater!" sagen wollten, da war der Vater abgereist und in der ganzen Stadt war nichts als stumpfe Beklemmung. Es war überall eine Art Begräbnißstimmung und die Leute schlichen schweigend nach dem Markte und lasen den langen, papiernen Anschlag auf der Thür des Rathhauses. Es war ein trübes Wetter und der dünne Schneider Kilian stand dennoch in seiner Nankingjacke, die er sonst nur im Hause trug, und die blauwollnen Strümpfe hingen ihm herab, daß die nackten Beinchen betrübt hervorguckten

und seine schmalen Lippen bebten, während er das angeschlagene Plakat vor sich hinmurmelte. Ein alter pfälzischer Invalide las etwas lauter und bei manchem Worte träufelte ihm eine klare Thräne in den weißen ehrlichen Schnauzbart. Ich stand neben ihm und weinte mit und frug ihn, warum wir weinten. Und da antwortete er: „Der Churfürst läßt sich bedanken." Und dann las er wieder und bei den Worten: „für die bewährte Unterthanstreue", „und entbinden Euch eurer Pflichten," da weinte er noch stärker. — Ich aber ging nach Hause und weinte und klagte: „Der Kurfürst läßt sich bedanken." Meine Mutter hatte ihre liebe Noth, ich wußte, was ich wußte, ich ließ mir nichts ausreden, ich ging weinend zu Bette und in der Nacht träumte mir, die Welt habe ein Ende . . . .

„Als ich erwachte, schien die Sonne wieder wie gewöhnlich durch das Fenster, auf der Straße ging die Trommel und als ich in unsere Wohnstube trat und meinem Vater, der im weißen Pudermantel saß, einen guten Morgen bot, hörte ich wie der leichtfüßige Friseur ihm während des Frisierens haarklein erzählte, daß heute auf dem Rathhause dem neuen Großherzog Joachim gehuldigt werde, und daß dieser von der besten Familie sei und die Schwester des Kaisers Napoleon zur Frau bekommen und auch wirklich viel Anstand besitze und sein schönes schwarzes Haar in Locken trage und nächstens seinen Einzug halten und sicher allen Frauenzimmern gefallen müsse. Unterdessen ging das Getrommel auf den Straßen immerfort, und ich trat vor die Hausthür und besah die einmarschierenden französischen Truppen, das freudige Volk des Ruhmes, das singend und klingend die Welt durchzog, die heiter-ernsten Grenadiergesichter, die Bärenmützen, die dreifarbigen Kokarden, die blinkenden Bajonette, die Voltigeurs voll Lustigkeit und point d'honneur und den allmächtig großen, silbergestickten Tambourmajor, der seinen Stock mit dem vergoldeten Knopf bis an die erste Etage werfen konnte und seine Augen sogar bis zur zweiten Etage, wo ebenfalls schöne Mädchen am Fenster saßen" . . . . .

„Nie schwindet dieses Bild (des Kaisers) aus meinem Gedächtnisse. Ich sehe ihn immer noch hoch zu Roß, mit den ewigen Augen, in dem marmornen Imperatorgesichte, schicksalruhig hinabblicken auf die vorbei defilierenden Garden — er schickte sie damals nach Rußland, und die alten Grenadiere schauten zu ihm hinauf, so schauerlich ergeben, so mitwissend ernst, so todesstolz — Te, Caesar, morituri salutant!"

So waren die Eindrücke beschaffen, die das Leben jener Zeit in das empfängliche Herz des Knaben unverlöschlich einprägte; die Eindrücke der Schule kamen dazu, um die tiefste und entscheidende Wirkung auszuüben. Jenes französische Lyceum, das Heine von seinem zehnten Lebensjahre ab besuchte, wurde von einem katholischen Geistlichen, dem Rektor Schallmeyer geleitet, der zugleich

den deutschen Sprachunterricht leitete und in den oberen Klassen Philosophie lehrte. Dieser ziemlich liberale und geistig hochstehende Mann erkannte rasch die Bedeutung des zehnjährigen Knaben und leitete deßhalb seine Erziehung mit besonderer Umsicht. Auch war er ein Freund des elterlichen Hauses, wie Heine in den „Geständnissen" selbst erzählt: „Der alte Herr besprach sich deßhalb sehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in solcher Unterredung ertheilte er ihr einstmals den Rath, mich dem Dienste der Kirche zu widmen und nach Rom zu schicken, um in einem dortigen Seminar katholische Theologie zu studieren; durch die einflußreichen Freunde, die der Rektor Schallmeier unter den Prälaten des höchsten Ranges besaß, versicherte er im Stande zu sein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern." Frau Betty Heine lehnte diesen Antrag ab und in der That liegt schon in dem Gedanken allein ein großer Humor: Heinrich Heine als graziösen römischen Abbate oder gar mit dem rothen Kardinalshute sich zu denken! Seine Mutter hatte allerdings hochfliegende Dinge mit ihrem Harry im Sinn und sie spielte, wie er selbst sagt, „die Hauptrolle in seiner Entwickelungsgeschichte".

Für seine Lehrer, die meistens dem geistlichen Stande und dem Jesuitenorden angehörten, bewahrte Heine stets eine gewisse Ehrfurcht, indem er der Verdienste gedachte, die sie sich einst um ihn erworben, als sie seine ersten Geistesschritte leiteten.

Von diesen Lehrern nennt Heine in seinen späteren Erinnerungen außer jenem Rektor Schallmeyer, der in den unteren Klassen Deutsch, in den oberen Philosophie unterrichtete, den Professor Schramm, „der ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben hat und in dessen Klasse sich meine Mitbuben am meisten rauften", der Professor Brever, der Mathematik, den Abbé Daulnoie, der französische Rhetorik und Poesie und den Professor Kramer, der Latein und Griechisch lehrte. Über seine Fortschritte in den einzelnen Lehrgegenständen macht er selbst die folgenden ergötzlichen Mittheilungen:

„In den dumpfen Bogengängen des Franziskanerklosters, unfern der Schulstube, hing damals ein großer, gekreuzigter Christus von grauem Holze, ein wüstes Bild, das noch jetzt zuweilen des Nachts durch meine Träume schreitet und mich traurig ansieht mit starren, blutigen Augen — vor diesem Bilde stand ich oft und betete: O, du armer, ebenfalls gequälter Gott, wenn es dir nur irgend möglich ist, so siehe doch zu, daß ich die verba irregularia im Kopfe behalte. Vom Griechischen will ich gar nicht sprechen, ich ärgere mich sonst zuviel. Die Mönche im Mittelalter hatten so ganz Unrecht nicht, wenn sie behaupteten, daß das Griechische eine Erfindung des Teufels sei. Gott kennt die Leiden, die ich dabei ausgestanden. Mit dem Hebräischen ging es besser."

„Indessen von der deutschen Sprache begriff ich viel mehr, und die ist doch nicht so gar kinderleicht."

„Auch in der Mythologie ging es gut. Ich hatte meine liebe Freude an dem Göttergesindel, das so lustig nackt die Welt regierte. Ich glaube nicht, daſs jemals ein Schulknabe im alten Rom die Hauptartikel seines Katechismus, z. B. die Liebschaften der Venus, besser auswendig gelernt hat, als ich."

„Am allerbesten aber erging es mir in der französischen Klasse des Abbé Daulnoie, eines emigrierten Franzosen, der eine Menge Grammatiken geschrieben, und eine rothe Perrücke trug, und gar pfiffig umhersprang, wenn er seine Art poétique und seine Histoire allemande vortrug. — Er war im ganzen Gymnasium der einzige, welcher deutsche Geschichte lehrte." Ein anderes Mal urtheilt Heine über denselben Lehrer allerdings minder günstig, indem er erklärt: „Wenig fehlte, und er hätte mir nicht bloſs die französische, sondern die Poesie überhaupt verleidet."

Von dem Fleiſs des Knaben erzählen alle seine Jugendfreunde aus jener Zeit. Er arbeitete den ganzen Tag und nahm auch gegen den Willen der Eltern die Nacht zu Hilfe. Da seine Stube nicht genug erwärmt war, zog er sich durch diese Nachtwachen eine schwere Erkrankung zu. Später wuſste er sich eine wollene Mütze und einen groſsen Pelz zu verschaffen, um sich gegen die Kälte zu schützen.

Im zwölften Jahre hat Heine sein erstes Gedicht gemacht, das sich freilich wesentlich an das Geburtstagspoem eines älteren vergessenen Dichters Klamer Schmidt anlehnt:

„O, habt ihr über Glück und Unglück noch Gewalt,
Ihr Götter! — gebt dem Glück auf heute viel Befehle,
Wenn Vater und der Mutter schöne Seele
Heut feiern ihren schönsten Tag!"

Harry Heine.

Düsseldorf, den 1. Februar 1813.

Vivat.

Verräth auch dieses Gedicht zum Hochzeitstage seiner Eltern noch kein besonderes Talent, so tritt dieses in den Versen desto deutlicher hervor, die Heine bald darauf dichtete; in diesen spricht sich bereits eine entschiedene Begabung aus und mit Recht ist bemerkt worden, daſs dieselben in Inhalt und Ton, Versmaſs und Darstellungsweise an die Dichtungen seines reifen Alters, namentlich an „Atta Troll" erinnern. Es sind zwei Gesänge einer „Wünnebergiade", eines Heldengedichts, das Heine auf seinen Mitschüler im Lyceum, Wünneberg, dichtete. Dasselbe ist wegen seiner Form merkwürdig, und weil es das erste Gedicht von Heine ist — es befindet sich nicht in seinen gesammelten Gedichten, sondern ist erst neuerdings veröffentlicht worden — von so groſsem Interesse, daſs man es kennen lernen muſs, um die Begabung des Knaben und die Richtung, welche seine poetische Entwickelung später genommen, zu verstehen.

Nach Heines eigenen Mittheilungen, deren Authenticität in

dieſem Falle jedoch anzuzweifeln iſt, wäre das Gedicht „Belſazar" im Buch der Lieder ſein erſtes geweſen. „Ich habe daſſelbe geſchrieben," erzählte er einem Freunde, „bevor ich noch das ſechzehnte Jahr zurückgelegt. Und wiſſen Sie, was mich zu demſelben inſpiriert hat? Ein paar Worte in der hebräiſchen Hymne „Wajhi bechazi halajla", die man, wie Sie wiſſen, an den zwei Oſterabenden ſingt." Dieſe Hymne gedenkt nämlich aller auf die Geſchicke der Juden ſich beziehenden Ereigniſſe, die um Mitternacht vorgefallen und erwähnt auch den Tod des Babyloniſchen Tyrannen, der in Folge der Entweihung der Tempelgefäße in der Nacht hinweggerafft wurde. Jene oben citierten Worte ſind der Refrain dieſes Liedes, das einen integrierenden Theil der Hagada bildet, einer poetiſchen Legenden- und Liederſammlung, die die frommen Juden am Oſterabend (Seder) feierlich recitieren.

Ein zweites Gedicht, welches nicht viel ſpäter entſtanden ſein kann, hat Heine ſogar in das „Buch der Lieder" aufgenommen. Es iſt die Romanze: „An eine Sängerin, als ſie eine alte Romanze ſang". Dem Gedicht liegt ein wirkliches Erlebnis zu Grunde. Die Sängerin, der es gewidmet war, hieß Caroline Stern und iſt erſt vor wenigen Jahren im hohen Greiſenalter in Berlin geſtorben.

Unter ſeinen Jugendfreunden war namentlich einer, der das Talent Heines von früh auf zu ſchätzen wußte, Chriſtian Sethe. Obwohl ihre Natur durchaus verſchieden war, ſchloſſen ſie doch ſchon auf den Bänken des Düſſeldorfer Lyceums die innigſte Freundſchaft. Sie ergänzten ſich beide. Sethe war eine durchaus praktiſche Natur, ruhig, gemeſſen, pflichtgetreu, Heine dagegen leicht erregbar, launenhaft, aber begabt und gutherzig. Sethe war es auch, der das älteſte Gedicht ſeines Freundes, jene oben citierte „Wünnebergiade" aufbewahrt hat. Heine hatte wegen ſeiner Spottſucht viel von den Mitſchülern zu leiden; da er körperlich ſchwach war, zog er im Kampfe mit ſtärkeren Kameraden ſtets den Kürzeren; auch als Jude hatte er Manches zu erdulden. Bei allen Streitigkeiten ſuchte und fand er in Sethe einen treuen Helfer und Freund, während dieſer an dem begabten Knaben wieder eine Stütze bei ſeinen Schularbeiten hatte.

Denn in Bezug auf dieſe war Harry Heine ſtets unter den Erſten ſeiner Klaſſe und wurde deßhalb von den Lehrern vielfach ausgezeichnet. Die öffentlichen Prüfungen im Lyceum am Ende des Schuljahres brachten dem Knaben jedesmal einen kleinen Triumph — nur eine derſelben wurde für ihn verhängnisvoll. Harry ſollte bei dem feierlichen Schulaktus ein Gedicht deklamieren und zwar den „Taucher" von Schiller. Eben war er zu der Stelle gekommen, wo der König der lieblichen Tochter winkt — da fielen ſeine Augen plötzlich auf die ſchöne, blondlockige Tochter des Ober-Appellationsgerichtspräſidenten (in Wahrheit des Kriegsraths) von A...., die mit ihrem Vater in der erſten Reihe ſaß.

Dreimal wiederholte er die Stelle, ohne fortfahren zu können. Der Klassenlehrer suchte auszuhelfen, aber vergebens, der Knabe hörte nicht mehr. Mit großen offenen Augen schaute er wie auf eine plötzlich erschienene überirdische Gestalt auf jenen Platz hin und sank dann ohnmächtig zusammen.

Den traumhaft sinnenden Zug behielt Heine bis an sein Lebensende. Wenn man den Einfluß der Jugendjahre auf das Werden und Wachsen des Mannes in Betracht ziehen will, so muß man nicht nur das heitere, lebensfrohe Treiben der Stadt am Rhein, den leichten Sinn und die frohe Lebensart des Völkchens, das die rebenumkränzten Ufer des Stromes bewohnt, in Erwägung ziehen, sondern man muß auch auf die Nachtseiten jenes Lebens und bei Heine vor allem auf jene düstere Grundstimmung Bezug nehmen, die er von früh auf ins Leben brachte und durch die ihn viele Erscheinungen des Lebens mächtig anzogen, an denen Andere gleichgiltig vorübergingen. Der düstere und unheimliche Zug in seiner Jugendpoesie, das Traumhafte und Schwermüthige in vielen seiner ersten Lieder, der wilde und schauerliche Humor, die wollüstige Grausamkeit seiner „Jungen Leiden" findet seine Erklärung in jenen Jugendeindrücken, unter denen der Einfluß des Oheims Simon van Geldern obenansteht. Die Schilderung dieses Sonderlings in den „Memoiren" weist überzeugend auf diesen Einfluß hin. Das Geheimnisvolle, Altmodische, Ritterliche in seinem Wesen, sein rastloser Fleiß, seine gelehrten Liebhabereien, seine Wuth zu schreiben, die Schätze und Antiquitäten seiner großen Bibliothek, in der die Geheimwissenschaften besonders vertreten waren, endlich ein altes Notizbuch von der Hand eines Großoheims, der weite und wunderbare Reisen in den Orient gemacht hatte und ein Schwärmer und Glücksritter des 18. Jahrhunderts gewesen zu sein scheint, dies Alles im Verein machte einen unauslöschlichen Eindruck auf das empfängliche Gemüth des Knaben und beschäftigte seine Phantasie unaufhörlich.

In diesem Zustande lernte Harry durch seine alte Wärterin Zippel — eigentlich Sibylle — ein Weib kennen, die man gemeindin „die Meisterin" oder auch „die Göchin" nannte, weil sie aus Goch gebürtig war, wo ihr verstorbener Mann das verrufene Gewerbe eines Scharfrichters getrieben hatte. Sie selbst wurde vom niederen Volke als Hexe gefürchtet. Heine ging oft nach ihrer Wohnung, dem abgelegenen „Freihause", aber weniger wegen ihrer Zauberkünste, als derer wegen, die ihre marmorschöne Nichte, Josepha, auf den sechzehnjährigen Knaben ausübte. Dort brachte Harry viele Stunden des Tages zu, im traulichen Gespräch mit jenem seltsamen, blassen Mädchen, zuweilen auch mit dem unheimlichen, von allen Menschen gemiedenen Weibe, das in der ganzen Gegend unter dem Namen „die Hexe von Goch" bekannt

war und das dem Knaben die abenteuerlichsten Spukgeschichten, sowie phantastische Märchen aller Art erzählte und schauerliche Todtenlieder vorsang.

Auch unter seinen Jugendgenossen befand sich solch ein frühreifer, träumerischer und verschlossener Knabe, der Sohn eines Kornwucherers, der in der Schule allgemein „der Heringsphilosoph" oder „der Atheist" hieß, und mit dem Heine besonders vertrauten Umgang pflegte. Er hatte mit dem Knaben, der im elterlichen Hause nicht gerne gesehen wurde, geheime Zusammenkünfte, bei denen sie die Werke Spinoza's lasen und stundenlang die ernstesten, philosophischen Discussionen führten. Harry sprach nie gern über den jungen, gelbbleichen Menschen, der allen Andern so unheimlich war. Wahrscheinlich hatte das Kornwucherschäft seines Vaters und seines jüngeren Bruders so früh schon sein Gemüth verbittert und ihn so menschenscheu gemacht. Dieser Freund, eine „Zusammenmischung von Galle, Zerknirschung, Exaltationen und einigen guten Anlagen zu einem Marquis Posa", war sehr befähigt, sprachgewandt und reich an Kenntnissen; er hat auf Heines rationalistische Richtung entschiedenen, vielleicht sogar unheilvollen Einfluß gehabt.

Die Lektüre des Knaben war überhaupt eine merkwürdige. Obwohl eigentlich planlos, zeigt sie doch schon bestimmte Neigungen und Richtungen. Die Mutter hatte den Kindern Reisebeschreibungen und illustrierte Werke, die in das Gebiet der Länder- und Völkerkunde einschlugen, besonders warm empfohlen. Harry aber las den — „Don Quixote" in der Übersetzung von Tieck. Es ist ungemein charakteristisch, welch' mächtigen Eindruck dieses Grundbuch des Welthumors auf Heine ausübte.

Neben diesem Buche gehörten noch „Gullivers Reisen" von Swift zur Lieblingslektüre des Knaben. Der Einwirkungen beider Bücher erinnert er sich später noch oft mit wehmüthiger Rührung.

Die politische Situation hatte sich inzwischen gewaltig verändert. Der Druck der napoleonischen Zwangsherrschaft war unerträglich geworden, eine Zeit der Läuterung und der Sammlung war herangebrochen und eine Generation erstanden, der Vaterland und Freiheit die heiligsten Güter waren. Ihr Muth und ihre Begeisterung wuchsen, nachdem Napoleon den Zauber der Unbesiegbarkeit durch den unglücklichen Feldzug nach Rußland eingebüßt und die große Armee in den Wellen der Beresina ihr eisiges Grab gefunden hatte. Der Stern des Imperators war im Erbleichen und als am 17. März 1813 Friedrich Wilhelm III. den berühmten Aufruf „An mein Volk" und am 25. März die Proklamation von Kalisch erließ, in welcher „die Wiederherstellung deutscher Freiheit und Unabhängigkeit und eines ehrwürdigen Reiches aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes" verheißen wurde, „damit Deutschland verjüngt und lebenskräftig und in Ein-

heit gehalten unter Europas Völkern dastehe," da brauste ein Sturm der Begeisterung durch ganz Deutschland und entzündete in Tausenden junger Herzen die Begeisterung für den Befreiungskrieg gegen Frankreich. Auch alle Schüler der Oberklasse des Düsseldorfer Lyceums, unter ihnen Harry Heine, erboten sich im Frühling 1813 zum freiwilligen Dienste in dem neu ausbrechenden Kriege gegen Napoleon.

Nur Wenigen von ihnen war es beschieden, an diesem Kampfe wirklich theilzunehmen; Harry Heine theilte mit vielen andern seiner Genossen das Loos, zu Hause bleiben zu müssen. Aber der patriotische Gedanke der Romantik, der in der Poesie der Befreiungskriege, in den Liedern eines Arndt, Schenkendorf, Körner seinen begeisterten Ausdruck gefunden hatte, erfüllte das Herz des Knaben mächtig in jener Zeit. Der Zauber, den der große Kaiser auf sein Gemüth ausgeübt, war gebrochen; seine Begeisterung galt dem Vaterlande, der Einheit und der Freiheit des deutschen Volkes. Von dieser Sinnesart des Knaben giebt ein längeres Gedicht beredtes Zeugnis, welches aller Wahrscheinlichkeit nach in jenes Jahr fällt, und welches seiner Begeisterung für die patriotische Romantik jener Tage in überzeugendster Weise das Wort spricht. Mit dem Stoßseufzer:

„Fort ihr Bilder schönrer Tage!
Weicht zurück in eure Nacht!
Weckt nicht mehr die eitle Klage
Um die Zeit, die uns verlagt!"

schließt das Gedicht, das für die Entwicklung des Dichters merkwürdig ist, weil es eine Reife der Weltanschauung schon in jenen Jahren, zugleich aber auch trotz aller Mängel und Verstöße gegen die Metrik eine unzweifelhafte poetische Begabung an den Tag legt, ja sogar die später voll sich entwickelnde lyrische Eigenart des Dichters, die Ironie und die Antithesen bereits andeutet und so den merkwürdigsten Abschluß seiner Knabenjahre bildet.

II.

Die Frage nach der zukünftigen Lebensstellung ihres ältesten Sohnes, die sie wohl vordem hier und da schon beschäftigt, trat nun in ihrem vollen Ernste an Samson und Betty Heine heran. Es ist unmöglich, den Erwägungen nachzugehen, von denen die Eltern des Knaben sich leiten ließen, als sie denselben für die kaufmännische Laufbahn bestimmten. Aber man darf wohl annehmen, daß diese Erwägungen durchaus praktischer Natur waren. Er selbst sagt darüber in seinen Memoiren: „Das Rothschild'sche Haus, mit dem mein Vater vertraut war, hatte zu jener Zeit seinen fabelhaften Flor bereits begonnen; auch andere Fürsten der Bank und der Industrie hatten in unserer Nähe sich erhoben, und

meine Mutter behauptete, es habe jetzt die Stunde geschlagen, wo ein bedeutender Kopf im merkantilischen Fache das Ungeheuerlichste erreichen und sich zum Gipfel der weltlichen Macht emporschwingen könne. Sie beschloß daher jetzt, daß ich eine Geldmacht werden sollte, und jetzt mußte ich fremde Sprachen, besonders Englisch, Geographie, Buchhalten, kurz alle auf den Land- und Seehandel und Gewerbskunde bezüglichen Wissenschaften studieren."

Harry Heine war ein durchaus intelligenter, damals bereits vielfach gebildeter und fleißiger Knabe, dazu eine mehr träumerische und sinnende, als handelnde und thatkräftige Natur — wenn die Eltern ihn trotzdem nicht wollten studieren lassen, so müssen wohl diesem Lieblingsplan der Mutter unüberwindliche Hindernisse entgegengestanden haben. Das Haupthindernis war wahrscheinlich die Aussichtslosigkeit, mit welcher die damaligen Juden der Zukunft wieder entgegensehen mußten.

Die Reaktion nach den Befreiungskriegen hatte bereits begonnen, die Federn des Wiener Kongresses verdarben emsig, wie schon Blücher vorausgeahnt hatte, was die Schwerter erworben hatten, das christlich-germanische Prinzip war die Parole der deutschen Regierungen geworden — was blieb daher dem jüdischen Studierenden übrig, als sich der Medizin zuzuwenden, dem einzigen Fach, zu welchem Juden schon von Alters her zugelassen wurden und das ihnen selbst die Restaurationspolitik nicht mehr verschließen konnte!

Für den Geist der Medizin hatte aber Heine weder Verständnis noch Interesse; zudem mögen die durchaus nicht begüterten Eltern auch die nicht unbeträchtlichen Kosten gescheut haben, die ein solches Studium erforderte — und so wanderte Heine nach Beendigung seiner Gymnasialstudien im Herbst des Jahres 1814 zunächst in die Handelsschule von Bahrenkampf in Düsseldorf, um dort die kaufmännischen Wissenschaften zu erlernen.

Statt der kaufmännischen Studien scheint Heine in dieser Anstalt aber vielmehr poetische und andere Allotria getrieben zu haben, wie manche Anekdoten aus jener Schulstube beweisen.

Nachdem er die nothwendigsten Elemente des kaufmännischen Wissens, allerdings wohl kaum in dem von ihm selbst angegebenen Umfang, sich angeeignet hatte, nahm ihn sein Vater etwa zu Anfang des folgenden Jahres 1815 nach Frankfurt a. M. zur Messe mit. Das Leben und Treiben während einer solchen Messe, der rege Verkehr unter den Frankfurter Kaufleuten sollte den Knaben für seinen zukünftigen Beruf begeistern; das Beispiel seines Oheims Salomon Heine, der sich durch eigene Kraft zum Millionär emporgeschwungen hatte, „vor dem alle Senatoren den Hut abziehen", wurde ihm stets als Ideal vorgehalten.

Es gelang Samson Heine, seinen Sohn, der ja mit den besten Zeugnissen versehen war, in dem Comptoir des reichen Banquier

Rindskopf auf der Frankfurter Wechslerbank als Volontair unterzubringen. Allein der phantasievolle Knabe wurde durch die Einförmigkeit eines derartigen Geschäftslebens sehr bald abgeschreckt; schon nach kurzer Zeit — nach drei Wochen — verließ er das Comptoir. „Mein seliger Vater," erzählt Heine später, „ließ mich im Jahre 1815 auf längere Zeit in Frankfurt zurück. Ich sollte aus besonderen Rücksichten im Bureau des Banquiers meines Vaters als Volontair arbeiten, blieb aber nur vierzehn Tage dort und benutzte seitdem meine junge uneingeschränkte Freiheit, um ganz andere Dinge zu studieren. Zwei Monate verlebte ich damals in Frankfurt und in dem Bureau des Banquiers brachte ich, wie gesagt, nur vierzehn Tage zu. Daraus mag wohl der absichtliche Irrthum entstanden sein, den ich einmal in einem deutschen Blatte las: ich sei nämlich zwei Jahre lang in Frankfurt bei einem Banquier im Dienste gestanden. Gott weiß, ich wäre gern Banquier geworden, es war zuweilen mein Lieblingswunsch, ich konnte es aber nie dazu bringen. Ich habe es früh eingesehen, daß den Banquiers einmal die Weltherrschaft anheimfalle."

Der Kaufmann, bei dem er ein „apprenti millionaire" werden sollte, meinte, „er hätte kein Talent zum Geschäft" und dasselbe bestätigte ein großer „Spezereyhändler", in dessen „Gewölbe" Heine vier Wochen als Volontair zubrachte.

In einer Freimaurerloge zu Frankfurt, in die Samson Heine seinen Sohn mitgenommen hatte, begegnete er auch damals zum ersten Male einem Manne, dessen Name mit dem seinigen für alle Zeit verknüpft bleiben sollte: nämlich Ludwig Börne.

Der berühmte Kritiker, vor dem alle Schauspieler und Schauspielerinnen Frankfurts zitterten, erregte in hohem Grade das Interesse des Knaben, der schon damals für literarische Dinge eine besondere Schwärmerei hatte.

Die Nachwirkungen des Aufenthalts in Frankfurt a. M., das er später einmal im Unmuth ein „Krämernest" nannte, finden sich in einem der bedeutendsten novellistischen Fragmente Heine's im „Rabbi von Bacherach". Die Schilderungen der Messe, des bunten Treibens vor dem Römer, von Handel und Wandel, der Schicksale der Frankfurter Juden im Mittelalter, der engen Judengasse und des jüdischen Lebens überhaupt sind unstreitig Erinnerungen aus jenem Aufenthalt Heine's in Frankfurt a. M., der deßhalb doch kein nutzloser gewesen ist.

Harry Heine kehrte nun zunächst nach Düsseldorf ins elterliche Haus zurück, wo er sich mehre Monate aufhielt. Über diese Lebensperiode des Dichters herrscht bis jetzt das tiefste Dunkel, das weder seine, noch die Mittheilungen der Jugendfreunde und die Erinnerungen der Verwandten zu lichten vermochten, und das wohl kaum mehr aufgehellt werden wird. Erst im Sommer des folgenden Jahres ging Heine nach Hamburg. Noch vor seiner Abreise

dichtete er das schöne Lied, welches er bereits in seine erste Gedichtsammlung aufgenommen, an einen seiner Jugendfreunde, Franz von Zuccalmaglio, mit den Anfangsversen:

„Es zieht mich nach Nordland ein goldener Stern:
Ade mein Bruder! Denk mein in der Fern!"

Der Freund möge der Poesie treu bleiben und „in der Brust, wie einen Hort, das liebe schöne deutsche Wort" bewahren; auch möge er dem Sänger nach dem Norden Kunde geben

„Wie's ergeht der schönen Maid,
Die so manches Jünglings Herz erfreut,
Und in manches gesendet viel Muth hinein
Die blühende Rose am blühenden Rhein!"

Die blühende Rose am blühenden Rhein war dieselbe anmuthige Jungfrau, die den Knaben einst bei jenem feierlichen Schulakt in so arge Verwirrung gebracht, daß er das angefangene Gedicht nicht weiter deklamieren konnte und in eine Ohnmacht fiel.

In Hamburg scheint Heine zuerst auf dem Comptoir der Firma Heckscher & Compagnie, deren Theilhaber Salomon Heine war, gearbeitet zu haben. Seinen ersten Aufenthalt in der Elbestadt hat Heine selbst in Prosa und Versen wiederholt geschildert; die Abneigung gegen den Kaufmannsstand steigerte sich noch unter den widerwärtigen Eindrücken, die hier auf ihn einstürmten — es hatte sich Alles vereinigt, um ihn in die schmerzlichste und gedrückteste Stimmung zu versetzen.

Der unsympathische Eindruck, den die Stadt und ihre Bewohner auf ihn ausübten, verminderte sich auch nicht in der Folgezeit, sondern steigerte sich eher zu einem gründlichen Hasse, so daß die sonst so freundliche Stadt für den phantasievollen Jüngling im Winter eine geradezu unheimliche Physiognomie hatte.

Gleichwohl brach sich in jenen Tagen seiner „Jungen Leiden" und in der Stadt, wo er „das Jugendkreuz geschleppt und seine Dornenkronen" die poetische Begabung Heine's mit elementarer Naturgewalt Bahn. In dem vieldeutigen Märchen vom neuen Paris erzählt uns Goethe, wie ihm einmal als siebenjährigen Knaben im Traume die lieblichsten Mädchengestalten auf den Fingerspitzen umhertanzten, als Vorbilder aller der Frauen, unter denen er einst im Leben zu wählen haben werde. Ob Heine in einem ähnlichen Traume befangen war, da er in dem ersten und werthvollsten Dokument, das uns aus jener Zeit erhalten und das uns das erste Weben des Sturmes ankündigt, in dem ersten Briefe an Sethe schreibt:

„Freu' Dich, freu' Dich, in vier Wochen sehe ich Molly.
Mit ihr kehrt auch meine Muse zurück.
Seit zwei Jahr hab' ich sie nicht gesehn.
Altes Herz, was freust Du Dich und schlägst so laut!"

Und da er in jenem bereits erwähnten Gedicht an einen Freund in Düsseldorf von dem „goldenen Stern" spricht, der ihn nach Norden zieht! Darnach mußte Heine schon in Düsseldorf in den Knabenjahren das Geheimnis der ersten Liebe aufgegangen sein, die dann in Hamburg zur mächtigen, überwältigenden Leidenschaft sich entfaltete, jener unglücklichen Liebe, die ihm so tiefes Weh bereitete, die seiner Leier so schmerzliche, wehmüthige, ironische und leidenschaftliche Töne entlockte, die ihn überall hin begleitete, die wir in allen seinen Dichtungen wieder antreffen, bald als Molly, bald als Zuleima, bald als Maria, bald als Eveline oder Ottilie, stets aber „das Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund", das blasse, stille, todttraurige Mädchen, „das tief unten am Fenster des hochgegiebelten, menschenleeren Hauses der verschollenen Meerstadt sitzt!" Lange ist der wirkliche Name jenes Mädchens, die der erste Liebestraum Heine's war, ungenannt geblieben; Heine selbst hat ihren wahren Namen fast nie verrathen. Erst in einem nach seinem Tode erschienenen Briefe wurde der Schleier von diesem Herzensgeheimnis weggehoben: **Amalie Heine**, die dritte Tochter Salomon Heine's — nicht Eveline von Geldern, die nie existiert hat — war die erste, man darf wohl auch sagen, einzige und unglückliche Liebe des Dichters!

Es wäre thöricht und vergeblich, dem wahren Verlauf dieser Herzensgeschichte heute noch nachforschen zu wollen; begnügen wir uns daher, statt in müßiger Neugierde in dem Herzensgeheimnis des Dichters umherzuwühlen, die Thatsache zu konstatieren, daß Heine's Liebe eine unglückliche war und schildern wir vielmehr an der Hand des Dichters selbst Verlauf und Ende dieses Liebestraums. Eines der bekanntesten Gedichte von Heine enthält diese Schilderung; es ist das folgende:

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt,
Der Andere liebt eine Andere,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Ärger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen
Der Jüngling in Ärger dann.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei."

Fast mit biographischer Genauigkeit hat Heine später noch, wie Goethe, in dem bekannten Sonett „Im Jahre achtzehnhundertsiebzehn" seinen Liebesroman klar und umständlich erzählt.

Ungleich charakteristischer aber noch als jene versifizierte biographische Episode sind die ersten Prosa-Ergüsse seiner Leidenschaft,

die uns in den beiden Briefen an Sethe erhalten sind: „Ich habe mich wieder hingesetzt, Dir zu schreiben und habe Alles aus dem Herzen rauschen gelassen, was Dir immer spanische Dörfer bleiben." Und dann:

„Wenn die Stunde kommt, wo das Herz mir schwillt,
Und blühender Zauber dem Busen entquillt,
Dann greif ich zum Griffel rasch und wild
Und male mit Worten das Zaubergebild."

— Aber auch verwünschte Prahlerey, es scheint, als sei mir die Muse untreu geworden, und habe mich allein nach Norden ziehen lassen, und sey zurückgeblieben. Ist auch ein Weib. Oder fürchtet sie sich vor die furchtbaren Handelsanstalten, die ich mache? Wahr ist es, es ist ein verludertes Kaufmannsnest hier."

Und das merkwürdigste Dokument ist der zweite Brief des Dichters vom 27. Oktober 1816 an Sethe, weil er zugleich der einzige ist, in welchem Heine ganz ohne Rückhalt sich über seine Liebe ausgesprochen hat. Es heißt darin wörtlich folgendermaßen: „Sie liebt mich nicht! — Mußt, lieber Christian, dieses letzte Wörtchen ganz leise, leise aussprechen. In den ersten Wörtchen liegt der ewig lebendige Himmel, aber auch in dem letzten liegt die ewig lebendige Hölle. — Könntest Du Deinem armen Freunde nur ein bischen in's Gesicht sehen, wie er so ganz bleich aussieht, und gewaltig verstört und wahnsinnig, so würde sich Dein gerechter Unmuth wegen des langen Stillschweigens sehr bald zur Ruhe legen; am besten wäre es zwar, wenn Du einen einzigen Blick in seine inn're Seele werfen könntest, — da würdest Du mich erst recht liebgewinnen." Und an einer späteren Stelle: „Ich habe sie wiedergesehen, —

Dem Teufel meine Seele,
Dem Henker sey der Leib.
Doch ich allein erwählte
Für mich das schöne Weib."

Hu! Schauderst Du nicht, Christian? Schaudere nur, ich schaudere auch. — Verbrenne den Brief, Gott sey meiner armen Seele gnädig. — Ich habe diese Worte nicht geschrieben. — Da saß ein bleicher Mensch auf meinem Stuhl, der hat sie geschrieben. Das kommt, weil es Mitternacht ist. — O Gott! Wahnsinn sündigt nicht. — Tu! Tu! hauche nicht zu stark, da hab ich eben ein wunderhübsches Kartenhaus aufgeschichtet, und ganz oben auf sitzt ich und halte sie im Arm! —

Sieh, Christian, nur Dein Freund konnte seinen Blick zum Allerhöchsten erheben (erkennst Du ihn hieran?); freilich scheint es auch, als wenn es sein Verderben sein wird. Aber Du kannst Dir auch kaum vorstellen, lieber Christian, wie mein Verderben so herrlich und lieblich aussieht! — Aut Caesar aut nihil war immer mein Wahlspruch. Alles an Allem.

Ich bin ein wahnsinniger Schach Spieler. Schon beim ersten Stein habe ich die Königin verloren, und doch spiel ich noch, und spiele — um die Königinn. Soll ich weiter spielen? — . . . .

Nur halte mich, o Gott, in sicherer Huth vor die schleichende finstre Macht der Stunde. — Entfernt von ihr, lange Jahre glühende Sehnsucht im Herzen tragen, das ist Höllenqual und drängt hölliſches Schmerzgeſchrey hervor. Aber, in ihrer Nähe seyn, und doch ewig lange Wochen nach ihrem alleinseligmachenden Anblick oft vergebens schmachten, u — u — und — und — O! — O! — O Christian! Da kann auch das frömmste und reinste Gemüth in wilder, wahnsinniger Gottlosigkeit auflodern — . . . .

Sei nicht böse, Christian, ich bin Dir ja so gut, so gut, und bin so gewaltig unglücklich dran. Willst Du mich auch verstoßen? Ach die Stimme im Herzen hat mich sehr getäuscht, wird sie auch diesmal Lügnerin sein? Christian, sag Ja oder Nein. Du bist allein übergeblieben, sag Ja oder Nein. Bei allem, was Dir heilig ist, sag mir die Wahrheit. — Ja? nun so hab ich auch Hoffnung, daß mir die Stimme des Herzens auch bey Molly nicht lügt. Nein? nun — — —

Schreib bald, lieber Christian, Ja, willst Du? —

Das ist auch eine herzkränkende Sache, daß sie meine schöne Lieder, die ich nur, nur für sie gedichtet habe, so bitter und schnöde gedemüthigt und mir überhaupt in dieſer Hinsicht sehr häßlich mitgespielt hat. — Aber solltest Du es wohl glauben, die Muse ist mir demohngeachtet jetzt noch weit lieber als je. Sie ist mir eine getreue tröstende Freundinn geworden, die ist so heimlich süß und ich liebe sie recht inniglich . . .

Ich dichte viel; denn ich habe Zeit genug, und die ungeheure Handelsspeculationen machen mir nicht viel zu schaffen; — ob meine jetzigen Poesien besser sind, als die früheren, weiß ich nicht; nur das ist gewiß, daß sie viel sanfter und süßer sind, wie in Honig getauchter Schmerz. Ich bin auch gesonnen, sie balde (es kann indessen doch noch viele Monathe dauren) in Druck zu geben. Aber das ist die Schwerenothsſache: da es dazu lauter Minnelieder sind, würde es mir als Kaufmann, ungeheuer schädlich seyn; ich kann Dir dies nicht so genau erklären, denn Du kennst nicht den Geist, der hier herrscht. Und gegen Dich kann ich aufrichtig gestehen: außerdem daß in dieſer Schacherstadt nicht das mindeste Gefühl für Poesie zu finden ist, — es seyen denn eigends bestellte und baar bezahlte Hochzeits-, Leichen- oder Kindtaufs Carminaden, — so hat sich auch noch dazugesellt seit einiger Zeit eine schwüle Spannung zwischen den getauften und ungetauften Juden (alle Hamburger nenne ich Juden und die ich um sie von den beschnittenen zu unterscheiden: getaufte Juden benamse, heißen auch vulgo: Christen). Bey so bewandten Umständen läßt sich leicht voraussehen, daß Christliche Liebe die Liebes-

lieber eines Juden nicht ungehudelt laſſen wird. Da iſt guter Rath theuer; auch ohne dies weiß ich nicht, wie man eine Buchherausgabe bewerkſtelligt, und darinn ſollſt Du mich belehren, Chriſtian; verſtehſt das ja beſſer.

Ich lebe hier ganz iſolirt; aus obigen Andeutungen kannſt Du Dir dies ſehr leicht erklären. — Mein Oheim lebt auf dem Lande. Dort geht es ſehr geziert und geſchwänzelt zu, und der freie, unbefangene Sänger ſündigt ſehr oft gegen die Etiquette. Diplomatiſches Federvieh, Millionäre, hochweiſe Senatoren u. ſ. w. ſind keine Leut für mich. Der homeriſch göttliche herrliche Blücher aber war unlängſt hier, und ich habe das Glück gehabt in ſeiner Geſellſchaft zu ſpeiſen bey Onkel; ſo ein Kerl macht Freude. — —

In religieuſer Hinſicht habe ich Dir vielleicht bald etwas ſehr verwunderliches mitzutheilen. Iſt Heine toll geworden? wirſt Du ausrufen. Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir die Himmliſche die Irdiſche erſetzen? Ich will die Sinne berauſchen. Nur in den unendlichen Tiefen der Myſtik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich ſcheint mir jetzt das Wiſſen in ſeinem Bettlerkleid. Was mir einſt durchſichtige Klarheit ſchien, zeigt ſich mir jetzt als nackte Blöße.

„Werdet wie die Kindlein" lange wähnte ich dies zu verſtehen, o ich närriſcher Narr! — Kindlein glauben.

Heine."

Dieſer Brief iſt in der That eines der wichtigſten Dokumente für Heine's Lebensgeſchichte, weil er eine Periode dieſes Dichterlebens geradezu blitzartig erhellt, die bis jetzt in faſt undurchdringliches Dunkel gehüllt war. Mit Recht bemerkt der Herausgeber dieſes Briefes, daß die darin noch ſtammelnde Liebesleidenſchaft uns beſonders eigenthümlich anmuthe, „die ſich durch Bürger'ſche Schreckensrufe, durch Citate aus Goethe's Taſſo und franzöſiſchen Tragikern Luft macht, aber zugleich ſchon über eine Fülle eigener Ausdrücke und Bilder verfügt . . . . . Das Unbehagen in dem aufgedrungenen Beruf, der eigenthümliche Gegenſatz zu dem reichen Oheim, die Abneigung gegen den Krämerſinn der Kaufmannsſtadt, das drückende Gefühl der jüdiſchen Erniedrigung, kurz der ganze Heine, zum Theil ſchon in den eigenthümlichen Wendungen, tritt darin hervor."

Eine längſt vergeſſene Zeitſchrift „Hamburgs Wächter" brachte in zwei Nummern vom 27. Februar und vom 17. März 1817 die erſten jener Lieder; allerdings nicht unter dem Namen Heine's ſondern unter dem ſchwerfälligen Anagramm „Sy Freudhold Rieſenbarſ" das er aus den Buchſtaben ſeiner Vaterſtadt und ſeines eigenen Vor- und Zunamens künſtlich zuſammengeſtellt hatte.

Unter ſeinem Namen hätten dieſe Gedichte damals wohl in Hamburg nicht erſcheinen dürfen, da Harry Heine inzwiſchen mit Hilfe ſeines Oheims im Jahre 1818 ſich ſelbſtändig etabliert und

ein Commissionsgeschäft in englischen Manufakturwaaren unter der Firma Harry Heine & Comp. eröffnet hatte. Darauf bezieben sich auch die „ungeheueren Handelsspeculationen", von denen der Dichter in jenem oben erwähnten Briefe schreibt, die ihm allerdings so wenig zu schaffen machten, daß er schon im Frühjahr des folgenden Jahres 1819 das Geschäft liquidieren mußte.

Sein inneres Leben war damals, wie er selbst später sagte, ein brütendes Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern erhellten Schacht der Traumwelt; sein äußeres Leben allerdings „toll, wüst, zynisch, abstoßend", kurz er machte es zum schneidenden Gegensatze seines inneren Lebens, damit ihn dieses nicht durch sein Übergewicht zerstöre! Eine andere Auffassung scheint freilich Salomon Heine gehabt zu haben, der für die Genialität seines Neffen allerdings nur geringes Interesse zeigte. Erst nach dem Zusammenbruch des Geschäftes in der Kleinen Bäckerstraße, vorher am Grasskeller Nr. 139 gab er die Hoffnung auf, aus Harry Heine einen tüchtigen Geschäftsmann zu machen. Und erst nach vielen vergeblichen Bitten und Versuchen entschloß er sich dazu, ihm großmüthig die Mittel zum Studieren zu geben, mit der Bedingung, daß er sich dem juristischen Studium mit vollstem Eifer widme, den Doktorgrad erwerbe und sich dann in Hamburg als Advokat niederlasse.

Auch eine kleine Judenverfolgung hat Heine noch in den letzten Tagen seines Hamburger Aufenthalts erlebt und die Erinnerung daran beschäftigte ihn wiederholt noch in späteren Jahren. Der Judenhaß, der während der Franzosenzeit fast gänzlich geschwunden war, begann in der Epoche der Restaurationspolitik wieder aufzudämmern. Und die freie Hansestadt folgte dem Beispiele willig, das ihr andere deutsche Städte, Würzburg voran, gegeben hatten. Der Pöbel durchzog die Straßen mit dem Feldgeschrei „Hepp, hepp", warf den Juden die Fensterscheiben ein und prügelte dieselben, sofern sie sich auf den Straßen sehen ließen. Zwei Nächte dauerten diese Unruhen fort, bis ein Plakat der Behörde erschien, welches mit der Drohung schloß: die Garnison würde fortan scharf feuern. Damit war die Judenhetze zu Ende und damit endeten auch die Hamburger Leidenszeit und die kaufmännischen Lehrjahre Heine's, von denen er in Wahrheit nur einen einzigen Vortheil gezogen hat, nämlich — seine schöne Schrift. „Seine Handschrift war sauber und erinnerte an eine Kaufmannshand, welche viel Allotria getrieben; bei ruhiger Abschrift ganz kaufmännisch fest und nur in starken Grundstrichen über den geschäftlichen Charakter hinausgehend, bei eiliger Zuschrift ohne diese Grundstriche und in dünner Undeutlichkeit hinfahrend." Überhaupt war von seiner Familie ein positiver Kaufmannsrest in ihm verblieben.

Im Sommer 1819 verließ Heine Hamburg und kehrte nach Düsseldorf zurück, um sich dort für den Besuch der Universität

vorzubereiten. Der Ruf, daſs er „ſchöne Verſe zu machen wiſſe", verbreitete ſich bald in der Heimathſtadt und gar manche junge Dame erbat und erhielt einen witzigen oder ſchwermüthigen Spruch für ihr Album.

Heine's Lieblingslektüre waren damals die Balladen von Ludwig Uhland, deſſen Einfluſs auf unſern Dichter ein unverkennbarer iſt. Unter dem Eindruck der Zeitereigniſſe und dieſer Lektüre entſtand in jenen Tagen die ſpäter ſo bekannt gewordene Romanze „Die Grenadiere", die bald darauf von Max Kreuzer in Muſik geſetzt und dem franzöſiſchen Marſchall Soult gewidmet wurde. Heine verkehrte damals zumeiſt mit ſeinem Schulfreunde Joſef Neunzig — ſie bereiteten ſich beide zugleich für die Univerſitätsſtudien vor und nahmen Unterricht im Lateiniſchen bei einem alten Lehrer, einem Jeſuiten, der mit Heine ſeine liebe Noth hatte, da dieſer die alten Klaſſiker mit Vorliebe in den jüdiſch-deutſchen Jargon überſetzte — und Neunzig erzählte ſpäter, daſs der Eindruck ein unvergeſslicher ſei, den jene Romanze auf ihn hervorgebracht, als ihm Heine dieſelbe mit tiefſchmerzlicher Betonung vorlas.

Im Spätherbſt deſſelben Jahres bezog Heine die Univerſität zu Bonn.

III.

Die Univerſität in Bonn wurde im Jahre 1818 von Friedrich Wilhelm III. wieder eröffnet, nachdem ſie während der Zeit der franzöſiſchen Fremdherrſchaft mehrere Jahre geſchloſſen war. Die junge Hochſchule erfreute ſich bald eines glänzenden Rufes; ſchon im zweiten Semeſter deſſelben Jahres zählte ſie ſiebenhundert immatrikulierte Hörer. Dieſen Ruf verdankte die Univerſität zunächſt ihren ausgezeichneten Lehrkräften, von denen nur Namen wie Mittermeier, Welcker, Arndt, A. W. von Schlegel, Delbrück, Dieſterweg, Freytag, Nees von Eſenbeck u. A. genannt ſein mögen.

Auch unter den Hörern befanden ſich viele, die ſpäter auf verſchiedenen Gebieten der Wiſſenſchaft und Literatur ſich einen bedeutenden Namen erworben haben Außer Heine beſuchten auch Simrock, Liebig, Hengſtenberg, Hoffmann von Fallersleben, Dieffenbach, Johannes Müller, Jarcke u. A. die Univerſität.

Das Leben auf dieſer Hochſchule war von einem ſittlichen und wahrhaft patriotiſchen Geiſte getragen. Gerade die Verfolgungen, die die Univerſitäten von Seiten der Regierungen in jenen Tagen zu erdulden hatten, hatten jenen Geiſt groß gezogen und befeſtigt. Der Karlsbader Kongreſs hatte eben jene Beſchlüſſe gefaßt, welche Wilhelm von Humboldt mit Recht „ſchändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend" genannt hatte und deren Endzweck die gewaltſame Unterdrückung jeder freiſinnigen Regung in der deutſchen Jugend war. Der Mord Kotzebue's, welcher ganz

offen die Rolle eines russischen Spions und Vaterlandsverräthers gespielt hatte, wurde das Signal zu einer großen Demagogenhetze, welche soviel edle Kraft und edles Wollen zu Tode gejagt hat. Die Mainzer Central Untersuchungskommission spann ihr Netz über alle deutsche Universitäten aus und Alle, welche nur im entferntesten Verdacht burschenschaftlicher Gesinnung standen, wurden in Untersuchung gezogen. Heine erlebte diesen Auflösungsprozeß der allgemeinen deutschen Burschenschaft während seiner Studienzeit mit, und man darf wohl annehmen, daß die Eindrücke jener trostlosen, niedergedrückten Zeit, der sogenannten Restaurationsepoche, bestimmend und maßgebend wurden für seine politische Weltanschauung, die eigentlich trotz aller scheinbaren Wandlungen doch immer dieselbe geblieben ist.

Schon in den ersten Tagen seines Bonner Aufenthalts, bevor er noch die Aufnahmeprüfung bestanden und ordentlich immatrikuliert war, wurde Heine mit mehreren seiner Freunde in eine politische Untersuchung verwickelt. Veranlassung dazu gab ein Fest, welches die Studierenden der Universität am 18 Oktober, dem Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, veranstalteten. Sie zogen Abends auf den nahen Kreuzberg, wo bei dem Schein der Fackeln und einem mächtigen Freudenfeuer ein Berliner Theologe eine schwungvolle und begeisterte Rede hielt, in der er „zu Tugend und Religion, zum fleißigen Dienste im Dome des deutschen Volkes und im Tempel der Wissenschaft ermahnte, darauf hinwies, daß das Volk auf die blühende Jugend hoffe und mit der Frage schloß, ob sich Einer dem Dienste des Vaterlandes entziehen wolle." Natürlich wurde die Frage einstimmig verneint und nach einem Hoch auf den kurz verstorbenen Vater Blücher ging die Versammlung auseinander.

Bald darauf erschien in einer Düsseldorfer Zeitung ein Referat, das Josef Neunzig, Heine's Landsmann und damaliger Stubengenosse, eingeschickt hatte, und in welchem dem Hauptredner folgende Worte in den Mund gelegt wurden: „Brüder! auf uns ruht eine schwere Last, auf uns hofft und wartet das Volk, um das gedrückte Vaterland vom Drucke zu befreien." Darauf sollte ein donnerndes Hoch auf die damals stark verpönte Burschenschaft ausgebracht worden sein. — Grund genug, um sofort eine hochnothpeinliche Untersuchung anzustellen, in die eilf Studenten und zwei Professoren, welche auf dem Kreuzberg mit anwesend waren, hineingezogen wurden. Die Untersuchung wurde von dem berühmten Strafrechtslehrer Mittermaier geführt und das mit Heine aufgenommene Protokoll ist noch erhalten. Die Untersuchung stellte sich schließlich als resultatlos heraus; aber der Eindruck, den dieselbe auf Heine und seine Freunde hervorbrachte, darf nicht unterschätzt werden, wenn man sein Lebensbild aus historischen Bedingungen konstruieren will.

Wie bereits bemerkt, hatte Harry Heine in Bonn zunächst eine Aufnahmeprüfung zu bestehen; sowohl er wie sein Freund

Josef Neunzig erhielten die letzte Nummer, Nro. III. Heine wurde am 2. Dezember im Lateinischen, am 4. Dezember in der Geschichte geprüft. Für den deutschen Aufsatz hatte Professor Windischmann das Thema gegeben: „Die Gründe, worauf es für die Entscheidung für einen bestimmten Beruf wesentlich ankommt." Leider ist der Aufsatz von Heine nicht mehr aufzufinden gewesen; nach einer Mittheilung von Josef Neunzig soll er das Thema durchaus humoristisch etwa in folgender Weise behandelt haben: „Die Wissenschaften, welche in diesen Hörsälen gelehrt werden, bedürfen vor allem der Schreibbänke; denn diese sind die Stützen, die Träger und Grundlagen der Weisheit, welche vom Munde der Lehrer ausgeht, und von den andächtigen Schülern in die Hefte übertragen wird. Dann sind aber auch die Schreibbänke gleichsam Gedenktafeln für unsere Namen, wenn wir diese mit dem Federmesser hineinschneiden, um künftigen Generationen die Spur unseres Daseins zu hinterlassen." Das Zeugnis, welches Heine am 30. Dezember von der Prüfungskommission erhielt, lautet folgendermaßen:

„Harry Heine Nro. III.

Griechisch hat er nicht gelernt. Im Lateinischen ist er von unsicherer Kenntnis und zu geringer Übung, weßhalb er auch keinen Aufsatz geliefert hat. Zu einer Prüfung in der Mathematik hat er sich nicht verstanden. In der Geschichte ist er nicht ohne alle Kenntnisse. Seine deutsche Arbeit, wiewohl auf wunderliche Weise gefaßt, beweist ein gutes Bestreben."

Am 11. Dezember 1819 wurde Heine als studiosus juris in das Universitätsalbum eingetragen. Er hörte im ersten Winterhalbjahr sechs Vorlesungen und berichtet selbst darüber: „1. Geschichte der deutschen Sprache bei Schlegel, der fast drei Monate lang die barockesten Hypothesen über die Abstammung der Deutschen entwickelte; 2. die Germania des Tacitus bei Arndt, der in den altdeutschen Wäldern jene Tugenden suchte, die er in den Salons der Gegenwart vermißte; 3. germanisches Staatsrecht bei Hüllmann, dessen historische Ansichten noch am wenigsten vag sind, und 4. deutsche Urgeschichte bei Radloff, der am Ende des Semesters noch nicht weiter gekommen war, als bis zur Zeit der Sesostris." Außerdem besuchte Heine fleißig die literaturgeschichtlichen und ästhetischen Vorträge des Professors Delbrück und die sehr anregenden Vorlesungen des Privatdozenten Hundeshagen über Kunst und Leben des Mittelalters. Im zweiten Semester hörte er bei Mackeldey Institutionen des römischen Rechts, bei Schlegel die historisch-kritische Erklärung des Nibelungenlieds sowie Metrik, Prosodie und Deklamation und bei Hüllmann Kulturgeschichte, germanisches Staatsrecht des Mittelalters und französische Geschichte.

Von allen Lehrern hatte August Wilhelm von Schlegel den größten Einfluß auf Heine. Schlegel stand damals noch an der

Spitze der nachgoethe'schen Literatur; er war als geistvoller Kenner der deutschen wie der spanischen und englischen Literatur ebenso gefeiert wie als Dichter und Kritiker. Das lebhafteste Interesse brachte er der poetischen Produktion Heine's entgegen; er regte ihn an, einzelne Scenen des ersten Aktes von Byron's „Manfred" zu übersetzen und sprach sich über diese Übersetzung, wie über die lyrischen Gedichte Heine's, in sehr schmeichelhafter Weise aus, wie dieser selbst in einem Brief an einen Jugendfreund und Studiengenossen, Fritz von Beughem, berichtet. Der vornehme, zierliche, elegante Professor machte auch äußerlich auf Heine den größten Eindruck.

Der junge Student stand damals ganz unter dem Einflusse jener Romantik, deren begabtester und bedeutendster Vertreter A. W. von Schlegel war. Von besonderem Interesse ist in dieser Hinsicht sein erster uns bekannter Aufsatz in Prosa, den er im Sommer desselben Jahres für das „Kunst- und Unterhaltungsblatt" als Erwiderung auf eine Satyre schrieb, die W. von Blomberg gegen Romantik und romantische Form gerichtet hatte. In demselben (siehe „Vermischte Schriften") spricht er seine Ansichten und seine Auffassung der Romantik klar und überzeugend aus; sie sind überaus wichtig für das Verständnis seiner poetischen Entwicklung.

Ja man darf wohl sagen, daß in diesen Sätzen das ganze Programm für Heine's zukünftiges Schaffen lag. Merkwürdig ist die kritische Bestimmtheit, die Klarheit und Schärfe des Ausdrucks und nicht zum Mindesten der Stil jenes Aufsatzes. Bedenkt man, daß zwischen der ersten prosaischen Liebesklage in dem oben mitgetheilten Brief an Sethe und diesem Aufsatz über das Wesen der Romantik kaum drei Jahre liegen, so wird man die Entwicklung vollauf würdigen, die Heine in dieser Zeit durchgemacht hat.

In der ersten Zeit lag Heine seinen Fachstudien sehr fleißig ob; seine Kollegienhefte waren in guter Ordnung und „sein Lebensplan noch immer auf eine Vernunftheirath mit der Jurisprudenz gerichtet." Von seinen Freunden in Bonn sind insbesondere Carl Simrock, Dieffenbach, Johann Baptist Rousseau, Friedrich von Beughem, Friedrich Steinmann, Josef Neunzig und vor allem Christian Sethe zu nennen. Mit Simrock wurde Heine dadurch bekannt, daß er in der Vorlesung über Pandekten öfter ein Kollegienheft von ihm lieh; beide befreundeten sich später dadurch, daß ihnen poetische und literarische Neigungen mehr am Herzen lagen als juristische. Rousseau, der nur um einige Jahre jünger war als Heine, war schon auf dem Gymnasium mit ihm befreundet. Er hing an ihm mit großer Verehrung und verherrlichte ihn damals in Bonn in den stümperhaftesten Sonetten. Von dem Einfluß dieses immerhin interessanten Charakters auf den Dichter wird noch später die Rede sein. Auch Friedrich Steinmann kannte Heine schon von Düsseldorf her.

Sein älteſter und treueſter Freund war auch hier Chriſtian Sethe und als ein Denkmal dieſer Freundſchaft entſtanden in jenen Tagen die bekannte Fresco-Sonette, an dieſen Freund gerichtet.

Wie auf dem Gymnaſium, ſo blieb auch auf der Univerſität Chriſtian Sethe der Beſchützer Heine's in mannigfachen Händeln, die dieſer theils um ſeines Glaubens willen, theils wegen ſeines ſcharfen und oft verletzenden Witzes auszufechten hatte. Wegen ſeiner klaren und vorſichtigen Denkungsart hatte er ihm den Beinamen „Staatsrath" gegeben.

Joſeph Neunzig war auch in Bonn wie früher in Düſſeldorf der Nachbar Heine's. Bis in ſein ſpätes Lebensalter iſt Neunzig vor allem jener eigenthümliche ſatyriſche Zug um die Mundwinkel Heine's in Erinnerung geblieben, wenn derſelbe irgend einen Scherz, einen Witz oder eine Bosheit erzählte. Eines Tages portraitierte Neunzig ſeinen Freund auf Elfenbein.

Obwohl er in jener Zeit der Burſchenſchaft angehörte und an ihren Sitzungen ſogar lebhaften Antheil nahm, hatte Heine ſich doch wenig von den Studentenſitten angeeignet. Er rauchte nie — der Tabaksdunſt war ihm auf's Tiefſte verhaßt — trank faſt gar kein Bier und auch Wein nur ſehr mäßig. In größeren Verſammlungen verhielt er ſich meiſt ſehr ſtill, gegen Fremde zurückhaltend und nur im vertrauteren Freundeskreiſe ließ er ſeinen Witz und ſeiner Ironie, für die Betroffenen oft in verhängnisvoller Weiſe, die Zügel ſchießen. Man hielt ihn deßhalb für herzlos und kalt; aber die ihm naheſtehenden Freunde erkannten wohl, daß hinter der abſtoßenden Hülle ſich ein tiefes und weiches Empfindungsleben barg und daß der Dichter bereits in jungen Jahren ſcheu vor der Außenwelt ſich in ſich ſelbſt zurückzog.

Heine ſuchte ſchon damals in der Poeſie die Tröſterin für jegliches Leid und huldigte eifrig der Muſe. Die Pandekten und die grauen Inſtitutionen des Gajus ſagten ihm wenig zu; die „eiſernen Paragraphen ſelbſtſüchtiger Rechtsſyſteme" ſtimmten ihn oft ſehr verdrießlich. Die Traumbilder, Lieder und Romanzen der „Jungen Leiden" wurden meiſt in Bonn vollendet und ſämmtliche Sonette hier verfaßt. Dieſe Fresco-Sonette ſind ganz und gar verſchieden von der gewöhnlichen Sonettendichtung. Es beginnt ſchon mit ihnen die volle Auflehnung Heine's gegen alle beſtehenden Geſetze der Poetik; er gebraucht die melodiſche Form des Sonetts für Zwecke, die dieſem fremd ſind und ſtatt harmoniſch abzuſchließen, enden dieſe Lieder mit einem ſchrillen Mißklang.

So war das Leben in Bonn ſehr günſtig für die poetiſchen Anlagen Heine's. Trotzdem entſchloß er ſich ſchon im Herbſt desſelben Jahres — aus welcher Veranlaſſung iſt nicht bekannt — Bonn zu verlaſſen und die Univerſität in Göttingen zu beziehen. In den Briefen an ſeine Freunde aus jener Zeit wiederholt er des

öfteren die Versicherung, daß er nur „des Ochsens" wegen von Bonn fortgegangen sei. Vorher schon hatte er mehrere Wochen in dem Dörfchen Beul bei Bonn zugebracht und dort seine Tragödie „Almansor" begonnen. In den Universitätsferien desselben Jahres machte er zuerst einen Besuch bei seinen Eltern in Düsseldorf und trat sodann eine Wanderung durch Westfalen an. Die Erinnerungen an die Reise und an diesen anmuthigen Landstrich beschäftigten ihn später noch vielfach.

Wenn Heine „das Ochsen" als seine vornehmste Aufgabe für Göttingen in Aussicht nahm, so darf man deshalb doch nicht glauben, daß er nicht auch in Bonn dem juristischen Brotstudium fleißig obgelegen habe. In dem Dekanatszeugnis der Universität heißt es: „Daß der stud juris H. Harry Heine aus Düsseldorf während seines Aufenthaltes auf hiesiger Universität folgende Vorlesungen, nämlich . . . . .
mit ausgezeichnetem Fleiß und rühmlichster Aufmerksamkeit besucht habe, wird demselben bey seinem Abgange von hier, der Wahrheit gemäß andurch bezeugt."

Die äußere Erscheinung und das Wesen Heine's zu jener Zeit werden von Verwandten und Freunden übereinstimmend folgendermaßen geschildert: Er war mittelgroß, hatte eine kleine, weiße Hand, so schön geformt wie die seiner Mutter, edle Gesichtszüge, lichtbraunes, nach damaliger Sitte ziemlich langes Haar, welches das feine Oval seines bartlosen Gesichtes umrahmte, eine griechische Nase, schön gewölbte Augenbrauen, helle blaue Augen, einen großen Mund mit vollen, wollüstigen Lippen und mit sarkastisch verzogenen Mundwinkeln.

Er kleidete sich stets mit Sorgfalt und Geschmack und schon in Bonn war es bekannt, daß er der Mode folgte und seine Kleider keine Fältchen werfen durften; auch seine Wäsche war untadelhaft. Spitzenjabots und feine gekräuselte Manschetten, wie man sie damals trug, durften nie fehlen. Gewöhnlich trug er auch einen Studentenrock von Sammet.

IV.

Die Universität in Göttingen hatte ihre Blüthezeit hinter sich, als Harry Heine am 4. Oktober 1820 sich daselbst immatrikulieren ließ. Nur die juristische Fakultät hatte noch einige Bedeutung; ihr Ruf war es auch, welcher Heine nach Göttingen zog.

Am 9. November schreibt er an seinen Freund Fritz Beughem: „Hätte ich nicht die Länge des Wegs aus Erfahrung gekannt, so wäre ich richtig wieder nach Bonn zurückgelaufen. Patente Pommadehengste, Prachtausgaben wässrigter Prosaiker, plastisch ennuyante Gesichter — da hast Du das hiesige Burschenpersonal . . .

Ich höre Beneken's Kollegium über altdeutsche Sprache mit großem Vergnügen. Denk Dir, Fritz, nur 9 (sage neun) Studios hören dieses Kollegium. Unter 1300 Studenten, worunter doch gewiss tausend Deutsche, sind nur neun, die für die Sprache, für das innere Leben und für die geistigen Reliquien ihrer Väter Interesse haben. O Deutschland!"

Wir ersehen aus diesem Briefe, dass sich Heine in Göttingen durchaus nicht glücklich fühlte und dass der Schmerz seiner unglücklichen Liebe und seines verfehlten Jugendlebens noch mächtig nachwirkte; wir ersehen aber auch daraus, dass er für alle seine Leiden weniger im „Ochsen" als in der Beschäftigung mit seinen poetischen Arbeiten Trost und Ersatz fand. Hatte er doch im ersten Semester nicht ein einziges juristisches Kolleg belegt; dafür aber die Tragödie „Almansor" bis zum dritten Akte fertig gemacht und die bis dahin zerstreuten Gedichte gesammelt!

Er besuchte nun die Vorlesungen von Bencke und Sartorius über deutsche Literatur und Geschichte und lebte sonst ziemlich abgeschlossen. Von den Professoren trat er nur Sartorius näher, „dem großen Geschichtsforscher und Menschen, dessen Auge ein klarer Stern ist in unserer dunklen Zeit und dessen gastliches Herz offen steht für alle fremden Leiden und Freuden, für die Besorgnisse des Bettlers und des Königs und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter." Sartorius, der die dichterische Bedeutung Heine's erkannt hatte, prophezeite diesem eine große Zukunft, fügte jedoch hinzu: „Indessen man wird Sie nicht lieben."

Von den studentischen Kreisen, deren rohes Treiben ihn abstieß, hielt sich Heine in jener Zeit gänzlich fern. Seine Mittel hätten auch nicht ausgereicht, um mit den hochmüthigen hannöverschen Junkern, die damals in Göttingen die Hauptrolle spielten, zu fraternisieren. In seiner „Harzreise" hat er dieses rauflustige Treiben der Göttinger Studenten ergötzlich verspottet.

Dass die materiellen Mittel Heine's keine allzu großen waren, erhellt auch aus seinen Mittheilungen über die Mutter, von der er berichtet: „Welche Aufopferung bewies sie dem Sohne, dem sie in schwieriger Zeit nicht bloß das Programm seiner Studien, sondern auch die Mittel dazu lieferte! Als ich die Universität bezog, waren die Geschäfte meines Vaters in sehr traurigem Zustande, und meine Mutter verkaufte ihren Schmuck, Halsband und Ohrringe von großem Werthe, um mir das Auskommen für die vier ersten Universitätsjahre zu sichern."

Trotz seiner Abneigung gegen studentische Händel, wurde Heine in demselben Semester in einen Ehrenhandel verwickelt, in Folge dessen sein Aufenthalt in Göttingen einen jähen Abschluss fand. Der Studiosus Wilhelm Wiebel aus Eutin hatte einen beleidigenden Ausdruck gegen Heine gebraucht und dieser hatte ihn

deßhalb durch den Studioſus Vallender aus Rheinpreußen fordern laſſen. Das Duell wurde jedoch durch den Prorektor Profeſſor Tychſen, dem man die Sache hinterbracht hatte, vereitelt; er diktierte beiden Kontrahenten Stubenarreſt für den zum Duell erwählten Tag und bewog ſpäter Wiebel, ſeine Beleidigung zurückzunehmen.

Ob nun die Form und Art dieſer Revocation oder ob die „authentiſche Erklärung" des königlichen Univerſitätskuratoriums keine befriedigende war, die Streitigkeiten nahmen kein Ende, trotzdem beiden Theilen vom Univerſitätsgericht unter Androhung ſtrenger Strafen Ruhe geboten ward. Die Affaire Heine-Wiebel beſchäftigte die duellwüthenden Studentenkreiſe mehrere Wochen ſehr angelegentlich und fand erſt ihren Abſchluß vor den Schranken des Univerſitätsgerichts, welche am 23. Januar 1821 gegen Wilhelm Wiebel eine größere Unterſuchung anſtrengte, die beiden Sekundanten Vallender und Kanpau mit acht Tagen Karcer beſtrafte und Harry Heine das consilium abeundi auf ſechs Monate ertheilte.

„Selig dämmernd, ſonder Harm,
Liegt der Menſch in Freundes Arm;
Da kommt plötzlich, wie's Verhängnis
Des Conſiliums Bedrängnis,
Und weit fort von ſeinen Lieben
Muß der Menſch ſich weiter ſchieben."

Mit dieſen Verſen tröſtete Heine ſich ſehr raſch über den nicht allzu großen Schmerz, Göttingen verlaſſen zu müſſen. Unter dem Vorwande einer Erkrankung wurde ihm geſtattet, noch mehrere Wochen dort verweilen zu dürfen, bis die Erlaubnis der Eltern und des Oheims ſowie die nöthigen Geldmittel anlangten, um den Aufenthalt in der zopfigen, alten deutſchen Univerſitätsſtadt mit dem Leben in Berlin, der aufblühenden Reſidenz, zu vertauſchen.

V.

Es war in den letzten Februartagen des Jahres 1821, als der flotte Bruder Studio Harry Heine mit leichtem Sinne und noch leichterem Gepäck ſeinen Einzug in Berlin hielt, um daſelbſt zu ſtudieren. Der grelle Kontraſt zwiſchen dem Nebelheim der Bonner Romantik und dem Gelehrtenzopf der Georgia Augusta einerſeits und dem buntbewegten, farbenſchillernden, luſtigen Treiben der Königsreſidenz andererſeits, behagte dem weltſtürmenden Geiſte des jungen Dichters ganz außerordentlich. Mannigfachſte geiſtige Anregungen, das freie ungebundene Leben lockten Heine gewaltig, und mit allem Eifer nahm er die neuen Erſcheinungen in ſich auf, die das damalige Berlin ihm darbot.

Denn es war zu jener Zeit ein recht luſtiges Treiben in Berlin! In der Politik und im Staatsleben freilich nicht, denn

da wehte der eisige Hauch der starrsten Reaktion, der mit schwerer Hand jede freie Geistesregung niederhielt oder durch die Censurscheere ausmerzte, der durch die Demagogenverfolgungen, die Spionenriecherei, das politische Renegatenthum und den feigen Abfall zu üppiger Blüthe sich emporgeschwungen hatte. Wohl aber im gesellschaftlichen Leben! Eben weil man mit seinem „beschränkten Unterthanenverstande" sich nicht um die Politik bekümmern durfte, ohne mit den Schergen der Reaktion in Konflikt zu gerathen und sich den peinlichsten Verfolgungen auszusetzen, lebte man recht lustig in den Tag hinein, veranstaltete man Bälle und Feste, besuchte man Theater und Concerte, trieb man Musik zu Hause und auf der Straße, arrangierte man ästhetische Thees und literarische Diners, las man Gedichte und Zeitschriften, welche meist voll Skandalgeschichten wimmelten, Almanache und dergleichen Nippsächelchen mehr. Wie früher die Märtyrer der Freiheit, so waren jetzt die Sänger und Sängerinnen der königlichen Oper die Helden des Tages, und Henriette Sontag war der Abgott der Berliner. „Henriette" war die Losung und „Sontag" das Feldgeschrei. Der Kampf zwischen den Anhängern Spontini's und Weber's brachte die sonst so kühlen Berliner in die heftigste Erregung und die Aufführung des „Freischütz" war Wochen und Monate lang das Gespräch der Gesellschaft.

Die blaue Blume der Romantik, deren berauschender Duft damals alle sinnenden Gemüther in Deutschland betäubte, hatte in Berlin nur wenig Freunde. Das Hauptvergnügen der Residenz war die Musik, welche der Romantik seltsamer Weise ferne stand; nach der Musik kam das Schauspiel, welches damals unter der Leitung des Grafen Brühl stand, und erst in dritter Reihe kam die Poesie als Lieblingspassion der höheren Kreise Berlins. Musik, Schauspiel und Poesie — das waren drei Dinge, die in so glänzender Vereinigung der junge Heine bis jetzt noch nicht gekannt hatte. Was Wunder, daß er sich nun den Vergnügungen, die sich ihm so verlockend darboten, voll und ganz hingab und des eigentlichen Zweckes seiner Anwesenheit in Berlin ziemlich vergaß!

Nichtsdestoweniger erkannte er mit seinem scharfen Geiste bald, nachdem der erste Rausch verflogen war, die innere Hohlheit und Leere aller dieser Vergnügungen und gab dieser Erkenntnis in seinen „Briefen aus Berlin" an eine westfälische Zeitschrift beredten Ausdruck.

Und auch der Glanz, den die Stadt selbst mit ihren neuen und geraden Straßen, mit ihren Prachtbauten und ihrem militärischen Wesen auf Heine ausgeübt hatte, verflog rasch und ebnete kritisch nüchterner Betrachtung den Platz, über die selbst „der alte Fritz und sein spanisches Röhrchen" keine Macht mehr hatte. Dagegen übte der Geist eines anderen Herrschers, eines Herrschers im Reiche der Geister, mächtigen Einfluß auf ihn und seinen

Spuren ging Heine eifrig nach. „Mich durchschauert's, wenn ich denke: auf dieser Stelle hat vielleicht Lessing gestanden!" rief er aus, als er zuerst „Unter den Linden" spazieren ging. Sichtbare Spuren dieser Herrschaft traf er allerdings in den Kreisen, auf die er zunächst angewiesen war, kaum an; nur unsichtbar wirkte der Geist Lessing's noch nach und warf einen Schimmer der Verklärung über das Berlin der dreißiger Jahre, welches vornehmlich für die Romane von Walter Scott schwärmte, sofern nicht seine literarischen Neigungen noch viel tiefer gingen und ihre Befriedigung in den Romanen von Clauren und Genossen überreichlich fanden.

Nur eine verhältnismäßig kleine, aber desto eifrigere und begeistertere Gemeinde hatte sich in Berlin vereinigt, um dem Goethe-Kultus ihre Altäre zu errichten. Die Innigkeit und Schwärmerei, ja die wahrhaft abgöttische Verehrung, die diese kleine Gemeinde dem Dichterfürsten von Weimar zollte, wird uns erklärlich und verständlich, wenn wir bedenken, daß es vornehmlich Frauen waren, die diesem Kultus gehuldigt und die dem Dichter die Herzen der besten und edelsten Männer des damaligen Berlin, sei es im Sturme, sei es im langen mühevollen Werben, stets aber voll und ganz eroberten. Von diesen Frauen steht eine in erster Reihe; man darf sie als die Priesterin der Berliner Goethe-Gemeinde betrachten: Rahel Levin.

Rahel Levin Markus, geboren im Jahre 1771, vermählte sich im Jahre 1814 mit Varnhagen von Ense und starb im Jahre 1833 in Berlin.

Sie war die Pythia der Berliner Gesellschaft; ihre Aussprüche galten in den gebildeten Kreisen und in den „Salons" für delphische Orakel — die hervorragendsten Romantiker waren ihre Freunde, die Elite der Berliner Gesellschaft bildete den Kreis ihrer Verehrer, das junge Deutschland den Heerbann ihrer apostolischen Streiter und Goethe war ihr Gott. Ihre Weltanschauung, ihr ganzes Sein und Empfinden, ihr Denken und Fühlen ist nur der Reflex ihrer Verehrung für Goethe; ihre ganze geistige Existenz ist von ihm abhängig, ihr Horizont von seinen Werken umgrenzt. Mit großen geistigen Gaben ausgestattet, von einer merkwürdigen Klugheit und Herzensgüte, dabei aber auch von stärkster Subjectivität und Leidenschaftlichkeit, bewegte sie sich in den seltsamsten Paradoxen: Goethe und Fichte waren die Pole ihres Denkens, jetzt voll glühender Sinnlichkeit, ist sie doch bald darauf von sittlicher Wärme durchdrungen, heute eine willensstarke Atheistin, predigt sie morgen fast mit ascetischer Verzückung religiöse Wahrheiten, hier das ewig Weibliche über Alles stellend, dort der Emancipation des Fleisches huldigend, Egoismus und Liebe, Sophistik und Leidenschaft in sich vereinigend, aber zu keiner Harmonie verschmelzend — so war Rahel. Und man versteht diese merk-

würdige Frauengestalt am besten, wenn man ihre Erklärung des Paradoxons liest, das sie „für eine Wahrheit" hält, „die noch keinen Raum finden kann, sich darzustellen; die gewaltsam in die Welt drängt und mit einer Verrenkung hervorbringt".

Ihrer Verehrung für Goethe hat Rahel in dem Briefwechsel mit Varnhagen ein merkwürdiges Denkmal gesetzt, schon im Jahr 1808, also zu einer Zeit, wo Goethe von der Berliner Kritik noch nicht durchweg anerkannt war.

In ihrem Kreise trafen Alexander und Wilhelm von Humboldt, Fichte, August Wilhelm und Friedrich von Schlegel, Tieck und Schleiermacher, Bopp, Gentz, Chamisso, Fouqué, Gans, Hitzig und von Frauen Dorothea Mendelssohn, Henriette Herz, Pauline Wiesel u. A., sowie die Mitglieder der höchsten Aristokratie, Prinz Louis Ferdinand, die Herren von Marwitz, von Brinkmann u. A. zusammen.

Und in diesen Kreis trat nun auch Harry Heine im Frühling des Jahres 1821 ein. Rahel und Varnhagen fanden beide an dem jungen geistvollen und witzigen Manne inniges Wohlgefallen und bald war ihr Salon die Wiege seines Dichterruhms. Während Rahel durch ihr schwärmerisches Sinnen und durch ihr geistvolles Wesen Heine an sich zog, übte der streng kritische Varnhagen auf seine dichterische Entwicklung hervorragenden Einfluß. Auch Heine wurde für die Goethe-Gemeinde als Mitglied geworben, obwohl er durchaus nicht zu den unbedingten Anbetern des Dichters gehörte und trotzdem er sich auch niemals zu einer so abgöttischen Verehrung Goethe's hinreißen ließ, wie sie in jenen Kreisen heimisch war.

Gegen diese blinde Schwärmerei wagte Heine nur hier und da eine schüchterne Opposition; aber die „geistreichste Frau des Universums", wie Heine Rahel später einmal nannte, wußte den Ketzer bald zu überzeugen, wenn auch nicht völlig zu bekehren. Rahel verstand Heine wie kaum sonst Jemand; sie selbst erzählt: „Er wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt, wie so viele, und immer zu viele; da er fein und absonderlich ist, verstand ich ihn oft, und er mich, wo ihn Andere nicht vernahmen; das gewann ihn mir und er nahm mich als Patronin. Ich lobte ihn, wie alle, gern, und ließ ihm nichts durch, sah ich's vor dem Druck; doch das geschah kaum; und ich tadelte dann scharf."

Als Zeichen seiner freundschaftlichen Zuneigung widmete Heine später seiner Freundin Rahel sein „lyrisches Intermezzo".

Rahel war über diese Widmung sehr erfreut, weil sie sich dessen bewußt war, die dichterische Begabung Heine's früh erkannt und stets gewürdigt zu haben. Als Rahel am 7. März 1833, 62 Jahre alt, starb, verlor auch Heine eine der festesten Stützen seines Lebens.

Nicht so innig und so ununterbrochen treu wie das Verhältnis zu Rahel, war die Freundschaft zwischen Heine und Varnhagen.

Lag die Schuld daran an dem reizbaren Naturell Varnhagen's, oder an der Leichtgläubigkeit des Dichters, der vielleicht bösen Einflüsterungen gegen den Freund in schwachen Stunden Gehör gab, oder, weil dieser eine Bitte, die nicht zu erfüllen, unberücksichtigt ließ, daraus auf eine Fahrlässigkeit Varnhagen's schloß, genug, das Verhältnis zwischen diesen beiden Männern war wohl ein schönes, aber nicht andauerndes.

Aber noch eine andere Frau muß hier billigerweise genannt werden, die ebenfalls einen geistreichen Zirkel um sich versammelte, und die auf Heine's dichterische Entwicklung den gedeihlichsten Einfluß ausgeübt hat — nämlich Elise von Hohenhausen, die selbst eine begabte Dichterin, an jedem Dienstag die besten und gelehrtesten Männer, an denen das damalige Berlin so reich war, in ihrem Salon versammelte. Varnhagen und Rahel sowie ihr Bruder Ludwig Robert und dessen wunderschöne Gattin, Friederike Robert, Chamisso, Eduard Gans, Lazarus Bendavid, Wilhelm Hensel, Apollonius von Maltitz, Hermine von Chezy, Fanny Tarnow und Andere tauschten dort in ernsten und heiteren Gesprächen ihre Ansichten über die wichtigsten Tagesfragen der Literatur und der Kunst aus. In diesem Kreise las Heine zuerst seine Gedichte, die er unter dem Namen „lyrisches Intermezzo" gesammelt hatte, seine Tragödie „Almansor" und die Bruchstücke einer neuen Tragödie, die er inzwischen begonnen hatte, „Ratcliff" vor. Elise von Hohenhausen hat das Verdienst, zuerst fast die dichterische Größe Heine's erkannt zu haben; sie war es, die ihn als Nachfolger Lord Byron's in Deutschland proklamierte. Noch nach dreißig Jahren, auf seinem Krankenbette gedachte Heine in wehmüthiger Rückerinnerung der heiteren und schönen Stunden, die er in diesem edlen Kreise verlebt.

Auch mit Heinrich Stieglitz und seiner, durch ihr tragisches Ende berühmten Gattin, Charlotte, wurde Heine während seines Berliner Aufenthalts durch Varnhagen bekannt. Über einen Besuch, den er in Begleitung seines jüngeren Bruders Maximilian bei diesem Ehepaare, welches damals in einem Gartenhause in Potsdam wohnte, gemacht, hat dieser einige interessante Mittheilungen veröffentlicht, denen zufolge der Eindruck, den das junge Ehepaar auf Beide erregte, schon damals ein eigenthümlicher, beängstigender gewesen ist. Aus Allem sprach die unsichere bürgerliche Lage, ein Überschwang dichterischer Phantasie, nirgends ein ruhiger Halt. Heine prophezeite dem seltsamen Paar schon damals ein tragisches Ende.

Neben diesen geistreichen und klugen, genialen und frivolen Männern und Frauen lebte aber noch ein anderer Kreis von nicht minder genialen und nicht minder frivolen jugendlichen Männern damals in Berlin, in den Heine gleichfalls hineingezogen wurde, und in dem er sich bald sehr wohl und behaglich fühlte. In jener literar-

hiſtoriſch berühmten Weinſtube von Lutter und Wegener in der Behrenſtraße — unweit der damaligen Wohnung Heine's — in den alten und düſteren Räumen, in denen einſt die Romantik ihre tollen Orgien gefeiert, fand ſich allnächtlich ein Kreis von phantaſtiſchen Geſellen — Poeten und Studenten — zuſammen, vor deren Anblick ſich jeder redliche Spießbürger ſchnell bekreuzte; da waren Ludwig Devrient und E. T. A. Hoffmann, die Letzten der romantiſchen Tafelrunde, ferner Chriſtian Dietrich Grabbe, der geniale Dichter „mit dem Kainsſtempel göttlichen Wahnſinns an der Stirn", Ludwig Robert, Karl Köchy, Friedrich v. Uechtritz und da ſaß auch Harry Heine und jubelte und ſchrie und trieb wohl auch alle jene genialen Tollheiten mit, die dort ausgeheckt wurden, jene Träume, Schnurren und Zoten, um den Wurm gewaltſam zu morden, der drinnen im Herzen feſtſaß und daſſelbe zernagte. Sowohl die Mittheilungen der Genoſſen als auch die vor einigen Jahren erſchienen Briefe von und an Grabbe geben die intereſſanteſten Aufſchlüſſe über das tolle Treiben dieſes Kreiſes, das ſeinen Gipfel in jener ſeltſamen Epiſtel Grabbe's an den Kronprinzen von Preußen erreicht hatte, die mit den Worten ſchließt: „Viele nannten mich genial, ich weiß indeß nur, daß ich wenigſtens Ein Kennzeichen des Genies beſitze, den Hunger." Grabbe war es auch, der in dieſem Kreiſe übermüthiger Zecher Heine am meiſten intereſſierte und deſſen er ſpäter noch in den „Memoiren" freundſchaftlich gedenkt.

Aber aus all' dieſen Bacchanalien erwachte Heine doch wieder zu poetiſchem Schaffen. In dem kleinen Stübchen „mit rothſeidenen Gardinen" in der dritten Etage der Behrenſtraße Nro. 71, da entſtanden damals jene wunderſamen Weiſen unglücklicher Liebe, jene wehmüthig ironiſchen Lieder, die den großen Schmerz ſeiner Seele beweinten. Und hier war es auch, wo den noch immer hoffenden Jüngling die Botſchaft erreichte, daß die Geliebte ſeines Herzens einem anderen Manne ihre Hand gereicht habe. Es war am 1. Mai des Jahres 1821, wie der Dichter ſelbſt in dem bereits citierten Gedichte angiebt; Amalie Heine hatte, wahrſcheinlich dem Drängen der Verwandten nachgebend, einem reichen Bewerber, dem Rittergutsbeſitzer John Friedländer aus Königsberg ſich vermählt.

Sie haben Dir Viel erzählet
Und haben Viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet
Das haben ſie nicht geſagt.

Sie machten ein großes Weſen
Und ſchüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Böſen
Und Du haſt Alles geglaubt . . .

In dieſem und zahlreichen ähnlichen Liedern, die zumeiſt aus jenen Tagen ſtammen, beklagte Heine das Weh ſeiner unglücklichen und verrathenen Liebe.

Und nur in den Armen der Muse allein fand er Trost und Ruhe für seine vielen theils wirklichen, theils eingebildeten Leiden.

Mit allem Eifer wendete Heine sich jetzt seinem Lieblingsplan zu, den er bereits seit fünf Jahren hegte, ohne ihn erfüllen zu können, der Veröffentlichung seiner Gedichte. Bereits in Bonn hatte er der Weber'schen Buchhandlung dieselben zum Verlag angetragen; das Manuscript lag lange Zeit im Pulte des Buchhändlers und wanderte dann ungelesen zu dem jungen Autor zurück. Einen zweiten Versuch machte Heine von Göttingen aus, indem er der Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig mit folgenden Worten den Verlag anbot: „Ich wünschte recht sehr, daß Sie selbst mein Manuscript durchlesen möchten, und bei Ihrem bekannten richtigen Sinn für Poesie bin ich überzeugt, daß Sie wenigstens der ersten Hälfte dieser Gedichte die strengste Originalität nicht absprechen werden. Dieses Letztere, welches heutzutage schon etwas werth ist, mußten mir auch die zähesten Kunstrichter zugestehen, vorzüglich mein Meister A. W. von Schlegel, welcher (vorigen Winter und Sommer in Bonn) meine Gedichte mehrmals kritisch durchhechelte, manche Auswüchse derselben hübsch ausmerzte, manches Schöne besser aufstutzte und das Ganze, Gott sei Dank, ziemlich lobte. Da mich leidliche Verhältnisse zwingen, jedes Gedicht, dem man nur irgend eine politische Deutung unterlegen könnte, zu unterdrücken, und meist nur erotische Sachen in dieser Sammlung aufzunehmen, so mußte solche freilich ziemlich mager ausfallen."

Der Verlagsantrag des jungen Studenten, der sich in diesem Briefe seltsamerweise „Rechtskandidat" nannte, während er im dritten Semester stand, wurde indeß von Brockhaus mit der „äußerst zierlichen und höflichen Antwort, daß er gar zu sehr in diesem Augenblicke mit Verlagsartikeln überladen sei" abgelehnt.

Heine tröstete sich damit, daß es auch Goethe mit seinen ersten Produkten so ergangen sei, und machte nun keinen weiteren Versuch, bis er in Berlin durch Varnhagen von Ense mit dem berühmten Professor F. W. Gubitz bekannt wurde, dessen „Gesellschafter" damals die beliebteste Zeitschrift in Berlin war. Diesem überreichte er eine Anzahl seiner Gedichte mit den Worten: „Ich bin Ihnen völlig unbekannt, will aber durch Sie bekannt werden." In der Nummer vom 7. Mai 1821 erschien sein erstes Gedicht, das bekannte „Traumbild" vom Kirchhof: „Ich kam von meiner Herrin Haus". In den nächsten Nummern folgten dann „Die Minnesänger", das „Gespräch auf der Paderborner Haide", einige von den Fresco Sonetten „Die Brautnacht", das „Ständchen eines Mauren" und die Übersetzung einzelner Scenen aus Byron's „Manfred". Der neue ungewöhnliche, ja bisher unerhörte Ton dieser Gedichte erregte in jener stillen Zeit ungeheures Aufsehen, so daß der Chef der Maurer'schen Buchhandlung, welche den „Gesellschafter" herausgab, sich dazu entschloß, die Gedichte zu

verlegen und dem jungen Poeten statt des Honorars vierzig Freiexemplare zu gewähren. In dem Brief Heine's an den Verleger, in welchem er ihm den Verlag der Gedichte und Dramen anbot, schreibt er: „Ich glaube nicht, daß ich hier in Berlin sehr bekannt bin, aber desto mehr bin ich es in meiner Heimath am Rheine."

In den ersten Dezembertagen des Jahres 1821 erschienen „die Gedichte" und wurden nun allgemein besprochen, gelobt und getadelt, ja, was noch mehr bedeuten will, sogar gekauft und — travestiert. Die erste bekannt gewordene Kritik erschien im „Gesellschafter" vom 19. Januar 1822; sie rührte von Varnhagen v. Ense her, der als kritischer Richter eine maßgebende Stellung inne hatte, so daß die Anzeige wohl den Werth eines Geleitbriefes für den jungen Dichter repräsentierte.

Auch viele andere Kritiker, berufene und unberufene, sprachen sich wie Varnhagen in günstigster Weise über die neue Erscheinung aus, die bald glühende Verehrer, eifrige Nachahmer, aber auch entschiedene Gegner fand. Schon am 16. Oktober sah sich Heine zu der öffentlichen Erklärung im Gesellschafter genöthigt, daß einige in der „Abendzeitung" abgedruckte und mit dem Namen „Heine" unterzeichnete Gedichte nicht von ihm herrührten. Später erschienen im „Westteutschen Musenalmanach" einige mehr oder minder gelungene Parodien Heine'scher Lieder, die theils von J. B. Rousseau, theils von H. Anselmi (Josef Lehmann) verfaßt waren; auch Herrmann Schiff, der Vetter und Freund Heine's und ein Herr von Schilling parodierten die Heine'sche Manier.

Auch sonst hatte Heine Mancherlei von Freund und Feind zu ertragen, so daß die fröhliche und heitere Stimmung, in der er sich zu Ende des Jahres befunden hatte, bald wieder jenen trüben Vorstellungen wich, die ihn gar oft anwandelten. Er glaubte sich verfolgt zunächst seines Glaubens, dann aber auch der Anerkennung wegen, die seine Schöpfungen in so reichem Maße gefunden hatten; überaus empfindlich gegen jeden Tadel, vermochte ihn eine absprechende Kritik, ja selbst eine feindselige Notiz oder ein Inserat in die bitterste und gehässigste Stimmung zu versetzen. Dazu kamen mannigfache körperliche Leiden. Vor Allem ein nervöser Kopfschmerz, über den er sich schon in frühester Jugend beklagte und der ihn im Leben nie wieder verließ. Diese trübe Grundstimmung klingt aus vielen Briefen und Gedichten jener Periode heraus, am deutlichsten aus einem, erst vor einigen Jahren veröffentlichten Billet an Christian Sethe, in welchem er dem alten Jugendgenossen plötzlich nachdrücklichst und entschieden die Freundschaft aufkündigt.

Indeß hatte er sich mit dem besten, edelsten und bravsten seiner Jugendfreunde, „dem ehrlichen Christian, dessen bloßes Wort am jüngsten Tage dem Gnadenrichter mehr gelten wird, als die Eide von Hunderttausenden", bald wieder ausgesöhnt,

und es war ihm ein schmerzlicher Verlust, als der Freund gegen Ende des Jahres Berlin verlassen mußte; Sethe wurde als Referendar an die Regierung in Münster versetzt. In dieser Stadt hatte Heine außerdem noch zwei Freunde, den bereits wiederholt genannten Friedrich Steinmann, einen unermüdlichen Vielschreiber, der Heine noch manche böse Stunde bereiten sollte, obwohl dieser seine wenig bedeutenden Schöpfungen stets besonders mild beurtheilt hatte, und Karl Immermann.

Wie Heine war auch Immerman von der romantischen Schule ausgegangen; gleich ihm hatte auch er sich aus den Banden der Romantik frei gemacht, und wenn auch auf verschiedenen Wegen, mit verschiedenen Anlagen und einem grundverschiedenen Charakter, so strebten doch beide einem gemeinsamen Ziele zu. Nachdem Immermann, wie bereits bemerkt, im „Rheinisch-westfälischen Anzeiger" die „Gedichte" Heine's in wahrhaft aufmunternder und freundlicher Weise besprochen hatte, entwickelte sich eine innige und andauernde Freundschaft zwischen Beiden. Heine machte in den literarischen Kreisen Berlins eifrige Propaganda für Immermann's Dramen, was ihm von manchen Berliner Dichtern sehr verübelt wurde, und am 24. Dezember desselben Jahres dankt er ihm für die „bedeutungsvollen, menschenversöhnenden Liebesworte", mit denen Immermann seine kritische Anzeige über die Gedichte geschlossen hatte.

Einer der eifrigsten Gönner der Muse Heine's und einer seiner vornehmsten Freunde war zu jener Zeit der Dichter de la Motte-Fouqué. Fouqué war gleichsam der märkische Dichterfürst, der gesellschaftliche Mittelpunkt der romantischen Schule. Alle ihre Dichter waren stolz darauf, mit ihm in nähere Beziehung zu treten. Man lese nur das Entzücken Hoffmann's, als er mit Fouqué in Berührung kam! Jean Paul und Goethe erkannten den Dichter an; die Jugend der Freiheitskriege feierte in ihm einen geistigen Vorkämpfer. Und dieser Mann war einer der Ersten, der Heine's poetisches Talent freudig anerkannte und der in einem innigen Gedichte ihm seine Anerkennung zugleich mit einer eindringlichen Mahnung, sich mit seinem Gotte zu versöhnen, aussprach.

Heine war durch die Theilnahme des damals so hoch angesehenen Mannes tief gerührt und erwiderte sein Schreiben mit gleicher Herzlichkeit. Nichtsdestoweniger verurtheilte selbstverständlich Heine auf das Entschiedenste die mittelalterlich-romantische Richtung Fouqué's.

Auch die Gattin des Barons de la Motte-Fouqué, ferner Adalbert von Chamisso, Willibald Alexis, Michael Beer, der Dichter des „Paria", Eduard Hitzig und der bereits genannte F. W. Gubitz zählten in jener Zeit zu Heine's Freunden und Förderern.

In studentischen Kreisen verkehrte Heine auch in Berlin nur sehr wenig. Außer seinen rheinischen Bekannten: Klein, Plücker,

Belling, Herrmann Schiff und vor allem Christian Sethe, hatte er nur einen einzigen Freund in jenen Kreisen, einen jungen Polen, den Grafen Eugen von Breza, der ihm besonders an's Herz gewachsen war und mit dem er sehr intim verkehrte. Als Graf Breza zu Ostern des Jahres 1822 Berlin verlassen mußte — wahrscheinlich in Folge eines Liebeshandels — und sich nach Gnesen auf das Gut seines Vaters zurückzog, klagte ihm Heine nach: „Das war der einzigste Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, der Einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge." In den Sommerferien desselben Jahres folgte Heine einer Einladung seines Freundes nach Gnesen und dieser Reise haben wir das treffliche Memoire über Polen zu verdanken, das bald darauf im Gesellschafter von Gubitz — durch die Censur allerdings stark verstümmelt — abgedruckt wurde, ein nicht gewöhnliches Aufsehen erregte und zahlreiche Entgegnungen hervorrief. Der Aufsatz, der über Katholiken, Juden und Polen die geistreichsten Bemerkungen bringt und das Land selbst, vornehmlich aber die Hauptstadt Posen, ausführlich schildert, hatte die ganze Provinz in lebhafte Bewegung versetzt und in den Posener Blättern wurde wohl dreimal soviel als der ganze Aufsatz beträgt, darüber geschrieben, „das heißt geschimpft".

In einem Sendschreiben an den Autor wurde Heine die größte Ignoranz vorgeworfen, weil dieser in Gnesen eine Kirchenthür von geschlagener Bronze für ein Produkt aus Gußeisen angesehen, den Erzbischof von Gnesen zugleich für den Erzbischof von Posen gehalten, das gar kein Erzbisthum sei, und endlich sogar eine Schauspielerin begeistert gelobt habe, die in Posen selbst Niemandem, nicht einmal den Lieutenants der Garnison, gefiele!

Obwohl Heine, wie bereits bemerkt, mit Studentenkreisen gar nicht verkehrte, wurde er doch auch in Berlin einmal in studentische Händel verwickelt. Er selbst schreibt darüber in seiner „autobiographischen Skizze": „Ich habe viertehalb Jahre in Berlin gelebt, wo ich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten auf freundschaftlichem Fuße stand, und wo ich von Krankheiten aller Art, unter Anderem von einem Degenstich in die Lenden heimgesucht worden bin, den mir ein gewisser Scheller aus Danzig beigebracht, dessen Namen ich nie vergessen werde, weil er der einzige Mensch ist, der es verstanden hat, mich aufs Empfindlichste zu verwunden."

Über das Duell selbst berichtet Herrmann Schiff nach dem Referat eines noch lebenden Augenzeugen, daß es deßhalb entstanden, weil Heine jenen Schaller — nicht Scheller — nach Studentenmanier stets mit „Fuchs" anredete, was diesen nicht wenig verdroß. Als Heine ihn eines Tages frug: „Fuchs, ist

Dein Vetter zu Hause?" da brummte ihm Schaller die übliche studentische Beleidigung auf. Das Duell mußte nun vor sich gehen — aber schon beim ersten Gange zeigte sich, daß Beide ihre Schläger nicht zu handhaben verstanden. Das Duell endete damit, daß Heine sich mit der rechten Lende an der Schlägerspitze seines Gegners aufrannte. „Stich!" rief er und sank zu Boden. Er hatte sich eine allerdings ungefährliche Wunde beigebracht, die aber nach acht Tagen wieder vollständig geheilt war.

Der Vorfall trug dazu bei, daß Heine den Umgang mit jenen Kreisen, die ohnedies in Berlin nur ein kümmerliches Dasein fristeten, fortan vollständig mied. Der Umstand, daß in der großen Stadt die Studenten fast verschwanden und sich jedenfalls nicht die Geltung verschaffen konnten, wie in Bonn, Göttingen und anderen Orten, verhinderte zunächst jene studentischen Ausschreitungen, durch welche das Universitätsleben im ersten Viertel dieses Jahrhunderts berüchtigt wurde. Für die eigentlichen Corpsstudenten war Berlin durchaus kein angenehmer Ort, sie fühlten sich in der Großstadt nicht wohl, weil sie dort keinen Boden für ihre Renommistereien fanden.

Die junge Hochschule zu Berlin befand sich damals im Aufblühen. Ihr Ruf verbreitete sich über ganz Europa und aus allen Ländern kamen Jünger der Wissenschaft nach Berlin, um da ihre Studien zu vollenden. Hierzu trugen vor allem die Namen der Lehrer bei, die an dieser Hochschule dozierten; die Aufzählung der hervorragendsten Namen wird genügen, um ein Bild von der Blüthe der damaligen Berliner Universität zu geben. Mit besonderer Vorliebe wurden die Naturwissenschaften betrieben. Männer wie Alexander von Humboldt, Lichtenstein, Mitscherlich, Ehrenberg, Knuth, Rose u. A. brachten die Naturwissenschaften zu neuem Aufschwung. Geographie und Geschichte lehrten außer Humboldt noch Karl Ritter, L. v. Buch und F. Raumer. Wahrhaft glänzend waren die Sprachwissenschaften vertreten durch Franz Bopp, Aug. Boeckh, Wolff, Becker u. A. An der juristischen Fakultät lehrten Savigny, Klenze und Eduard Gans, an der medicinischen Hufeland, Jüngken, Klinge, Hein, Dieffenbach, an der theologischen Schleiermacher, Neander und Marheineke. Der Stolz der Berliner Universität war aber die philosophische Fakultät und ihr hervorragendster Lehrer der Philosoph Hegel.

Hegel's Berufung nach Berlin war das Hauptverdienst des Ministers Altenstein, dessen Name in der Geschichte der Wissenschaften und Künste in Preußen unvergänglichen Glanz bewahren wird. In trüber Zeit hatte Freiherr von Altenstein das Ministerium in Preußen übernommen; aber in wahrhaft freisinniger Weise hatte er dasselbe dreiundzwanzig Jahre lang, trotz aller Hemmnisse und Anfeindungen geleitet und stets die Freiheit und Würde der Wissenschaft wie ein Palladium hochgehalten.

Hegel war in Berlin der Nachfolger Fichte's und Solger's. Mit seiner Berufung nach dort im Jahre 1818 beginnt sein philosophisches System in Deutschland Epoche zu machen und gewinnt eine Perspektive von bisher ungeahnter Tragweite. Wie dieses philosophische System alle Wissenschaften beleuchtete und dem Kulturleben neue Bahnen anwies, so mächtig und revolutionär wirkte es auch auf jeden Einzelnen und kein Mitstrebender vermochte sich seinen Consequenzen zu entziehen. Erfüllt von dem Geist unserer Klassiker, trat Hegel mit seiner Philosophie auf den Plan, die wie eine Ausführung und Erfüllung alles dessen erschien, was bisher auf dem Gebiete der philosophischen Spekulation von Einzelnen geleistet wurde. Gegenüber der romantischen Geheimphilosophie Schelling's und seiner „Intuition" trat Hegel mit seiner dialektischen Methode auf, die von dem reinen Sein ausgeht, als dem Unmittelbaren und Voraussetzungslosen, das sich nach den nothwendigen Gesetzen des Denkprozesses durch den Begriff zum Inhalt entwickelt. Der logisch gewonnene Begriff geht dann in sein Gegentheil, die Natur, über; „die Natur ist der sich entfremdete Geist, der darin nur ausgelassen ist, ein bacchantischer Gott, der sich selbst nicht zügelt und fasst." Gegenüber der Naturanbetung der philosophischen Romantik behauptet Hegel, dass in ihr nur Willkür und Zufall herrsche; seine Naturphilosophie sondert sich in drei Systeme: Mechanik, Physik und Organik.

Die Idee kehrt aber aus der Natur wieder zu sich selbst zurück; während sie in der Logik „an sich", in der Natur „außer sich" war, wird sie als subjektiver Geist „an und für sich". Dem Begriff des Geistes als solchen schließt sich der objektive Geist, in dessen Gebiet die Rechtsphilosophie gehört, und dann der absolute Geist, der Kunst, Religion und Wissenschaft in sich fasst, an.

Bald bildete sich eine Hegel'sche Schule, die die Philosophie des Meisters auf die einzelnen Zweige der Wissenschaft übertrug. Die Psychologie wurde von Rosenkranz und Erdmann, die Moral von Michelet, die Jurisprudenz von Eduard Gans, die Theologie von Marheineke, David Strauß, Ruge, Vatke, die Ästhetik von Hotho, Rosenkranz, Heinrichs, Vischer u. A. bearbeitet. So wurde der absolute Idealismus der Hegel'schen Philosophie, die Idee eines geschichtlichen Prozesses ewig fortschreitender Entwicklung, die Parole des Jahrhunderts, das Motto aller geistigen Bewegungen und Kämpfe der jungen Generation. Indem Hegel an die Stelle der Willkür die Vernunft gesetzt und den Ausspruch gethan hatte: „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig" — ein Satz, der allerdings vielfach missverstanden und zu reaktionären Zwecken missbraucht wurde —, stürzte er die Romantik von ihrem Thron und gab dem jungen literarischen Nachwuchs die kritischen Waffen in die Hand, dieselbe wirksam zu bekämpfen und ihren poetischen Spuk in sein inhaltloses Nichts aufzulösen.

Und hier liegt der mächtige und nachhaltige Einfluß, den Hegel und seine Philosophie auf Heine ausübten. War dies ja die Zeit, wo er, wie er sich später drastisch ausdrückt, „bei den Hegelianern die Schweine hütete!" Aber es ist keine Frage, daß die Hegel'sche Philosophie den Grundzug jener scharfen Dialektik bildet, der Heine's prosaische Schriften durchweht und ihnen jene eigenthümliche Würze verleiht.

Über seine persönlichen Beziehungen zu Hegel und über seine Stellung zu der Weltanschauung des Philosophen hat Heine sich später öfter, am eingehendsten in den „Geständnissen", ausgesprochen.

Das Wesen der Hegel'schen Philosophie ging Heine freilich erst viele Jahre später auf, als er es unternahm, in Paris „aus dem abstrakten Schul-Idiom jene Formeln in die Muttersprache des gesunden Verstandes und der allgemeinen Verständlichkeit, in's Französische, zu übersetzen." Er hatte damals die Absicht, eine allgemein verständliche Darstellung der ganzen Hegel'schen Philosophie zu geben und beschäftigte sich zwei Jahre mit dieser Arbeit, doch als das Werk fertig war, erfaßte ihn bei seinem Anblick „ein unheimliches Grauen" und es kam ihm vor, als ob das Manuskript ihn „mit fremden, ironischen, ja boshaften Augen anstähe. Ich war in eine sonderbare Verlegenheit gerathen; Autor und Schrift paßten nicht mehr zusammen . . . . . — und an einem stillen Winterabend, als eben in meinem Kamin ein starkes Feuer brannte, benutzte ich die schöne Gelegenheit, und ich warf mein Manuskript über die Hegel'sche Philosophie in die lodernde Gluth . . . . .; die brennenden Blätter flogen hinauf in den Schlot mit einem sonderbar kichernden Geknister. Gottlob, ich war sie los!"

Die Wahrheit dieser Mittheilung, die übrigens auch anderweitig bestätigt wird, vorausgesetzt, wird doch jeder unbefangene Beobachter aus den Werken Heine's erkennen, daß er bis zu jenen „Geständnissen" mehr unter dem Einflusse Hegel's gestanden, als er selbst vielleicht geahnt, jedenfalls aber gewollt hatte.

Die Vorlesungen Hegel's in Berlin besuchte er mit großem Eifer; ebenso eifrig besuchte er die Kollegia von Hagen über altdeutsche Literatur, von Bopp über vergleichende Sprachwissenschaft, von Wolff über die griechischen Klassiker und die juristischen Vorlesungen seines Freundes und Protektors Eduard Gans.

Eduard Gans war einer der hervorragendsten Schüler Hegels; er baute dessen Rechtsphilosophie zu einem vollständigen System aus und wußte auch Heine für seine Anschauungen so zu begeistern, daß dieser mit dem Plan umging, ein „historisches Staatsrecht des germanischen Mittelalters" zu schreiben. Wenn man seinen Mittheilungen an einen Hamburger Freund, Immanuel Wohlwill, glauben darf, hatte Heine bereits im Jahre 1822 einen großen Theil dieser Arbeit vollendet gehabt, dieselbe jedoch später vernichtet.

Durch Eduard Gans eröffnete sich Heine in Berlin ein neuer Kreis gleichgesinnter und gleichstrebender Glaubensgenossen, die alle von mehr oder minder bedeutendem Einflusse auf seine Person und die Art seines Schaffens waren. Zu diesen gehörten vor allem außer Eduard Gans noch Moses Moser, Leopold Zunz, Josef Lehmann u. A. M. Moser wurde bald der intimste Freund Heine's, der ihm den Namen „Marquis Posa" beigelegt hatte. Von kleiner Statur, gebückter Haltung, kränklichem Aussehen, mit schwärmerisch klugen Augen, die durch viele Nachtarbeiten gerötbet waren, einer exakten Redeweise sich befleißigend, gewann er schon bei der ersten Unterhaltung das Vertrauen jedes Fremden und man sagte sich bald, daß dieser kleine Mann ein bedeutender, ja ungewöhnlicher Mensch sei, „mit einem Verstande, dem die größte Bescheidenheit zur Seite stand, mit einem Herzen, das in voller Aufopferungsfähigkeit für die höchsten Güter der Menschheit schlug, mit einer Seele, welcher Freundschaft und Menschenliebe noch echte wahre Begriffe waren." Moser war ein tüchtiger Geschäftsmann, aber auch ein bedeutender Gelehrter. Jede freie Stunde benutzte er zu umfassenden Studien. Seine Kenntnis der alten und neuen Sprachen war bewundernswerth; sein Interesse für Poesie und Literatur stets rege. Er war ein begeisterter Anhänger der Hegel'schen Philosophie, der er in allen Wandlungen der Zeit unerschütterlich treu blieb. Ein versöhnlicher Charakter, mild und liebreich gegen Andere, war er gegen sich selbst streng und moralisch fest. Daß ein solcher Mann auf Heine bedeutenden Einfluß üben mußte, ist leicht erklärlich. Abgesehen davon, daß Moser Heine auch materiell unterstützte, und ihn aus seinen ewigen Geldverlegenheiten oft befreite, förderte er ihn auch sonst auf jede mögliche Weise.

Ganz anders geartet war Eduard Gans. Er war ein geistreicher Schönredner, gelehrt, aber unklar in seinem Wollen und Streben, und überaus eitel.

Im Gegensatze hierzu war Leopold Zunz eine der gediegensten und bedeutendsten Persönlichkeiten aus dem Freundeskreise Heine's; eine eigenthümliche Erscheinung, dem Bilde Spinoza's etwas ähnlich, von seltener Schlagfertigkeit, stupender Gelehrsamkeit und einem barocken talmudischen Witze; so ist Zunz noch heute eine der bekanntesten und liebenswürdigsten Erscheinungen des alten Berlin. Die sogenannten Zunz-Witze gehen noch heute wie eine Legende durch alle gebildeten Kreise; was ihn aber vor Allem auszeichnet und unvergängliche Bedeutung verleiht, das sind seine großen Verdienste um die Wissenschaft des Judenthums, deren Regenerator er in trüber Zeit geworden ist.

Diese drei Männer Zunz, Gans und Moser, wußten Heine in merkwürdiger Weise für die Interessen seines Stammes und seiner Glaubensgenossen zu begeistern. Während er in heiterer Freunde

Kreis Nächte durchschwärmte und Abende lang poetische und ästhetische Salons frequentierte, und obwohl die juridischen Brotstudien wieder in ihre Rechte getreten waren und ihn oft die höchsten Fragen der Philosophie und Wissenschaft fesselten, beschäftigten ihn doch auch angelegentlich und nachhaltig die damaligen Zustände seiner Glaubensgenossen.

Denn Heine war ein Jude, und daß er dies nicht vergaß, mitten im Taumel eines bacchantischen Lebens, mitten unter den dem Judenthum gehässigsten Einflüssen, im Verkehr mit Rahel Lewin, Henriette Herz und anderen Frauen jenes genial-liederlichen Kreises, die alle abtrünnige Töchter ihres Glaubens waren und dem Judenthum fremd, ja sogar feindlich gegenüber standen, in einer Gemeinde, von der der größere Theil innerhalb weniger Jahre zur herrschenden Kirche übergegangen war, das zeigt, daß die Einflüsse und Stimmungen mächtig in seiner Seele lebten, die ihn an seinen damals noch geknechteten und mißachteten Stamm ketteten.

Gans, Zunz und Moser hatten am 27. November 1819 in Berlin einen „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden" gegründet. Den äußeren Anlaß hierzu gaben die rohen Angriffe, welchen die Juden gerade in jenem Jahr von dem deutschen Straßen- und Literatur-Pöbel ausgesetzt waren, das Hauptmotiv war das Bestreben, durch diesen Verein auf die Kultur der Juden und auf die Reform des Judenthums fördernd einzuwirken.

Das Ziel war allerdings ein hohes, des Schweißes der Edlen werthes, die Idee eine hochfliegend große, aber unausführbare. Die erste Ordensbedingung der Gründer des Vereins war, treu bei dem Judenthum auszuharren, um keinen Preis zur herrschenden Kirche überzutreten und so der jüngeren Generation ein leuchtendes Beispiel von märtyrerfreudigem Glaubensmuth zu geben. Wäre der Verein diesem Programm treu geblieben, so hätte er auch sein Ziel erreicht. Aber es war ein kühner und vermessener Gedanke, der den Hintergrund jener Bestrebungen bildete. Der Gedanke der vollständigen Reform eines Stammes, der mit merkwürdiger Festigkeit und einer Zähigkeit, die ihres Gleichen nicht kennt, unerschüttert von den Wogen der Völkergeschichte und den Stürmen der Zeit, Jahrtausende hindurch in Druck und Qual, in zahllosen Leiden und Verfolgungen dem Glauben der Väter treu geblieben und den nun jene jugendlichen Brauseköpfe mit einem Male ganz von den Tafeln der Geschichte wegwischen wollten, war kühn und abenteuerlich. Und eben diese Unklarheit des Wollens war es, dieses unsichere Umhertasten, das den Verein, trotz der gediegenen Kräfte, über die er verfügte, nach wenigen Jahren schon zersplitterte.

Einer der wenigen, denen es Ernst war um die gemeinsame Sache und der ein Herz hatte für die Leiden seines Stammes, war Heine, der am 4. August 1822 dem Verein beitrat und bald eines

der eifrigsten Mitglieder wurde. Er wohnte den Sitzungen des Vereins und seiner Zweigabtheilung des „wissenschaftlichen Instituts" regelmäßig bei, führte zum Theil die Protokolle und verlas am 7. und 17. November einen eingehenden und „ungemein anziehenden" Bericht über einen zu begründenden Frauenverein, dessen Tendenz darin bestehen sollte, die Zwecke des Kulturvereins in Familie und Gesellschaft zu fördern. Ein Rundschreiben über diesen Plan, welches er auszuarbeiten übernommen, blieb, wie der Plan selbst, unausgeführt; dagegen unterrichtete Heine wöchentlich dreimal in der Unterrichtsanstalt des Vereins mehrere Monate hindurch, in der Geschichte und Literatur. Auch an den Berathungen über die Abfassung eines Religionsbuches für die jüdische Jugend nahm er eifrig Theil und auch sonst machte er für den Verein sowohl in Hamburg, wie in seiner rheinischen Heimat begeisterte Propaganda. Für die Zeitschrift wollte er wiederholt einen Beitrag liefern, aber die Zeitschrift war inzwischen bereits eingegangen und der Verein der Auflösung nahe! Eine allgemeine Fahnenflucht war die Folge und Eduard Gans war einer der Ersten, der die gemeinsame Sache im Stich ließ.

Heine dagegen hielt das Judenthum damals noch nicht für „eine längst verlorene Sache" wie später. Den Gott des Judenthums hatten ihm Hegel und seine Schüler allerdings wegphilosophiert; von dem Lehrinhalt der jüdischen Religion hatte er kaum eine genaue Kenntnis, aber das historische Stammesbewußtsein lebte mächtig in seinem Herzen, das damals für die höchsten Güter der Menschheit noch begeistert schlug.

Darum kehrte sich die Antipathie Heine's auch gegen diejenigen, welche das Judenthum vollständig reformieren wollten, und am meisten gegen die Fahnenflüchtigen und Abtrünnigen. Die Reform hatte dem Judenthum im Ganzen wenig Heil gebracht; weil ihnen das Haus gefährdet schien, trugen sie das Dach ab — ihre ganze Reform beschränkte sich im Wesentlichen auf eine Änderung des Gottesdienstes, aus welchem sie die hebräische Sprache verbannten, und dem sie durch seichte Predigten und Lieder, durch modernen Chorgesang und Orgelklang fast einen protestantischen Zuschnitt gaben. Gegen diese Reformer eifert nun Heine in seinen Briefen aus jener Zeit mit merkwürdiger Begeisterung.

Er hatte sich den Verjüngungsprozeß des Judenthums wohl anders gedacht, als jene Flachköpfe, die ihn, weil ihnen seine geistige Kraft gefährlich wurde, zu verlästern suchten. Das Evangelium, das den Armen von Judäa vergeblich gepredigt worden, sei jetzt bei den Reichen in Flor, beklagt er einmal, und seinem Hasse gegen den Abfall und Verrath unter seinen Glaubensgenossen giebt Heine den beredtesten Ausdruck in seiner Tragödie „Almansor".

Im April des Jahres 1823 erschien dieses Drama, das Heine

bereits in Bonn und Göttingen angefangen und im Herbst 1821 in Berlin vollendet hatte, zugleich mit der Tragödie „William Ratcliff", die im Januar 1822 in drei Tagen entstanden war, und dem „Lyrischen Intermezzo" bei Ferdinand Dümmler in Berlin. Eduard Hitzig — der Freund Chamisso's und Hoffmann's — der auch Heine sehr freundschaftlich zugethan war, hatte Dümmler hierzu veranlaßt.

Die tiefere Tendenz des „Almansor" war den Freunden Heine's von der berühmten Tafelrunde bereits klar geworden — auch Karl Immermann schrieb ihm darüber, daß die Tragödie zu viel Christenhaß athme — noch ehe von den damaligen Kritikern des Gedichts auch nur Einer das richtige Verständnis dafür gewonnen hatte.

Heine selbst stellte den „Almansor" sehr hoch, änderte aber diese Ansicht sehr bald. Dagegen blieb er auch in späteren Jahren bei der hohen Meinung über seine zweite Tragödie: „William Ratcliff".

„Ich schrieb den „William Ratcliff" — erzählt er später einmal — „zu Berlin Unter den Linden, in den letzten drei Tagen des Januars 1821, als das Sonnenlicht mit einem gewissen lauwarmen Wohlwollen die schneebedeckten Dächer und die traurig entlaubten Bäume beglänzte. Ich schrieb in einem Zuge und ohne Brouillon. Während dem Schreiben war es mir, als hörte ich über meinem Haupte ein Rauschen, wie der Flügelschlag eines Vogels. Als ich meinen Freunden, den jungen Berliner Dichtern, davon erzählte, sahen sie sich einander an mit einer sonderbaren Miene, und versicherten mir einstimmig, daß ihnen nie dergleichen beim Dichten passiert sei."

Trotzdem fand der „Almansor" im Allgemeinen eine günstigere Aufnahme und freundlichere Beurtheilung im Publikum als „William Ratcliff", von dem Heine die bestimmte Hoffnung hegte, daß er sich seinen Weg auf die deutsche Bühne bahnen würde.

Statt dessen wurde gerade der „Almansor" aufgeführt und zwar am 20. August 1823 im Hoftheater zu Braunschweig. Obwohl Karl Köchy, bekanntlich ebenfalls ein Genosse der Berliner Tafelrunde, zur Zeit Dramaturg an jenem Hoftheater war, scheint derselbe doch diese Aufführung nicht bewirkt zu haben, da er in einem Briefe an Grabbe fast entschuldigend bemerkt: „Wundern Sie sich nicht, wenn auch Heine's Trauerspiele hier zur Aufführung kommen, Wöllner's Rezensionen haben zu mächtig auf die Direktionen gewirkt."

Vielmehr ist das Verdienst um diese Aufführung in erster Linie dem damaligen Direktor des Braunschweiger Hoftheaters, August Klingemann, der selbst ein Dichter war und auch Goethe's „Faust" zuerst auf die Bühne brachte, zuzuschreiben. Den „Almansor" spielte Eduard Schütz, die „Zuleima" Madame Meck, den „Aly" Herr Meck. Das Stück fand bis gegen den Schluß hin

eine sehr günstige Aufnahme und die Hauptscenen wurden lebhaft applaudiert. Da trat plötzlich ein störender Zwischenfall ein, wie solche damals im Braunschweiger Theaterleben nicht selten waren. Es war in der Schlußscene — Almansor saß eben mit Zuleima auf einem Felsen — da trat ein Stallmeister H. ins Parterre, erkundigte sich ziemlich laut, wer der Verfasser des Stückes sei, und machte höhnische Witze über die Situation. „Der Jude Heine," flüsterte ihm sein Nachbar zu. Im Glauben, ein damals in Braunschweig lebender, berüchtigter Wucherer, Namens Heine, sei der Autor, rief er entrüstet aus: „Was? Den Unsinn des albernen Juden sollen wir uns anhören? Das wollen wir nicht länger dulden! Laßt uns das Stück auspochen!" Wirklich ging er mit dem guten Beispiel voran und fing zu zischen an: bald sekundierten ihm seine Gesellen im Parterre und auf der Galerie — es entstand ein rohes Trampeln und Pfeifen und jeder Versuch, die Ruhe wieder herzustellen, war vergeblich; der Vorhang mußte fallen. Nach diesem Auftritt verzichtete Klingemann auf die gleichfalls projektierte Aufführung des „Ratcliff".

Damit war in Heine's Leben ein entscheidender Wendepunkt eingetreten: Er hatte in sich den Beruf zum Dramatiker gefühlt und wollte auf diesem Felde seine höchsten dichterischen Lorbeeren ernten — nun waren alle diese Hoffnungen mit dem „Almansor" zu Grabe getragen. Überdies spielte ihm seine Phantasie einen argen Streich — er lebte nämlich in dem Wahn, daß ein Jude und ein Christ in Braunschweig seine Verfolger seien und den Fall seines Dramas angeregt sowohl wie eingeleitet hätten. Dadurch wurde er noch mehr erbittert gegen seine Feinde unter den Christen wie unter den eigenen Stammesgenossen, und an Äußerungen dieser Bitterkeit ließ er es weder in Briefen noch in Gedichten aus jener Periode fehlen.

VI.

Wenn man die Bedeutung Heine's und seine Stellung in der deutschen Literatur zu schildern unternimmt, so muß man zunächst auf die Schule zurückgehen, von der er ausgegangen, in der er seine Lehrjahre verbracht und unter deren Banne er sein halbes Leben lang und darüber gestanden: auf die Romantik.

Die romantische Schule ist erst heute voll und ganz zu verstehen und objectiv zu beurtheilen, nachdem auch der letzte Schimmer ihres Glanzes verloschen und keine Spur mehr von ihrem Dasein zeugen kann. Sie war eigentlich ein Kind der Verzweiflung und des politischen Jammers, der nach der großen französischen Revolution sich aller Gemüther bemächtigt hatte. Sie

begann zugleich in England, in Frankreich und in Deutschland mit einer heftigen Opposition gegen die Überschätzung der Antike und gegen die nüchterne rationalistische Aufklärungssucht.

In der classischen Schule aufgewachsen und groß gezogen, gerieth sie im Verlauf ihres Daseins in den entschiedensten Gegensatz zu derselben, je mehr ihre Doctrinen sich von der erhabenen Weltanschauung Goethe's und Schiller's trennten.

Die romantische Schule in Deutschland bedeutete — wie Heine selbst in seiner Schrift über dieselbe es klar präcisiert — vor Allem die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bildern und Bauwerken, in Kunst und Leben ausgeprägt hatte. Diese Poesie war natürlich eine religiöse; sie war aus dem Christenthum hervorgegangen „eine Passionsblume, die dem Blute Christi entsprossen". Zu einer solchen Wiedererweckung des mittelalterlichen Lebens gehörte vor allem Gemüth, was aber den Romantikern vollständig fehlte. Es war ihnen kein unmittelbar dringendes Bedürfnis, sondern ein Postulat des Verstandes, ein Punkt in ihrem Programm, wie viele andere.

Ihr Ausgangspunkt war die Fichte'sche Wissenschaftslehre, welche einen Wendepunkt in unserer Literatur vom Classicismus zur Romantik bildete. Das souveräne Ich Fichte's wurde und blieb das Motto der Romantiker. Indem Fichte zu beweisen suchte, daß in dieser ganzen großen Welt unser Ich das Einzige sei, was wirklich existiere, und auch dieses Ich nur, insofern es handelt und dadurch eine sichtbare, gesetzlich zusammenhängende Welt schafft, lehrte er einen auf die Spitze getriebenen Subjectivismus, der den jungen Führern der Schule außerordentlich imponierte und ihnen die Waffen zu ihrem Kampfe gab; freilich nur, indem sie die Consequenzen der Fichte'schen Philosophie zogen, ohne ihren tieferen Gehalt zu erkennen, ohne ihre politische Bedeutung auch nur zu ahnen.

So war die Forderung, daß „die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leiden dürfe", nur eine logische Consequenz des Fichte'schen Ich, auf Kunst und Poesie übertragen.

Neben dem Fichte'schen Ich war es vorzugsweise die Naturphilosophie von Schelling, aus der die jungen Romantiker ihre Weisheit holten. In dem System Fichte's war für die Natur kein besonderer Raum; diese war vielmehr in dem „Nicht-Ich" untergebracht, in welchem der Philosoph Alles dem freien Ich gegenüber gestellt hat. Schelling suchte nun die Natur wieder in ihre Rechte einzusetzen; er verkündete den Satz: „Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein." Er schuf „die Weltseele" und vermischte in seiner Naturphilosophie die Weltanschauung Goethe's und Fichte's zu einem Universalismus, der der Grundgedanke der romantischen Welt-

anſchauung geworden iſt. Das Syſtem Schelling's von der Identität des Idealen und Realen wurde, indem es das ganze Univerſum unter den Geſichtswinkel des Romantiſchen ſtellte gewiſſermaßen zum Codex der Romantik und iſt ein Denkmal für die innere Berechtigung ſowohl wie ein Zeugnis für das Schickſal der Romantik geworden. Nicht minder das Moralprinzip Schelling's, dem zufolge es für bevorzugte Geiſter eine beſondere Moral gebe und „eine Freiheit und Erhebung des Geiſtes ſelbſt über das Geſetz, die nur wenigen Auserwählten zukomme". Welchen Mißbrauch die Romantiker mit dieſen Prinzipien ihres philoſophiſchen Apoſtels trieben, iſt bekannt. Am Meiſten aber gefiel ihnen der Schlußſtein des Schelling'ſchen Syſtems, als welchen er eine neue Mythologie hinſtellte, in der die ganze poetiſche Produktion der Zukunft gipfeln ſollte.

Vertrat Schelling die philoſophiſche Romantik, ſo ſehen wir in Schleiermacher den religiöſen Romantiker. Er hofft von den romantiſchen Beſtrebungen eine „Auferſtehung der Religion" und ſein Kampf richtet ſich hauptſächlich gegen die Berliner Aufklärung, welche die Religion zu vernichten beſtrebt war. In dieſem Kampfe gelangt er aber ſelbſt bis zur Vernichtung aller religiöſen Dogmen, und ſtellt für die Religion faſt genau dieſelben Forderungen auf, wie die Romantiker für die Poeſie. „Die Religion ſollte wie eine leiſe, gefällige Melodie das menſchliche Leben umſchweben, wie eine unbeſtimmte, aber wohlthuende Ahnung von einer Traumwelt, in der die Seele ſich genügen könne."

Fichte, Schelling und Schleiermacher gaben der Romantik aber außer dem philoſophiſchen Grundzug auch noch jenen Sinn und jene Empfänglichkeit für die Weltliteratur, die Goethe und und Herder zuerſt in Deutſchland weckten.

Das Hauptverdienſt in dieſer Richtung fällt den beiden Führern der romantiſchen Schule, den Brüdern Schlegel, zu.

Der Einfluß, den Beide auf jene Zeit, ja auf unſere ganze Literatur ausgeübt haben, iſt ein außerordentlicher. Dieſer Einfluß iſt vielfach unterſchätzt, vielfach, und dann meiſt in üblem Sinne, überſchätzt worden.

August Wilhelm von Schlegel war einer der hervorragendſten deutſchen Kritiker und ein klaſſiſcher Überſetzer, Friedrich v. Schlegel war ein bedeutender Literarhiſtoriker und ein geiſtreicher Schriftſteller. Dichter waren ſie beide nicht und auch keine Philoſophen — ſie ſcheiterten in ihrem vornehmſten Streben, da ſie Poeſie und Philoſophie nach ihren eigenen Prinzipien zu reformieren ſuchten, und als ſie in Oppoſition gegen die Claſſiker traten. Friedrich Schlegel zumal war nach Heine's Urtheil ein tiefſinniger Denker. Eine viel ungünſtigere Beurtheilung erfährt Auguſt Wilhelm von Schlegel von Seiten Heine's, der ihn einſt als Lehrer hochverehrt, während er ſpäter behauptete, daß der-

ſelbe von den Ideen ſeines bedeutenderen Bruders zehre, und nur die Kunſt verſtehe, ſie auszuarbeiten.

Aus dem Berlin Friedrich des Großen und Leſſing's hatte zwiſchen 1797 und 1798 die romantiſche Richtung, und zwar zunächſt durch die Verbindung der beiden Brüder Schlegel mit Ludwig Tieck einerſeits und mit Friedrich Schleiermacher andererſeits, ihren Ausgang genommen und in der Periode vor den großen Befreiungskriegen naturgemäß ihre Blüthezeit gefeiert.

Ihr Forum war eine neubegründete Zeitſchrift, das „Athenäum", in der die jungen Romantiker zunächſt ihre Anſchauungen über Kunſt und Poeſie, über Philoſophie und Leben in breiten Ausführungen darlegten. Das Programm der Schule hatte Friedrich Schlegel folgendermaßen formuliert: „Die romantiſche Poeſie iſt eine progreſſive Univerſalpoeſie. Ihre Beſtimmung iſt nicht bloß, alle getrennte Gattungen der Poeſie wieder zu vereinigen und die Poeſie mit der Philoſophie und Rhetorik in Berührung zu ſetzen; ſie will und ſoll auch Poeſie und Proſa, Genialität und Kritik, Kunſtpoeſie und Naturpoeſie bald miſchen, bald verſchmelzen, die Poeſie lebendig und geſellig, und das Leben und die Geſellſchaft poetiſch machen, den Witz poetiſieren und die Formen der Kunſt mit gediegenem Bildungsſtoff jeder Art anfüllen und ſättigen, und durch die Schwingung des Humors beſeelen. Sie allein iſt unendlich, wie ſie allein frei iſt, und das als ihr erſtes Geſetz anerkennt, daſs die Willkür des Dichters kein Geſetz über ſich leide."

Das war das Programm der Romantik und zwar das relativ am klarſten ausgeſprochene; man kann ſich nun denken, welchen Wirrwar die andern Manifeſte der Schule enthüllten! Hatte ja doch ſelbſt Karoline von Schlegel, die Egeria der Romantik, unter eines dieſer Progamme den Satz geſchrieben: „Kurz, es muſs alles durcheinander gerührt werden!"

So unklar und myſtiſch wie das Programm, war auch die Parole der Schule, ſie hieß: „Romantiſche Ironie". Auf dieſe Parole muſs aber hier näher eingegangen werden, weil aus ihr nicht nur das Weſen der Romantik zu verſtehen und zu erklären iſt, ſondern weil in ihr auch die Bedingungen ihres Auflöſungsprozeſſes liegen.

Und was für uns das Wichtigſte iſt: die Ironie und der Witz der Romantik ſind der Schlüſſel zum Verſtändnis der räthſelhaften Dichternatur Heine's!

Es iſt ein Zeugnis für die große Unklarheit ihres Wollens, daſs in ſämmtlichen Schriften der Romantiker keine erſchöpfende Definition des Begriffs „Ironie" ſich vorfindet. Und doch iſt dieſe Ironie, nach dem Ausſpruche Hardenberg's, des Propheten der romantiſchen Schule, „die Spadille, womit immer geſtochen würde."

Friedrich Schlegel hat wie das Programm, ſo auch die Parole der Ironie ausgegeben, er findet ſie zuerſt bei Plato in jener „Miſchung von Scherz und Ernſt, welche für Viele geheimer und dunkler iſt als alle Myſterien". In der erhabenen Urbanität der antiken Muſe ſei Alles Scherz und Alles Ernſt, Alles treuherzig offen und Alles tiefverſtellt. „Opfre den Grazien, heißt, wenn es einem Philoſophen geſagt wird, ſoviel als, ſchaffe dir Ironie!"

Mit der Zeit und den Verhältniſſen verändern ſich auch die Anſchauungen der Romantiker über die allmälig in den Hintergrund getretene Parole der Ironie.

Schließlich verſchwand die Ironie gänzlich aus den Schriften der Schule und erſt durch einen ihrer philoſophiſchen Doctrinäre gelangte ſie wieder in den äſthetiſchen Vordergrund und endlich auch zu einer klaren und erſchöpfenden Definition. Nun wird ſie uns auch verſtändlich und in ihrem innerſten Kern als berechtigt erkennbar, wenn Solger, der Äſthetiker der Romantik, ſie auf die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Idee im Leben deutet, als den unendlichen Schmerz, der uns erfaßt, wenn wir das Herrlichſte durch ſein nothwendiges irdiſches Daſein in das Nichts zerſtieben ſehen.

Geht aber ſeine Definition ſchon weit über das Programm der Romantik hinaus und rückt ſie der modernen Idee des Schönen ſchon erheblich näher, ſo verfällt Solger dagegen ganz in die Schrullen der romantiſchen Freunde zurück, wenn er im Verlaufe ſeiner Erläuterungen als ein äußeres Kennzeichen der Ironie, die Empfindung angiebt „daß das Kunſtwerk nicht das Weſentliche ſei, ſondern nur die Hülle der inneren Idee".

Wir befinden uns mit dieſer Erklärung wieder im tiefſten Dickicht der Romantik. Das iſt genau dieſelbe Ironie, aus der Schlegel's „Lucinde", Tieck's erſte Novellen, Wackenroder's „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders" und „Phantaſien über die Kunſt" wie alle anderen Träume und Verirrungen der romantiſchen Schule bis auf die „neue Mythologie", die „chriſtliche Kunſt" und die Vertheidigung der kraſſeſten Reaktion hervorgegangen.

Und das war die Kriſis der Romantik, die ſchließlich zur Schleppträgerin des Katholicismus wurde. Der Weihrauch war noch betäubender wie die blaue Blume, die Novalis als das Symbol der Romantik hingeſtellt hatte.

Der Bankerott der romantiſchen Schule trat ein, indem das, was gut und werthvoll war, von ihren Principien, in geläuterten Formen fortlebte, während alles Übrige wie ein toller Spuk mehr und mehr verſchwand. Vor der Sonne des jungen Tages verblaßte der Mondzauber der Romantik!

An poetiſchen Werken hat ſie nichts Bleibendes hinterlaſſen, und nur ein Dichter ragt aus dem romantiſchen Chaos hoch empor, ein Dichter, deſſen Größe freilich darin beſteht, daß er den

Grundgedanken der Romantik in seiner vollen Reinheit versinnlichte — Heinrich von Kleist.

Der wahre Geist der Romantik wurde, losgelöst von allen Irrnissen und Trübungen, auf einem ganz anderen Gebiete und in einer ganz neuen Richtung fortgebildet. Während Schelling eine heroische Mythologie des Mittelalters erfand und sein philosophisches System in einem großen Naturepos zusammenfassen wollte, bildete ein Spätergekommener seine philosophische Weltanschauung in wunderbarer Weise aus, während ein Anderer das Ideal der Romantik zur merkwürdigsten Erfüllung brachte.

Zwei der hervorragendsten Geister der deutschen Nation haben diesen Auflösungsprozeß der Romantik herbeigeführt: Hegel und Heine!

„Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter abgedankter Fabelkönig." So durfte Heine mit Recht von sich sagen und auch darin behielt er Recht, wenn er hinzufügte: „Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig gelöpft. Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste, mit den alten Traumgenossen herumzutummeln im Mondenschein — und ich schrieb den Atta Troll, den Schwanengesang der untergehenden Periode."

Aber nicht nur mit diesem Gedicht, sondern mit seinem ganzen poetischen Schaffen hat Heine den Auflösungsprozeß der Romantik herbeigeführt. Um dieses zu verstehen, wird es nöthig sein, das Bild seiner poetischen Existenz sich aus den gegebenen historischen Bedingungen zu construieren.

Heinrich Heine war ein Jude, der in den Tagen der aufblühenden Romantik in einer Stadt am Rhein geboren wurde!

Aus diesen drei Elementen ist wohl die widerspruchsvolle Individualität des Dichters und seine poetische Richtung zu erklären.

Das jüdische und das rheinische Naturell vereinigten sich in dem geweckten Knaben zu seltsamer Harmonie. Wie tief und nachhaltig das Rheinland mit seinen Sagen, Märchen, Volksliedern, Sitten und Gebräuchen auf das empfängliche Gemüth des jungen Heine einwirkte, haben wir bereits bei der Schilderung seiner Jugendjahre hervorgehoben.

Dem jüdischen Leben des Elternhauses gegenüber bildete das katholische der Rheinlande einen bunten Gegensatz von mächtiger Wirkung.

Waren die Feste und Gebräuche des elterlichen Hauses vornehmlich auf den historischen Sinn und das fromme Gemüth berechnet, so wirkte der Zauber und die Farbenpracht der katholischen Kirche auf die Phantasie mächtig ein. Der Glanz und Schimmer der Frohnleichnamsprozession — am Hause Heine's war selbst ein Altar errichtet — der Priester, der zu einem Kranken ging, um ihn mit

den Sterbesakramenten zu versehen und vor dem alles Volk auf den Straßen die Kniee beugte, schließlich die Pracht und ergreifende Weihe der Kirche selbst, wenn mächtiger Orgelklang durch den Dom brauste und die Messe mit allem Pomp celebrirt wurde — dies Alles waren Erscheinungen, welche die Phantasie eines Knaben gewaltig anregen mußten.

Wie aber das Leben meist die Extreme durch dazwischen liegende Erscheinungen ausgleicht, so wurden auch hier die Gegensätze durch den Zauber der Natur, durch die Heiterkeit und den Frohsinn des rheinischen Lebens völlig ausgeglichen.

Und über all dies bunte Leben ergoß der Mondschein der Romantik sein volles Licht!

Später kam Heine in die Schule der Berliner philosophischen Weltanschauung, in die Windrichtung der Hegel'schen Philosophie und in die Goethe-Anbetung des Rahel'schen Salons hinein. Und es entspann sich in ihm der große Kampf zwischen der scharfen Dialektik Hegel's und der mystischen Philosophie und romantischen Ästhetik der Gebrüder Schlegel, der Kampf zwischen Phantasie, Sinnlichkeit und Verstand, drei Eigenschaften, die nur in harmonischer Vereinigung ein reines Kunstwerk hervorbringen können, während sie bei Heine sich noch um die Oberherrschaft stritten, so daß je nach äußeren oder inneren Einflüssen bald diese, bald jene auf den Thron gelangte.

Es ist keine Frage, daß Heine in der Schule der Romantik ihre vorzüglichsten Lehren sich zu eigen gemacht und ihre Theorien sich angeeignet hat, insbesondere diejenige von der romantischen Ironie, obwohl er selbst gerade dies nicht unumwunden eingestehen will.

Es ist daher durchaus nothwendig, daß wir seine Ansichten über dieses Schlagwort der Partei kennen lernen, wie er sie in seinem Buche über die romantische Schule ausgesprochen. Indem er in den Novellen Tieck's die humoristische Ironie oder den ironischen Humor von Goethe und Cervantes vereinigt findet, bemerkt er über diesen Begriff weiter: „Von dieser humoristischen Ironie ist viel bei uns die Rede, die Goethe'sche Kunstschule preist sie als eine besondere Herrlichkeit ihres Meisters und sie spielt jetzt eine große Rolle in der deutschen Literatur. Aber sie ist nur ein Zeichen unserer politischen Unfreiheit, und wie Cervantes zur Zeit der Inquisition zu einer humoristischen Ironie seine Zuflucht nehmen mußte, um seine Gedanken anzudeuten, ohne den Familiaren des heiligen Offiz eine faßbare Blöße zu geben, so pflegte auch Goethe im Tone einer humoristischen Ironie dasjenige zu sagen, was er, der Staatsminister und Höfling, nicht unumwunden auszusprechen wagte."

Aus diesen Andeutungen schon wird man zweierlei erkennen, erstens daß er in denselben eine oratio pro domo, eine Art Selbstvertheidigung gab, zweitens und hauptsächlich, daß der Begriff der

romantiſchen Ironie ſich ihm unter den Händen zur humoriſtiſchen Ironie erweiterte.

Wir haben bereits die klare Definition Solger's über den Begriff der Ironie mitgetheilt; die Anſichten Heine's über dieſelbe ſtützen ſich zum Theil wörtlich auf die Ausführungen Solger's, die er eifrig las; nicht minder wichtig iſt für das Verſtändnis der Ideen Heine's Solger's Erklärung der falſchen Ironie.

Nachdem er zunächſt davor gewarnt hat, einen untergeordneten Standpunkt der Ironie gelten zu laſſen, oder es für Übermuth des Künſtlers zu halten, wenn er die Geſetze des gemeinen Lebens, z. B. die moraliſchen, verwirft, gelangt Solger zur Erläuterung des Begriffes der ſcheinbaren Ironie, die aus den Reflexionen des gemeinen Verſtandes entſtehe und zwiefach gedacht werden kann. „Sie kann 1) die bloße Erſcheinung auffaſſen und dieſelbe dadurch in ihrer Nichtigkeit darſtellen, daß ſie ihr einen beſondern Werth verleiht, ihr höhere Begriffe beilegt, wodurch ein Kontraſt bewirkt wird; 2) kann ſie ſich an allgemeine weſentliche Begriffe anheften, dieſe darſtellen, wie ſie im gemeinen Leben in der Unvollſtändigkeit der Erſcheinung verſinken, und dadurch die Begriffe ſelbſt um ihre Bedeutung bringen."

Beide Arten dieſer Ironie, die Solger in ſeinen Vorleſungen ſtets „die falſche Ironie" genannt hat, entſtehen aus dem Widerſpruch des gemeinen Lebens mit ſich ſelbſt, inſofern daſſelbe einerſeits unvollkommene Erſcheinung, andererſeits Begriff iſt. Natürlich kann dieſe Ironie, ſofern ſie nicht das Leben der Begriffe ſelbſt zweifelhaft macht und in moraliſche Spötterei ausartet, der Kunſt und beſonders dem Humor dienen. So finden wir ſie oft bei Jean Paul und ſo auch haben wir uns dieſe Ironie in den Dichtungen Heine's aufzuſuchen und demgemäß zu erklären.

Dieſen Grundzug finden wir in allen Schöpfungen Heine's, in den erſten Gedichten ſowohl als auch im lyriſchen Intermezzo und in den Liedern der „Heimkehr".

Alle dieſe zerſtreuten Gedichte hat Heine einige Jahre ſpäter in ſeinem „Buch der Lieder" geſammelt, das wir hier vorweg beſprechen, um den Zuſammenhang ſeiner dichteriſchen Produktion im Großen und Ganzen beurtheilen zu können

Was an dieſer poetiſchen Erſcheinung zunächſt feſſelte, war in der That die grandioſe Subjektivität Heine's. Was die Romantik in ihren kühnſten Träumen kaum zu hoffen gewagt hat, die geniale Freiheit des Subjekts und deſſen Erhebung über das All, deſſen Spiel mit der Welt außer ſich und mit dem eigenen Ich, das war in dieſen Gedichten und noch dazu in einer Form erfüllt, die ſo überraſchend neu, ſo wunderbar originell und doch wiederum ſo vertraut und heimlich klang, daß die Romantiker, wäre ihr Sinn nicht bereits damals von dem Weihrauch des Katholicismus umnachtet geweſen, dem jungen Dichter begeiſterte kritiſche Hoſiannas

hätten singen müssen, weil er das, was bei ihnen immer nur phantastische Intention blieb, zum ersten Male in dichterische Wirklichkeit übersetzte, und dem, was sie nicht auszusprechen wagten, in Lied und Wort lebensprühenden Ausdruck gab.

Dazu kam noch, daſs in diesen Gedichten ein Reichthum an Bildern und Formen, an Figuren und Empfindungen sich eröffnete, der die Rückkehr zu dem von den Romantikern so hoch gepriesenen Volkslied ankündigte und darstellte. Hierin liegt vielleicht die tiefste Bedeutung der Poesie Heine's und ihre nachhaltigste Wirkung auf das Volk wie auf die Literatur.

Und diese volksliederartigen Gedichte waren nicht nachgeahmt und nicht nachempfunden, sondern — es kann dies nicht stark genug betont werden — durchaus original in der Erfindung wie in der Ausführung, im Stoff wie in der Sprache. Darin unterschied sich diese Poesie sogar wesentlich von den Gedichten Bürger's, Goethe's und Uhland's, und auch der Fortschritt in der Melodie war gegen die letztgenannten beiden Dichter ein unverkennbarer.

Ja, diese Melodie und Originalität des Volksliedes war so ungewöhnlich neu, daſs noch lange nachher hervorragende Dichter nicht zugeben wollten, daſs Heine sie selbst erfunden habe.

Die Form war freilich in vielen dieser ersten Gedichte etwas vernachlässigt; der junge Dichter kokettierte ernstlich mit einer gewissen poetischen Nonchalance, damit der „höchst poetische Stoff destomehr contrastiere mit der schlichten kunstlosen Form."

Was ihn aber von der Romantik vollständig trennte und was seinen Gedichten für alle Zeit einen besonders hohen Werth verleiht, das ist das rein Menschliche in ihnen, der Hauch der Freiheit, der uns daraus entgegenweht, und der kecke, aber gesunde Realismus der Zeichnung!

Heine hat in seinen Gedichten und Schriften „dem modernen Kulturmenschen die Zunge gelöst"; er gab ihm, zu sagen, was er leide, wie er liebe und warum er denn eigentlich so tief unglücklich sei! Darin liegt das Geheimnis der tiefen Wirkung, die diese kleinen Lieder auf die Zeitgenossen ausübten, einer Wirkung, die die Spätergeborenen oft nur auf dem Wege der Reflexion zu erklären vermögen.

In dem „Lyrischen Intermezzo" war noch ein neues Moment hinzugetreten, um die Wirkung zu vergrößern — der Schmerz einer unglücklichen verrathenen Liebe, die in diesen Liedern sich ausweint.

Ein hohes Lied der unglücklichen Liebe, wie es erhabener und schauriger vordem nicht gesungen worden, bildet dieses „Lyrische Intermezzo", das „im wunderschönen Monat Mai" einsetzt und in beseligender Wonne das Aufgehen seiner jungen Liebe besingt, während der Schluſs uns zum Grabe dieser Liebe und seiner Lieder geleitet.

Die Lieder der „Heimkehr" bildeten eigentlich den Abschluſs

des „Lyriſchen Intermezzo". Sie waren als eine „heitere Huldigung" Friederike Mahel gewidmet.

Zwiſchen 1823 und 1824 entſtanden, leuchtet der Einfluß einer edlen Weiblichkeit aus denſelben unverkennbar hervor. Wohl überkommt den Dichter noch oft die Erinnerung an ſeine unglückliche Liebe, aber es ſcheint doch, als ob der wilde Schmerz ſich mehr und mehr zu einer elegiſchen Trauer abgeklärt hätte, und die Freude am Leben beginnt wieder hervorzutreten.

Einen neuen und überraſchenden Ton, einen Ton, wie er im deutſchen Dichterwalde noch nicht gehört worden, ſchlug Heine in den Liedern der „Nordſee" an, dieſen „koloſſalen Epigrammen", mit welchen der Dichter der deutſchen Poeſie einen neuen und mächtig anziehenden Stoff: das Meer eröffnete und durch die er ſich eine ſichere Anwartſchaft auf einen erſten Platz unter den Odendichtern der geſammten Poeſie erworben hat. „Die Nordſeebilder mit ihrem himmelſtürmenden Titanentrotz und ſeiner humoriſtiſchen Korrektur, in ihrem pindariſch freien, unſtandierbaren, aber nicht unmelodiſchen Hymnenſchwunge, ſind von hinreißender Kraft des Genius und gigantiſchem Schwung der poetiſchen Gedanken."

Der hauptſächlichſte Vorwurf, den man gegen Heine nach dem Erſcheinen ſeiner Gedichte erhoben hat, gipfelte in der Behauptung von der Unwahrheit ſeiner Empfindungen und von dem Spott den er mit den höchſten Idealen der Menſchenbruſt getrieben haben ſoll. Dieſer Vorwurf beruht aber auf vollſtändiger Unkenntnis der Poeſie Heine's. Sein Spott traf nie das Ideal ſelbſt, ſondern nur das, was jene hohle romantiſche Zeit als Ideal verehrte oder zum Mindeſten der gläubigen Menge anpries. Gerade der Schmerz darüber, daß das Ideal in dieſer Welt und vor allem in dieſer Zeit keine Heimſtätte auf Erden habe, erzeugte jenen Spott, der wiederum vor allem diejenigen am meiſten verletzte, die dieſem Ideal ſo weit wie möglich entfremdet waren

Dadurch entſtanden auch jene Kontraſte und Diſſonanzen, welche in ſeinen Gedichten ſo oft die Einheit der Stimmung zerreißen und empfindſame Gemüther wie mit kalter Lauge übergießen. Wer in dieſen Diſſonanzen nur ein eitles künſtleriſches Spiel, eine romantiſche Dichterlaune, oder gar eine beabſichtigte Wirkung, „die Kunſtfertigkeit im Variieren eines und deſſelben Themas" vermuthet, der hat zweierlei überſehen, einmal daß der Dichter ſein eigenes Selbſt und ſeine Zeit, die er beide ſehr genau kannte, in ſeinen Gedichten verſpotten wollte, und daß dieſe Selbſtverhöhnung einem höheren Trieb nach Wahrheit entſprungen iſt, ſodann aber, daß auch jener Hauch von Stimmung, der zuerſt über jenen Gedichten liegt, in den meiſten Fällen durchaus nicht die wirkliche Stimmung des Dichters, ſondern ein romantiſch übertriebenes Gefühl iſt, das er ironiſch auflöſen will, wobei er von einer geheimen Grundſtimmung ausgeht, die

gleichermaßen jenem krankhaften Stimmungshauch wie der grellen Dissonanz entgegengesetzt ist, und dem reinen Quell des Guten und Schönen, dem lautern Trieb nach Wahrheit entspringt.“

Und auch Heine's Humor entspringt aus derselben tragischen Weltanschauung, aus der der Humor zu allen Zeiten als ein ins Unendliche gehender Kontrast hervorgegangen, aus der Erkenntnis, daß die Welt trotz ihrer Größe und Schönheit dennoch voller Thorheiten und Widersprüche sei, daß alles, was in ihr entstehe und blühe, schon den Keim des Vergehens und Verderbens in sich trage, daß auch der Herr der Schöpfung nichts sei, als der Spielball einer unwiderstehlich absoluten Gewalt, der sich Objekt und Subjekt gleich unbedingt unterwerfen müssen.

Von diesen rein tragischen Grundgedanken geht der Humor, dieser „komische Weltgeist“ aus; aber er bleibt dabei nicht stehen, er schließt weiter. „Wenn die Welt ein so jammervolles, zerbrechliches, werthloses Ding ist, dann ist sie auch nicht werth, darüber eine Thräne zu vergießen, ja nicht einmal werth, sie zu hassen oder zu verachten. Das einzig Vernünftige ist, sie als das zu nehmen, was sie ist, d. i. für ein Nichts, für den absoluten Widerspruch, und über den kann man nur lachen. Hiermit schlägt der tragische Schmerz zur komischen Lust um, doch auch diese vermag sich nicht zu behaupten. Der Humorist fühlt, daß er mit der Welt auch sich selbst vernichtet, sein Lachen schallt ihm aus dem leeren Schattenbilde, in das sie sich für ihn verwandelt, hohl und gespenstisch entgegen, er erkennt, daß sie ihm doch mehr gewesen als er glaubte, daß er nur in ihr und mit ihr existieren kann. Er will sich ihr daher wieder hingeben, wirft sich ihr mit doppelter Liebe, Sehnsucht und Inbrunst an die Brust; aber kaum ist er zu ihr zurückgekehrt, kaum beginnt er damit, sich ihre Schönheit und Vollkommenheit zu vergegenwärtigen, so schaut sie ihm schon wieder mit demselben trüben Angesicht, als ein Inbegriff von Leiden, Schmerzen und Qualen entgegen, und er sieht sich wieder von derselben unwiderstehlichen Gewalt in die tragische Weltanschauung hineingerissen.“

Diesen Gedankengang kann man in Heine's Gedichten ziemlich genau verfolgen. Er geht stets vom Düstern und Tragischen aus, das sich dann in das Humoristische oder Ironische auflöst. Statt der Grundstimmung eines Versöhnungsakkords klingt dann freilich bei vielen Gedichten von Heine das Gefühl des Hohns und Spottes nach, der eine versöhnende Wirkung nicht aufkommen läßt und die strenge Einheit des Gedankens, die jedes Kunstwerk, das größte Drama wie das kleinste Gedicht aufweisen soll, zerstören muß.

Gänzlich hinfällig aber sind die Einwürfe, die nach dem Er-

ſcheinen des „Buches der Lieder" gegen die Form der Gedichte Heine's geltend gemacht wurden.

Gerade das Metrum ſeiner Verſe verleiht ihnen einen eigenthümlichen Reiz und wirkt oft wie Muſik auf die lyriſche Empfindung. Wer metriſchen Studien eifriger nachgeht, findet beſonders an den kleinen Gedichten Heine's die Uebereinſtimmung des ſinnlichen Klangs mit der geiſtigen Vorſtellung voll ausgeprägt. Auch im Reim zeigt ſich der wahre Dichter; er bietet ſich ihm ſcheinbar ungezwungen, begleitet als treuer Diener ihn auf ſeinem Flug in die Höhen der Poeſie und vereint mit höchſter Nothwendigkeit doch auch eine ungefeſſelte Freiheit. —

Der Charakter der Literaturperiode und die darin ſich kreuzenden Strömungen der Romantik und der modernen Zeit finden aber noch mehr als in den Gedichten, in den Tragödien Heine's ſich tief und deutlich ausgeprägt. Beide Tragödien, „Almanſor" und „William Ratcliff" erſchienen zugleich mit dem „Lyriſchen Intermezzo" und wir haben bereits die Schickſale derſelben und die Aufnahme, die ſie bei dem Publikum wie bei der Kritik gefunden, geſchildert. Der Dichter hat beiden Werken eine Ottaverime vorgeſetzt, in welcher er Inhalt und Tendenz der Tragödie andeutete.

Im „William Ratcliff" brodelt ſchon die große Suppenfrage des Socialismus, von dem in den dreißiger Jahren noch kaum jemand eine Ahnung hatte, während er ein Jahrzehnt ſpäter das Loſungswort der Zeit geworden iſt. Inſofern iſt der „Ratcliff" in Wahrheit eine „Hauptkonfeſſion", eine Apotheoſe des Elends und das Klagelied des Socialismus in nuce.

In Bezug aber auf das, was eigentlich den Kernpunkt eines Dramas bildet, in Bezug auf die dramatiſche Charakteriſtik und die Entwicklung der Handlung, ſind beide Stücke nur Schülerarbeiten, die zwar eine bedeutende Anlage verrathen, in ihrer jetzigen Form aber verfehlt ſind.

Dem „Almanſor" fehlt es an einem tragiſchen Conflikt und an einem dramatiſchen Helden! Das Grundmotiv, daß die Liebe zerſtörend auf folgende Geſchlechter wirkt, iſt in der dramatiſchen Literatur nicht neu; aus dieſem Grundmotiv entſtanden aber ſtets neue Verwicklungen, welche eine Löſung des dramatiſchen Knotens endlich herbeiführten. Im „Almanſor" kann aber weder von einer eigentlichen Handlung noch von einer Entwicklung der Charaktere die Rede ſein; an deren Stelle iſt das rohe Fatum getreten, deſſen Verhängnis die paſſiven Helden erliegen müſſen.

Die eigentliche Bedeutung des „Almanſor" liegt auf einem ganz anderen Gebiete: Es iſt dies Drama ein Klagelied des unterdrückten Judenthums und eine Satyre auf jene Judenchriſten, die damals in der Berliner Geſellſchaft eine ſo tonangebende Rolle ſpielten! Dem Zweck der Satyre entſprechend, verlegte Heine die Handlung in ferne Zeiten und ferne Länder und ließ ſtatt der Juden Muſel-

männer auftreten, daß sie in glühenden Versen ihren Haß und ihr Weh aussprächen.

Auch die Handlung des „William Ratcliff" darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Heine hat wohl selbst die Schwäche seines Werkes erkannt, indem er es eine „dramatisierte Ballade" nennt; wie aus der Widmung an Friedrich Merckel hervorgeht, ist etwas von des Dichters eigenen Empfindungen und Erfahrungen und den jungen Leiden seines Lebens in diese Tragödie übergegangen. Freilich gipfelten diese „jungen Leiden" am Ende doch nur in einer verschmähten Liebe, die allein nicht ausreicht für einen tragischen Vorwurf, und die in der That nicht wichtig genug ist, um das Schicksal von Generationen an den Trotz und die leichte Aufwallung einer Weiberlaune zu knüpfen.

Was aber die phantastischen Nebelgestalten betrifft, die in diesem Drama „über die Bühne schwanken und verschwinden", oder „sehnsüchtig die Arme gegen einander ausstrecken, sich nahen, immer wieder auseinanderfahren und endlich verschwinden", so ist es nicht zu verkennen, daß sie unter dem Einflusse eines Dichters entstanden sind, dessen Werke auf das jugendlich empfängliche Gemüth Heine's unstreitig einen tiefen Eindruck hervorgebracht haben. Es waren E. T. A. Hoffmann's „Nebelbilder" und „Blendwerke", die auch hier ihren Spuk forttrieben und die mit den „nebligten Gestalten" Heine's eine verzweifelte romantische Familienähnlichkeit haben.

Es war eine arge Selbsttäuschung, wenn Heine glaubte, in diesen beiden Tragödien, und nicht in den träumerischen Naturlauten seiner Lieder, die urgeheimnisvollen sieben Siegel der Liebe gelöst zu haben.

Von dem Ehrgeiz nach den Lorbeeren des dramatischen Dichters wurde Heine durch die Aufnahme geheilt, die der „milde, helle Almansor" gefunden. Und doch hatte er, dem der Ruhm eines lyrischen Dichters nicht genügte, der vielmehr mit Shakespeare und mit Lessing einen dramatischen Wettlauf wagen wollte, unleugbar viele Eigenschaften und Anlagen, die ihn zum Bühnendichter befähigt hätten, vor allem ein tiefpoetisches Empfinden und eine glühende Phantasie, dann aber auch einen seltenen Bilderreichthum und eine nicht gewöhnliche Gestaltungskraft, sowie endlich eine scharfe Beobachtungsgabe und — was das Wichtigste für den Dramatiker ist — einen Realismus der Charakteristik, der mit wenigen feinen Strichen ein vollständig getreues Bild einer Person oder irgend eines Gegenstandes zeichnen konnte.

War es nun Heine nicht beschieden, die dramatischen Gebilde seiner Phantasie von der Bühne herab wirken zu sehen, so ward ihm dafür das hohe Glück zu Theil, daß der Zauber seiner Lieder in das Herz des deutschen Volkes sich senkte. Seine Lieder wurden in Musik gesetzt und überall gesungen. Sie waren in

Wirklichkeit „Volkslieder der neuen Gesellschaft". Deutschland war stolz auf Heine geworden? und hatte in ihm einen neuen Dichter von Gottes Gnaden erkannt, der berufen schien, das Erbe Goethe's anzutreten.

VII.

Weder die rauschenden Vergnügungen der Hauptstadt, noch das reiche geistige Leben des damaligen Berlin brachten jedoch Harry Heine seinem eigentlichen Ziele erheblich näher; ja er sah allmälig ein, dass ihm die Erreichung dieses Zieles in der Residenz wohl überhaupt unmöglich sein werde. Dazu kam das Drängen der Eltern und Verwandten, denen noch kaum eine Ahnung seiner dichterischen Sendung aufgegangen war, doch nun einmal seine Studien zu beendigen. So sah er sich denn genöthigt, Berlin, das er trotz allen Raisonnierens sehr lieb gewonnen hatte, zu verlassen. Im Mai des Jahres 1823 begab er sich zunächst nach Lüneburg, wohin seine Eltern etwa seit anderthalb Jahren — — nach einem kurzen Aufenthalte in Oldesloe — übergesiedelt waren, und verweilte daselbst längere Zeit.

Gegenüber dem bewegten Treiben der Residenz kam ihm das kleinstädtische Leben in der „Residenz der Langenweile" sehr eintönig vor.

Trotzdem entstanden auch in Lüneburg mehrere seiner schönsten Gedichte, wie z. B. „Nacht lag auf meinen Augen", „Mein Herz, mein Herz ist traurig" u. a. Und in Rudolf Christiani, dem Sohn des dortigen Generalsuperintendenten, fand er einen lieben und treuen Freund. Christiani, der nachher sein Verwandter wurde und als Abgeordneter in der hannöverschen Kammer sich durch seine oppositionelle Stellung hervorthat, wurde später von Heine scherzhaft „der Mirabeau der Lüneburger Haide" genannt.

Außer mit Christiani verkehrte Heine zu jener Zeit eigentlich nur mit seinen Eltern und Geschwistern. Namentlich war es sein Bruder Max, dem er damals besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Auch in seinen Studien förderte er den Bruder mit besonderem Eifer, vor allem bei dessen prosodischen Arbeiten.

Von seinen Eltern hatte Heine im Großen und Ganzen nur geringe Förderung seiner dichterischen Bestrebungen zu erwarten. Eher interessierten sich die Geschwister für den Poeten.

Je weniger Heine in Lüneburg irgend welchen persönlichen Verkehr hatte, einen desto eifrigeren Briefwechsel unterhielt er mit seinen Freunden in Berlin und Münster. Von Moser ließ er sich alle diejenigen Bücher besorgen, deren er zu seinen Studien bedurfte; „ewige Freundschaftsdienste, ewige Plackereien, Unruh', Beschwerde — ich rathe Dir, gieb die Freundschaft mit mir auf," so schreibt er ihm einmal.

Gegen Ende desſelben Monats machte Heine eine Reiſe nach Hamburg; zum Theil galt dieſer Beſuch ſeiner, ſeit etwa einem Jahre an den Kaufmann Moritz Embden dort verheiratheten Schweſter, der er mit beſonderer Zärtlichkeit zugethan war, hauptſächlich aber ſeinem reichen Oheim, Salomon Heine, mit dem er ſich verſtändigen wollte.

Die Ahnung Heine's, daſs er ſich durch ſeine „Ironie und Ehrlichkeit" in Hamburg nur neue Feinde ſchaffen würde, ging leider in Erfüllung.

Zunächſt kam es zu keiner Verſtändigung mit ſeinem Oheim, Salomon Heine, der eben im Begriffe ſtand, eine größere Reiſe anzutreten. Zu einer ſolchen Verſtändigung kam es überhaupt nie und konnte es nie kommen, weil der Kontraſt zwiſchen Oheim und Neffe ein zu großer und die Kluft zwiſchen den Weltanſchauungen Beider eine nicht zu überbrückende war, ſodann aber, weil die Feinde Heine's in und außerhalb ſeiner Familie den Oheim beſtändig gegen ihn aufhetzten.

Salomon Heine war im Grunde genommen einer der edelſten und beſten Menſchen. Im ſiebzehnten Lebensjahre verließ er ſeine Vaterſtadt Hannover und wanderte auf gut Glück nach Hamburg, wo er ſchon in wenigen Jahren ſich ein kleines Geſchäft als Wechſelmakler errichten konnte. Seine eifrige Thätigkeit und ſeine ſtrengredliche Handlungsweiſe verſchafften ihm bald viele Freunde und Gönner, ſodaſs er ſchon im Jahre 1797, etwa dreizehn Jahre nach ſeinem eben nicht rühmlichen Einzuge in Hamburg, mit einem Geſchäftsfreunde Namens Heckſcher ein Bankgeſchäft begründen konnte, das er bis zum Jahre 1818 in Compagnie betrieb, von da an aber allein führte. Kaum ein Decennium ſpäter hatte die Firma Salomon Heine einen europäiſchen Ruf erlangt.

Maximilian Heine hat die Parallele zwiſchen Oheim und Neffe ſehr richtig gezogen: Der Onkel, der durch unermüdliche Arbeit und hohe Intelligenz ſo große Reichthümer ſelbſt erworben, blieb immer ſeinem Prinzip nach einfach, nie verſchwenderiſch, allezeit den Werth des Groſchens hochſchätzend, was ihn jedoch nie verhindert hat, Hunderttauſende für wohlthätige Zwecke wegzuſchenken — der Neffe, der den Werth des Geldes gar nicht kannte und immer bereit war, ſo zu leben, als ob er über Millionen zu verfügen hätte, ſchien in der Idee befangen zu ſein, als ob der reiche Onkel nur deſshalb auf Erden wandelte, um ſeine enormen Ausgaben zu bezahlen. Beide, Onkel und Neffe, fühlten heimlich und unausgeſprochen ihren gegenſeitigen Werth und ihre volle Bedeutung, geriethen aber, ſo oft ſie zuſammen kamen, jedesmal in heftigen Konflikt.

Auch die Hamburger „Tempeljuden" agitierten damals lebhaft gegen Heine, weil er ihren kleinlichen Reformbeſtrebungen mit Spott und Hohn entgegentrat, und auch ſie ſuchten ihn bei dem reichen Oheim anzuſchwärzen.

Seit dem Erſcheinen des „Almanſor" hatte die Stimmung gegen Heine überhaupt umgeſchlagen. Schärfer als die zünftige Kritik hatte das leſende Publikum die Tendenz dieſer Dichtung herausgewittert, und es begann ein heimlicher und öffentlicher Kampf gegen Heine.

Man wird es nun wohl glauben, daß Heine's Aufenthalt in Hamburg durchaus kein angenehmer war, wenn man ſich die Situation, in der er ſich befand, vergegenwärtigt: von den Chriſten gehaßt, von den Juden angefeindet, von dem Onkel mit einem Geldgeſchenk von zehn Louisd'or abgefertigt, ſo lebte Heine in der Stadt, die zudem und vor allem die trübſten Erinnerungen in ihm wachrief an ſein frühes Liebesleid, an die unvergeſſene Geliebte, die nun die Gattin eines Andern geworden war.

Am 22. Juli verließ Heine Hamburg und trat eine Badereiſe nach Cuxhaven an, zu welcher ihm der Onkel ſo großmüthig das Geſchenk von zehn Louisd'or gegeben hatte. Dort blieb er ſechs Wochen, während welcher eine große Anzahl ſeiner ſchönſten Lieder und der Plan zu einer neuen großen Tragödie entſtand, die „tief und düſter" werden, die Naturmyſtik und Liebeszauber in ſich vereinen ſollte!

Im Seebade zu Cuxhaven machte Heine auch eine Bekanntſchaft, die fortan einen entſcheidenden Platz in ſeinem poetiſchen Schaffen einnehmen ſollte — er ſah zum erſten Male das Meer!

Nachdem er das Seebad hier ſechs Wochen lang gebraucht hatte, kehrte er nach Hamburg zurück, um die noch immer obſchwebende Differenz mit dem Onkel auszugleichen. Schon vor ſeiner erſten Reiſe dahin hatte er die Abſicht, ſich mit dem Oheim wegen eines Projekts zu berathen, das er ſchon vor längerer Zeit gefaßt hatte: wegen ſeiner Überſiedelung nach Paris. Die Aufnahme, die er beim Onkel fand, war keineswegs ermuthigend für die Ausführung dieſes Plans — eine neue Differenz war dazugekommen — und ſo war das einzige Reſultat, das Heine erreichte, die Erhöhung ſeines Wechſels von 400 auf 500 Thaler und eine beſtimmte Zuſicherung deſſelben auf fernere zwei Jahre, bis zur Beendigung ſeiner Studien.

Mit 400 bis 500 Thalern konnte damals in einer kleinen deutſchen Univerſitätsſtadt faſt eine ganze Familie auskommen, Heine kam nicht damit aus und mußte ſtets noch von ſeinen Freunden Geld entleihen. Man wird daher kaum fehlgehen, wenn man, dieſe leidigen Geldangelegenheiten objektiv betrachtend, zu der Überzeugung kommt, daß die Unterſtützung des reichen Oheims keineswegs ein Segen für den Dichter geweſen ſei. Heine gewöhnte ſich dadurch an eine ſorgloſe, behagliche Exiſtenz, die er aber um den Preis der lebenslänglichen Abhängigkeit von ſeinen reichen Verwandten erkaufen mußte, während ohne Zweifel in der Noth des Lebens und in dem Kampf um das Daſein ſein Charakter ſich

gestählt hätte und mancher Widerspruch in demselben niemals entstanden wäre.

Auch in Heine dämmerte diese Überzeugung oft auf. Wiederholt hatte er die Absicht, ja den Entschluß gefaßt, dieses unwürdige Joch abzuschütteln und sich „von der Güte des Oheims loszureißen". Aber diese edlen Vorsätze verflogen immer wieder, er hatte nicht mehr die moralische Kraft sie auszuführen. Und wiewohl er „die getauften und ungetauften Quellen" sehr gut kannte, aus denen das Gift gegen ihn herkam, besaß er doch nicht die Macht, diese Quellen zu verstopfen, sondern trug sein ganzes Leben lang schwer an dieser Kette der Abhängigkeit.

Zweierlei wird man in Erwägung ziehen müssen, was zur Erklärung der Widersprüche und Auswüchse dienen wird, die in dem Leben und Schaffen dieses von Natur aus groß und edel angelegten Charakters jeden unbefangenen Beobachter befremden müssen: Erstens seine Abstammung, die ihm beständig hemmend in den Weg trat, und zweitens seine materielle Abhängigkeit, die ihn sein ganzes Leben hindurch bedrückte. Ein bitterer, grundtiefer Ernst lag hinter dem scherzhaft ausgesprochenen Worte Heine's: „Die jüdische Religion ist gar keine Religion, sondern ein Unglück"; für ihn wenigstens war sie ein Unglück. Man konnte es ihm nicht verzeihen, daß er der Abneigung gegen das Christenthum poetische Gewalt gegeben hatte, die Wegen des Judenhasses umbrandeten ihn sein ganzes Lebenlang, und die Wirkungen desselben empfand er in tiefster Seele.

Nicht minder tief empfand er sein Lebenlang die materielle Abhängigkeit von seinem Oheim. Bei jedem neuen Anlasse bäumte sich in ihm das Gefühl des Mannes auf, „den keine Geldrücksicht bewegen sollte, Etwas von seiner inneren Würde zu veräußern", wiederholt faßte er den Entschluß, aus der Wagschale der Themis sein Brod zu essen, statt aus der Gnadenschüssel des Oheims, und stets von Neuem warf er sich, trotz inneren Widerstrebens, auf das Studium der Juristerei, die ihm in der Folge ein Amt schaffen sollte.

Heine beabsichtigte nun zu Neujahr nach Göttingen zu reisen, und dort seine juristischen Studien zu vollenden. „Ich muß mein jus mit mehr Fleiß als Andere studieren," schreibt er, „da ich — wie ich voraussehe — nirgends angestellt werde und mich auf's Advocieren legen muß".

Die poetischen Arbeiten wurden trotzdem auch damals nicht vernachlässigt. In den Gedichten aus jener Zeit finden wir aber auch schon jene weltverachtende Ironie ausgesprochen, die Heine fortan durch's Leben begleitete. Kein Maler und kein Dichter konnte ein charakteristischeres Bild von Heine entwerfen, als er selbst es in einem seiner damals in Lüneburg entstandenen Gedichte gethan hat, in einer Romanze, die er ernst-wehmüthig

aufgefaßt haben wollte, über die seine besten und innigsten Freunde aber — lachten! „Aber es geht mir oft so," schreibt er, „ich kann meine eigenen Schmerzen nicht erzählen, ohne daß die Sache komisch wird." Das Ganze war eine Scene aus seinem eigenen Leben; es war die Romanze „Donna Clara", das Lied von jener Alkaldentochter, die die Juden haßt und dies ihrem Ritter, während sie ihm ihre Liebe schenkt, immerfort erzählt; am Schluß entpuppt sich dieser als der Sohn des schriftgelehrten Rabbi Israel aus Saragossa! Man kann wohl sagen, daß in der tiefen Grundfärbung dieses Gedichts und in seinen Schicksalen die ganze Tragik von Heine's Leben sich spiegele.

In solcher Stimmung trat Heine am 19. Januar 1824 die Reise nach Göttingen an. Nachdem er sich bereits Ende December des vorhergehenden Jahres in Berlin hatte exmatrikulieren lassen, wurde er am 30. Januar zum zweiten Male als akademischer Bürger der Georgia Augusta immatrikuliert.

Die Erwartungen, mit denen Heine nach Göttingen kam, waren sehr gering, sie wurden auch keineswegs dort übertroffen.

Das Klagen hörte allerdings, trotzdem Heine sich mit der Zeit ganz behaglich in Göttingen fühlte, in seinen Briefen nicht auf. Neben der Versicherung, daß er den Fachstudien mit dem denkbar größten Eifer obliege, wissen diese Briefe und die Berichte seiner Studiengenossen von mannigfachen Scherzen und Zerstreuungen zu erzählen, denen sich Heine, je nach dem Stande seiner damals häufig auftretenden Kopfschmerzen und seiner wechselnden Laune, gern und eifrig hingab.

Unter seinen Studiengenossen war Heine bereits als Dichter gekannt und geschätzt. Sowohl die „Gedichte" wie die „Tragödien" und das „Lyrische Intermezzo" wurden von Professoren und Studenten viel gelesen.

In den Osterferien desselben Jahres machte Heine wieder eine Reise nach Berlin. Zum Theil trieb ihn dazu der Wunsch, auf einige Zeit aus dem ewigen Einerlei des kleinstädtischen Lebens herauszukommen, zum größeren Theil jedoch die Sehnsucht nach seinen alten Freunden und — Feinden.

Denn auch ohne diese konnte Heine nicht leben; sie waren ihm Bedürfnis und gehörten nun einmal zu seinem täglichen Brode. Existierten sie nicht in Wirklichkeit, so schuf sich seine Phantasie ein unzählbares Heer von Feinden, die ihn beständig umlagerten und auflauerten, um ihn zu verderben und seinen Dichterruhm zu zerstören.

Und um die Besorgnisse seiner Freunde und die Verdächtigungen seiner Feinde, falls beide in Wirklichkeit existierten, zu zerstören, veröffentlichte er vor seiner Ankunft in Berlin im „Gesellschafter" von Gubitz, der Heimstätte seines Dichterruhms, dreiunddreißig der schönsten Lieder aus dem Cyklus „Die Heim-

lehr", die die Vermuthung gründlich und schlagend widerlegten, daß es mit seiner Poesie zu Ende sei.

In Berlin verlebte Heine vier Wochen, im Verkehr mit Varnhagen, an den er vor seiner Abreise von Göttingen aus einen wahren Freundesbrief geschrieben, mit Rahel, Friederike Robert, Ludwig Robert und den Aposteln des „Kulturvereins", der damals in den letzten Zügen lag und dessen Auflösung eifrig von den Freunden: Moser, Zunz, Gans, Lehmann u. A. diskutiert wurde. Seine Gedichte fanden in allen literarischen Kreisen eine begeisterte Aufnahme.

Kaum war Heine wieder nach Göttingen zurückgekehrt, so tönten schon in sein Ohr „die ennuyanten Laute Göttinger Philister und Studenten" . . . . . „So bin ich nun hier," meldete er nach Berlin, „und lebe ganz isoliert und höre Pandekten und sitze jetzt auf meiner Kneipe mit der Brust voll unverstandener Sehnsucht und dem Kopfe voll von noch unverstandenerem juristischem Wischiwaschi. Ich befinde mich ziemlich gut, der Kopf ist noch nicht ganz frei, aber wenigstens schmerzt er nicht." Kurz darauf muß er allerdings wieder melden, daß sein Kopfübel nicht weichen wolle, und daß es in ganz Göttingen kein Gesicht gebe, das ihm gefalle.

Beides ist jedoch nicht im vollen Ernst zu nehmen. Wie er oft lang genug von seinem Kopfübel befreit war — hie und da mag er wohl auch mit diesem Leiden etwas kokettiert haben — so fand er auch allmälig in Göttingen manchen lieben Freund. Unter den Professoren der Universität waren es nur Sartorius, Eichhorn und Hugo, mit denen Heine verkehrte, unter den Studenten vor allem Eduard Wedekind, Donndorf, G. Knille, Otto von Raumer, Gruitr, G. Siemens u. A.

Besonders innig hat Heine während seines ganzen Aufenthaltes in Göttingen mit Eduard Wedekind aus Osnabrück — der gegenwärtig als Amtsrichter a. D. in Uslar lebt — verkehrt, und seine Mittheilungen über den Dichter, sowie die Notizen seines Tagebuches lassen jene Lebensperiode in einem vollständig neuen Lichte erscheinen. Wir verdanken ihnen eine Fülle von neuen Aufschlüssen über die juristischen und literarischen Studien, sowie über die poetischen Pläne und Anschauungen aus jener Zeit, in der sich Heine auch schon mit seinen „Memoiren", hauptsächlich aber mit der Idee einer Faustdichtung trug.

In dem Tagebuche Wedekind's heißt es darüber: „Heine gedenkt einen Faust zu schreiben. Wir sprachen viel darüber, und seine Idee dabei gefällt mir sehr gut. Heine's Faust wird genau das Gegentheil vom Goethe'schen werden. Bei Goethe handelt Faust immer; er ist es, welcher dem Mephistopheles befiehlt, dies und das zu thun. Bei Heine aber soll Mephistopheles das handelnde Prinzip sein, er soll den Faust zu allen Teufeleien verführen. Bei Goethe ist der Teufel ein negatives Prinzip; bei Heine soll er positiv werden. — Heine's Faust soll ein Göttinger

Professor sein, der sich in seiner Gelehrsamkeit ennuyirt. Da kommt der Teufel zu ihm und belegt ein Kolleg, erzählt ihm, wie es in der Welt aussieht und macht den Professor kirre, sodaſs dieser nun anfängt, liederlich zu werden. Die Studenten auf dem Ulrich fangen an, darüber zu witzeln. „Unser Professor geht auf den Strich", sagen sie. „Unser Professor wird liederlich", heißt es immer allgemeiner, bis der Herr Professor die Stadt verlassen muſs und mit dem Teufel auf Reisen geht. — Auf den Sternen haben die Engel inzwischen Theegesellschaften, zu denen sich Mephistopheles auch einfindet, und dort berathschlagen sie über den Faust. Gott soll ganz aus dem Spiele bleiben. Der Teufel schließt mit den guten Engeln eine Wette über Faust. Die guten Engel liebt Mephistopheles sehr, und diese Liebe, besonders zum Engel Gabriel, denkt Heine so zu schildern, daſs sie ein Mittelding zwischen der Liebe guter Freunde und der Liebe der Geschlechter wird, die bei den Engeln nicht sind. Diese Theegesellschaften sollen sich durch das ganze Stück ziehen. — Über das Ende ist sich Heine noch nicht gewiſs. Vielleicht will er den Professor durch Mephistopheles, der sich zum Schinder gemacht hat, hängen lassen; vielleicht will er gar kein Ende machen, weil er dadurch den Vortheil erhält, Manches in das Stück hineinbringen zu können, was eigentlich nicht hineingehört. — Mir däucht, dieser Faust kann sehr viel werden; nur fürchte ich, und Heine ebenfalls, daſs durch die Theegesellschaften zu wenig Handlung hineinkommt."

Bekanntlich hat Heine viele Jahre später die Faustsage, aber in einer von diesen Entwürfen ganz abweichenden Form, bearbeitet.

Bei solchen Plänen und Ideen konnten die damaligen Studentenhändel nur wenig Interesse für Heine haben; trotzdem wurde er vielfach in dieselben hineingezogen. „Bei den meisten Duellen hier," schreibt er aus Göttingen, „bin ich Sekundant oder Zeuge, oder Unparteiischer, oder wenigstens Zuschauer. Es macht mir Spaß, weil ich nichts Besseres habe. Und im Grunde ist es auch besser, als das seichte Gewäsche der jungen und alten Docenten unserer Georgia Augusta. Ich weiche dem Volk überall aus."

Nichtsdestoweniger wurde Heine auch schon durch seine äußere Erscheinung in dem kleinen Universitätsstädtchen eine bekannte Persönlichkeit. Und obwohl er in seinem Fachstudium nicht gerade hervorragend war, interessierten sich doch auch die meisten Professoren für ihn. Mit der Jurisprudenz wollte es seltsamer Weise nicht recht gehen, so sehr er sich der Hoffnung hingab, mit Hilfe Meister's die Pandekten „loszukriegen" und so eifrig er sich mit dem ganzen Wust trockener Gelehrsamkeit wie ein Verzweifelter abquälte.

Das Talent zur Jurisprudenz, darin mochte er Recht haben, fehlte ihm jedenfalls. So kam es, daſs er sich stets wieder von

seinen mit Eifer begonnenen Studien ablenken ließ. Ein sonniger Tag, ein poetischer Gedanke, eine duftende Blume oder auch ein schönes Mädchen — und das Forum, die Pandekten, alle römischen und deutschen Gesetze und Prozesse waren in den Wind verweht.

Dazwischen kamen auch wieder literarische Anregungen und poetische Arbeiten. Auch mit J. B. Rousseau, der ihm von seinen Jugendfreunden eigentlich am nächsten stand, war er wieder in Verbindung getreten, in eine Verbindung, von welcher Heine nur wenig Nutzen hatte. Schon im Jahre 1823 hatte er dem „Westteutschen Musenalmanach" mehrere sehr werthvolle Beiträge zugewendet. Der zweite Band dieses Almanachs, der im Jahre 1824 in Hamm erschien, enthält das Gedicht von Heine: „Gekommen ist der Maie", und die Zeitschrift „Agrippina", die gleichfalls jener Rousseau in Köln herausgab, brachte ebenfalls fünf Heine'sche Gedichte und ein mit der Überschrift „Berlin" versehenes humoristisches Soldatenlied, das Heine mittheilte, das aber seines Inhalts wegen die sofortige Unterdrückung jener Zeitschrift zur Folge hatte.

Rousseau wurde aber nicht müde, und schon am 1. Januar 1825 gab er eine neue Zeitschrift „Die Rheinische Flora" heraus, in welcher alle Bonner Studienkollegen und auch Heine mit zwei Beiträgen vertreten war. Das genügte jedoch dem unermüdlichen Vielschreiber nicht; er beklagte sich bei Heine, und als dieser ihm in einem ausführlichen, wahrhaft freundschaftlichen Briefe auf das Plan- und Zielloſe seines Treibens aufmerksam machte, kündigte er ihm kurzweg die Freundschaft. Trotzdem spricht sich Heine auch ferner in der herzlichsten Weise über Rousseau in den Briefen an gemeinsame Freunde aus.

In den Sommerferien desselben Jahres unternahm Heine eine größere Ferienreise durch Thüringen und den Harz, über die er sich an seinen stets unwandelbar treuen Freund Moser in sehr vergnügter Stimmung in einem Briefe vom 25. Oktober 1824 ausspricht.

Der heilsame und erquickende Einfluß dieser Reise übertrug sich auch auf die Schilderung derselben. Obwohl Heine behauptete, er hätte dieselbe nur aus pecuniären und ähnlichen Gründen geschrieben; sie sei nur „zusammengewürfeltes Lappenwerk", war er doch von dem Werth der Arbeit ebenso fest überzeugt, wie sein Onkel Henry in Hamburg, dem er das Manuskript zur Ansicht geschickt, wie Friederike und Ludwig Robert, die die Arbeit in ihren „Rheinblüthen" bringen wollten, und wie Professor Gubitz, der die „Harzreise" im „Gesellschafter" vom Jahre 1826 — freilich etwas stark verstümmelt — veröffentlichte.

Die Publikation erregte natürlich in den Kreisen, in denen der „Gesellschafter" gelesen wurde, großes Aufsehen und rief eine

ganze Anzahl Nachahmungen, Kritiken, Ergänzungen und Widerlegungen hervor.

Schon in dem oben erwähnten Briefe an Moser, in dem er zuerst über seine Reise durch Thüringen berichtet, fällt die seltsame, ironische Art und Weise auf, in der Heine über Weimar schreibt. In seinem Lob des Biers, des Gänsebratens und anderer Dinge verbirgt sich ironisch der Tadel, den er nicht auszusprechen wagt, weil er wie eine Blasphemie erscheinen würde, der Tadel gegen den Dichterfürsten von Weimar. Und doch hatte ihn nur der Drang nach Weimar gezogen, Goethe kennen zu lernen — in seinem Buch über die „romantische Schule" schildert er Goethe nach diesem Besuch in wahrhaft begeisterter Weise: „Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüber stand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe, mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe dran, ihn griechisch anzureden; da ich aber merkte, daß er Deutsch verstand, so erzählte ich ihm auf Deutsch, daß die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar sehr gut schmeckten."

In ähnlicher anekdotischer Weise berichtet Maximilian Heine über den Besuch seines Bruders bei Goethe. Nach diesem Bericht soll Goethe Heine mit der ihm eigenen graziösen Herablassung empfangen haben. Die Unterhaltung bewegte sich, wenn auch nicht gerade über das Wetter, so doch auf sehr gewöhnlichem Boden; selbst über die Pappelallee zwischen Jena und Weimar wurde gesprochen. Da richtete Goethe plötzlich an Heine die Frage: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt?" Rasch antwortete der junge Dichter: „Mit einem Faust!" Und diese Antwort war durchaus nicht ironisch gemeint, indem wir ja aus den Aufzeichnungen Eduard Wedekind's nun wissen, daß Heine sich damals in der That mit einer Faust-Idee trug. Goethe aber, dessen zweiter Theil des „Faust" damals noch nicht erschienen war, stutzte ein wenig und fragte dann in spitzem Tone: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?" „Mit meinem Fuße über die Schwelle Ew. Excellenz sind alle meine Geschäfte in Weimar beendet," erwiderte Heine und empfahl sich.

In dem erst kürzlich veröffentlichten Brief Heine's an Goethe spricht er aber eine ganz andere Sprache. Er will dem Dichterfürsten „nur die Hand küssen und wieder fortgehen". Er beruft sich darauf, daß er ihm vor drei Jahren seine Gedichte zugeschickt und daß ihn das Verlangen ergriffen habe, „zur Verehrung Goethe's nach Weimar zu pilgern."

In ernsten Stunden erkannte er auch schon damals die weltumfassende Bedeutung Goethe's an, und es ist aus den Aufzeichnungen Eduard Wedekind's bekannt, daß Heine bei einer gelegentlichen Controverse ihn „den Stolz der deutschen Literatur" genannt hat. Von welchem weittragenden Einflusse Goethe's Schöpfungen

auf Heine gewesen sind, ist ja kaum zu ermessen; und mit Recht ist es hervorgehoben worden, wie Goethe in dem „Westöstlichen Divan" eine neue Phase der Prosodie eröffnet, „welche sich von den antiken Metren abwendend zu neuen Freiheiten aufschwingt", und wie er hierin den Ton angeschlagen, in dem alle jüngeren Dichter jener Periode, vor allem aber Heine, gedichtet haben, und wie dieser Ton gerade in den Schöpfungen des jungen Poeten, die in jene Zeit fallen, am meisten wiederklinge. —

Heine musste jedoch nun allen Ernstes an das juristische Examen denken. Am 16. April 1825 sandte er an Professor Hugo, den derzeitigen Dekan der juristischen Fakultät, die sogenannte litera petitoria, in der er um Zulassung zur Promotion bat. In Hugo witterte Heine — wie es scheint, mit Unrecht — gleichfalls seinen Feind; es ist daher erklärlich, dass er mit nicht geringer Angst an das Examen herantrat, das am 3. Mai stattfand. Heine erlangte den dritten Grad. Sehr interessant sind die Promotionsthesen, die er in der Disputation am 20. Juli vertheidigte:

1. Der Ehemann ist Herr der Mitgift.
2. Der Gläubiger muss eine Quittung ausstellen.
3. Alle Rechtsverhandlungen sind öffentlich zu führen.
4. Aus dem Eid erwächst keine Verpflichtung.
5. Die confarreatio war bei den Römern die älteste Art einer rechtlichen Eheverbindung.

Die Disputation ging ziemlich glücklich von Statten, und Professor Hugo, der Heine auch nicht „die kleinste scholastische Formalität" erlassen hatte, verglich sogar in seiner Rede bei Übergabe des Doktordiploms Heine mit Goethe, der ja auch Dichter und Jurist zugleich gewesen sei.

Vor seiner Abreise aus der alten Universitätsstadt erledigte Heine aber noch eine Angelegenheit, die für sein ganzes zukünftiges Leben von grösster Tragweite werden sollte, wenn sie auch zunächst nicht die Bedeutung gewann, die sich Heine davon versprochen haben mag — er suchte sich durch den Taufzettel das „Entréebillet zur europäischen Kultur" zu verschaffen!

Welche äussere Anregungen in dieser Beziehung damals auf ihn eingewirkt haben mochten, ist nicht bekannt; gewiss ist nur, dass er durch die Taufe eine Anstellung im preussischen Staatsdienste zu erlangen hoffte, und dass in seiner ganzen Familie keiner gegen die Taufe war, als er selbst.[2] Schon ein Jahr vorher wurde im elterlichen Hause die Nothwendigkeit dieses Aktes erwogen, und Heine schrieb damals an Moser: „Aus meiner Denkungsart kannst Du es Dir wohl abstrahieren, dass mir die Taufe ein gleichgiltiger Akt ist, dass ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und dass ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt

in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe... Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Besten, und die Besten müssen Schurken werden. Ich verstehe sehr gut die Worte des Psalmisten: „Herr Gott, gieb mir mein täglich Brod, daß ich Deinen Namen nicht lästre!“

Trotz dieser und ähnlicher Klagen sah sich Heine nun dennoch zum Übertritt genöthigt. Gerade in der Zeit, in welcher ihm durch seinen „Rabbi von Bacherach“ und die daran sich knüpfenden Studien das Judenthum besonders nah und theuer war, ließ er sich in dem kleinen preußischen Städtchen Heiligenstadt bei Göttingen in die christliche Gemeinschaft aufnehmen.

Die Taufe geschah in der Stille, in der Wohnung des Pfarrers. Getauft hat Magister Gottlob Christian Grimm, Pfarrer der evangelischen Gemeinde und Superintendent. Einziger Pathe war der Doktor der Theologie und Superintendent in Langensalza, Karl Friedrich Bonitz. Und ein Zeuge jenes Aktes war dessen Sohn, der noch lebende, durch seine pädagogischen und philologischen Studien bekannte Geheimrath Bonitz in Berlin.

Die merkwürdigsten Zeugnisse aber für Heine's Gesinnung sind die Briefe an Moser aus jener Zeit, in denen er den treuen Freund wiederholt bittet, ihn nicht nach dem Maßstabe seiner eigenen großen Seele zu messen! Diese Briefe über seinen eigenen Glaubenswechsel und über das Renegatenthum von Eduard Gans sind in der That von tragischer Wirkung und ergreifendem Inhalt. Die erste Mittheilung von dem vollzogenen Taufakt an Moser lautet folgendermaßen: „Vielleicht schicke ich Dir heute noch ein Gedicht aus dem „Rabbi“, worin ich leider wieder unterbrochen worden. Ich bitte Dich sehr, das Gedicht, sowie auch was ich Dir von meinen Privatverhältnissen sage, Niemandem mitzutheilen. Ein junger spanischer Jude, von Herzen ein Jude, der sich aber aus Luxusübermuth taufen läßt, correspondiert mit dem jungen Gehuda Abarbanel und schickt ihm jenes Gedicht aus dem Maurischen übersetzt. Vielleicht scheut er es doch, eine nicht sehr noble Handlung dem Freunde unumwunden zu schreiben, aber er schickt ihm jenes Gedicht —. Denk nicht darüber nach.“

Die Antipathie Heine's gegen das Christenthum begann eigentlich erst an dem Tage seines formellen Übertritts zu demselben; er haßte es, als ob es ihn zum Treubruch und Abfall verleitet oder veranlaßt hätte, und dieser Haß machte ihn blind gegen die weltgeschichtliche Bedeutung des Christenthums und seinen tiefen ethischen Lehrgehalt.

Fast alle Briefe aus jener Zeit können als Dokumente gelten für die warme Anhänglichkeit Heine's an seine Stammesgenossen, für die rührende Liebe, die gerade in den Tagen seines Abfalls von der gemeinsamen Idee um so tiefer und inniger in ihm lebte, je weniger sie sich laut äußern durfte.

Von dem Alpdruck des Judenhasses konnte er sich aber sein Lebenlang nicht befreien, und am allerwenigsten erlöste ihn die Taufe davon. Keine Reform, keine Taufe erschloss dem Juden in den dreißiger Jahren die Pforten des socialen Lebens. Das sah auch Heine bald ein und er schrieb: „Ist es nicht närrisch? Kaum bin ich getauft, so werde ich als Jude verschrieen .... Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhasst. Ich bereue sehr, dass ich mich getauft hab'; ich seh' noch gar nicht ein, dass es mir seitdem besser ergangen sei — im Gegentheil, ich habe seitdem Nichts als Widerwärtigkeiten und Unglück."

Als er nach wenigen Monaten aus der Enge des kleinstädtischen Universitätslebens hinaustrat in das buntbewegte Leben der Zeit, sollte ihm dieser tiefe Zwiespalt und dieses unselige Verhängnis noch klarer zur Erkenntnis gelangen, die ihn fortan durch's ganze Leben geleiteten.

VIII

Heine hatte nun, wie vorher Byron, dem er sich besonders nah verwandt fühlte, die ernste Absicht, „Anstand und Politik" zu treiben. Um sich für diesen Entschluss zu kräftigen und von den Strapazen der juristischen Campagne zu erholen, machte er noch vorher eine Badereise nach Norderney, für die ihm Salomon Heine großmüthig 50 Louisd'or bewilligt hatte.

Anfangs August trat er die Reise an, und bald fühlte er sich auf der damals noch recht einsamen Insel sehr heimisch. Das Leben der armen Fischer und ihre Seefahrten, das Kreuzen um die Insel, die Jagd am Strande, der grosse Sagenkreis, der sich hier gebildet, vor Allem aber das Meer, beschäftigten ihn angelegentlich.

Unter solchen Anregungen entstand auf Norderney der erste Theil der „Nordseebilder", die Heine kurz darauf an seinen gerade in Berlin weilenden Bruder Maximilian mit dem Bemerken sandte, im Veit'schen Salon sie vorzulesen und, falls sie bei den Freunden entschiedenen Beifall fänden, am anderen Morgen zu Gubitz zu bringen, damit sie im „Gesellschafter" abgedruckt würden. So fremdartig und eigenthümlich diese Nordseebilder auch waren, der poetische Sinn jener Gesellschaft erfasste ihren Reiz vollständig und schenkte ihnen den wärmsten Beifall.

Mit der Badegesellschaft verkehrte Heine nur wenig; hauptsächlich war es die Fürstin von Hohenfolms-Lich, eine Freundin Varnhagen's, die dem jungen Dichter ihr Interesse zuwendete, und eine schöne Frau aus Celle, der Heine wieder ein mehr als gewöhnliches Interesse schenkte.

Die Fürstin von Hohenfolms, eine geistvolle, echt aristokratische Erscheinung, war mit Varnhagen und Rahel sehr befreundet, und gewann auch Heine bald lieb. Noch zwanzig Jahre später

äußerte die Fürstin bei einem Besuche Varnhagen's, sie habe Heine sehr gern gehabt und ihn für edel und aufrichtig gehalten; ein solcher Geist könne nur das Beste wollen, wenn er auch unleugbar seine nicht zu vertheidigenden Unarten habe.

Einen besonders tiefen Eindruck brachte auf das leicht empfängliche Gemüth des jungen Dichters die schöne Cellenserin hervor; vielleicht waren sogar die schwermüthigen Seufzer vom Meeresstrande „an Evelina", an die Adresse jener schönen Frau gerichtet! Eines Tages saß Heine neben ihr in lebhafter Unterhaltung, als plötzlich sein alter Freund Christian Sethe neben ihm auftauchte. Mit dem freudigen Rufe: „Staatsrath, bist Du da?" sprang Heine auf und umarmte den Freund, in dessen Gesellschaft er nun zwei angenehme Tage verbrachte.

Das Erste, was Heine in dem nun wieder eröffneten Briefwechsel von Sethe erbat, waren — 6 Louisd'or, die er ihm im Januar des darauffolgenden Jahres in Berlin zurückzahlen wollte. Er ging damals mit der festen Absicht um, wie wir aus diesen Briefen entnehmen, sich in Berlin niederzulassen, an der dortigen Universität zu habilitieren. Die Vorbereitungen dazu traf er freilich aber vorläufig nur — am Spieltisch, wo er nach eigenem Geständnis, sein Geld „fast ganz vertrödelt" hatte.

Die Rückgabe des Darlehens an Sethe erfolgte jedoch nicht so rechtzeitig wie Heine wünschte; die wenigen Louisd'or spielen noch lange eine Rolle in der Correspondenz Beider, und erst nach drei Jahren am 6. September 1828 erkundigt er sich bei Moser, „ob endlich die längst beschriebenen fünf Louisd'or an meinen Freund Sethe bezahlt sind. Ich brauche (d. h. verbrauche) jetzt so rasend viel Geld, dass es eine Schande wäre, seinen besten Freunden etwas schuldig zu bleiben."

Wie Heine gar leicht an einen fremden Beutel Ansprüche erhob, so zeigte er sich auch, wenn nicht gerade pünktlich, doch fast immer gewissenhaft im Wiedergeben und war auch stets bereit, selbst mit großen eigenen Opfern Bekannten, ja dem Ersten Besten, der bedürftig war, zu helfen.

An den Vergnügungen der Badegesellschaft nahm Heine keinen Theil. — Der Bildungsstand der hannoverschen Junker, die er ja von Göttingen aus kannte und die damals den Hauptbestandtheil der Badegesellschaft ausmachten, konnte Heine wenig oder gar nicht imponieren, und seine Bemerkungen über diese Gesellschaft zeugen von einer seltenen Beobachtungsgabe.

In dieser großartigen Naturumgebung reifte vielmehr der Dichter zu einer wahrhaft erhabenen Weltanschauung; er gedachte hier „der großen Gottesironie, die allerlei Widersprüche zwischen Seele und Körper hervorbrachte", und der Wellengesang des Meeres weckte in ihm Ahnungen und Erinnerungen, Gedanken und Träume, aus der Tiefe eines Jahrtausends kommend, die ihn zu der Weisheit letztem

Schluss führten, „dass all unser kluges Wissen, Streben und Hervorbringen irgend einem höheren Geiste ebenso klein und nichtig erscheinen muss.“ wie ihm jene Spinne erschien, die er in der Göttinger Bibliothek so oft beobachtete, wie sie auf den Folianten der Weltgeschichte emsig webend dasaß und mit philosophischem Gelehrtendünkel über ihre ganze Umgebung hinwegsah.

Und mit dieser Erkenntnis stand Heine wieder auf dem Boden der realen Wirklichkeit.

Er nahm in seinen Entschlüssen einen erneuten Anlauf, wahrscheinlich vor allem dem unaufhörlichen Drängen der Familie nachgebend, sich eine feste Lebensstellung zu sichern. Es ist dies wenigstens aus einem Briefe zu entnehmen, den er am 12. November desselben Jahres an Sethe aus Lüneburg schrieb, wo er seit seiner Abreise von Norderney, die Ende September erfolgt sein mag, wieder bei seinen Eltern lebte.

In dem erwähnten Briefe, den er, eben im Begriff nach Hamburg abzureisen, schrieb, macht Heine noch folgende Andeutung: „Ich will Dir von dort aus ordentlich schreiben. Vielleicht kann ich Dir die Nachricht mittheilen, dass ich mich dort als Advokat niederlasse, heurathe, viel schreibe u. s. w. Mit meiner Schriftstellerei geht es gut genug.“

Von den Vorbereitungen für die Advokatur hören wir nun weiter nichts und es ist kaum zu glauben, dass es Heine jemals ernst damit gemeint habe. Da alle Vorbedingungen ja gegeben waren, eine mehr als ausreichende Protection und Förderung seiner Interessen so gut wie gesichert erscheinen musste, so wäre es Heine unzweifelhaft ein Leichtes gewesen, sich in Hamburg als Advokat niederzulassen. Er that es nicht; und in allen folgenden Briefen aus der Hamburger Zeit lesen wir nur die beständig wiederkehrenden Klagen über Missverständnisse, Zwistigkeiten mit seiner Familie, über Hindernisse und Schwierigkeiten, die seinem Vorhaben entgegengestellt wurden, ohne dass aus all diesen Klagen etwas Positives zu entnehmen wäre.

Schon der erste Brief an den allezeit getreuen Moser ist „Verdammtes Hamburg“ überschrieben, und vertheidigt sich gegen die Vorwürfe, die der Freund, wahrscheinlich wohl aus demselben Grunde wie die eigene Familie, dem Dichter gemacht haben mag. Aus derselben Stimmung heraus sind fast alle Briefe jener Zeit — das Eigenthümliche, was wir denselben entnehmen, ist der Umstand, dass Heine, der etwa am 14. November nach Hamburg gekommen, um sich dort als Advokat niederzulassen, am 14. Dezember diese Absicht bereits vollständig aufgegeben hat! Denn an demselben Tag schreibt er an Moser: „Du siehst Cohen (ein gemeinsamer Freund) ja dieser Tage, und er kann Dir erzählen, wie ich nach Hamburg gekommen, dort Advokat werden wollte, und es nicht wurde. Wahrscheinlich kann Cohen Dir die Ursache nicht

angeben; ich aber auch nicht. Hab' ganz andere Dinge im Kopfe, oder, beſſer geſagt, im Herzen, und will mich nicht damit plagen, zu meinen Handlungen die Gründe aufzufinden."

Die kluge Mutter, Frau Betty Heine, die den Söhnen ſtets mit Rath und That beiſtand, warnte dieſelben allezeit und mit Recht vor ihren Verwandten, welche beſonders dem Dichter in der Gunſt des Oheims zu ſchaden ſuchten und wohl auch oft geſchadet haben.

Seinem Bruder gegenüber beklagte ſich Heine noch ſpäter wiederholt, daſs ſeine Familie nie das geringſte Bedürfnis gefühlt habe, ihn zu fördern, daſs vielmehr im Gegentheil im Hauſe des Oheims diejenigen Menſchen ſtets eine gute Aufnahme fanden, die notoriſch als Gegner ſeines Renommée's bekannt waren. Ein Literat, der ihn aufs Gemeinſte angriff, ward bei Salomon Heine zu Tiſche geladen, und eine alte Mamſell, in deren Hauſe man am eifrigſten gegen ihn als Schriftſteller raiſonnirt hatte, erhielt von Salomon Heine, als ſie ſchließlich doch noch einen Mann fand, die vollſtändige Ausſtattung. Heine hatte daher ein Recht zu behaupten: „In dieſem Hauſe herrſchte von jeher eine Aria cattiva, die meinen guten Leumund verpeſtete."

Unter ſolchen Umſtänden war natürlich die Grundſtimmung des Dichters eine tieftraurige und ſetzte ſich aus den Erinnerungen der Vergangenheit und den Leiden der Gegenwart zuſammen. Noch viele Jahre ſpäter rief Heine, als ihn ein gemeinſamer Freund an Hamburg erinnerte, aus: „.... Die hochmüthige Splitterrichterei bei eigener balkendicker Verſtocktheit, dieſer Haſs gegen alles Ungewöhnliche, dieſe angſtvolle Abneigung gegen Alles, was mehr iſt als ſie ſelber, dieſe heuchleriſche bürgerliche Sittlichkeit neben einer phantaſieloſen Liederlichkeit — wie gräſslich war mir das Alles!"

Heine wohnte damals in der ABC-Straße, und ſein einziges „Plaiſir" war, daſs „er ſich beſſer vorkam als alle Anderen."

Sein Umgang beſchränkte ſich in jener Zeit auf den engeren Kreis ſeiner Familie und einige wenige Freunde, von denen wir Immanuel Wohlwill und Friedrich Merckel bereits genannt haben, welchen ſich der bekannte Theaterkritiker F. G. Zimmermann, der Improviſator C. L. B. Wolff, der Syndikus Karl Sieveking, der Arzt D. A. Aſſing — der Schwager Varnhagen's von Enſe —, Karl Töpfer, Ludolf Wienbarg, Albert Methfeſſel und der Lokaldichter K. G. Präzel zeitweilig anſchloſſen.

Am innigſten war Heine mit Merckel befreundet, den er zum Vertrauten ſeiner ſchriftſtelleriſchen Pläne und ſeiner großen und kleinen Leiden machte. Zahlreiche Briefe an Merckel, der ein junger, aber für die Literatur begeiſterter Kaufmann war, geben Zeugnis von dieſer Freundſchaft, von der Heine wünſchte, daſs ſie ſich für das ganze Leben erhalten möge. Auch Friedrich Gottlieb Zimmermann, ein dramaturgiſcher Schriftſteller von nicht gewöhnlicher

Bedeutung, übte zu jener Zeit einen bedeutenden Einfluß auf Heine aus. Er wußte wie Wenige die außerordentliche Begabung des Dichters zu schätzen, schmeichelte ihm aber keineswegs und konnte wohl auch gelegentlich sarkastisch gegen ihn werden. An Zimmermann, der damals das kritische Orakel der Hamburger war, hatte sich auch Salomon Heine mit der Frage gewandt: „Sagen Sie mir, Herr Professor, ist wirklich Was an meinem Neffen?" Worauf Jener natürlich die befriedigendste Antwort gab.

Da Heine die Absicht, sich in Hamburg als Advokat niederzulassen, oder an der Berliner Universität sich als Privatdocent zu habilitieren, bald aufgegeben hatte, so mußte es ihm vor allen Dingen darauf ankommen, durch ein neues und bedeutendes Werk für seinen Schriftsteller-Beruf Zeugnis abzulegen, und seiner Familie gegenüber Erfolge aufzuweisen, welche derselben die damals noch sehr verpönte Literatenexistenz halbwegs annehmbar machen konnten. Er beabsichtigte deßhalb zunächst, seine bisher zerstreut erschienenen Arbeiten in Prosa, die „Harzreise", das Memoire über Polen, mit den Gedichten der „Heimkehr" und der ersten Abtheilung der „Nordsee" unter dem gemeinsamen Titel „Wanderbuch" herauszugeben. Er bot das Manuskript seinem bisherigen Verleger Ferdinand Dümmler in Berlin an; dieser lehnte jedoch das Verlagsanerbieten entschieden ab, weil ihm die Honorarforderung von zwei Louisd'or für den Bogen ungewöhnlich und unberechtigt hoch erschien. Heine wurde dadurch mit seinem späteren Hamburger Verleger bekannt.

Julius Campe war ein Mann von zähester Thatkraft, ungewöhnlicher Klugheit und einem kaustischen Humor, durch den er oft in den schwierigsten Situationen eine Lösung der zwischen ihm und seinen Autoren entstandenen Streitigkeiten herbeiführte. Dem Zug der Zeit folgend, hatte er seinem Verlag eine freiheitliche Richtung gegeben, und die Schriften von Börne und Immermann, von Gutzkow und Wienbarg, von Hebbel, Dingelstedt, Anastasius Grün, Hoffmann von Fallersleben und zahlreiche andere politische und poetische Werke verlegt, die ihm den Zorn der Regierungen und die Aufmerksamkeit des deutschen Bundestags in mehr als erwünschtem Maße zuzogen.

Die Anknüpfung zwischen Heine und Campe vollzog sich in einer für beide Theile charakteristischen Weise. Heine war Campe nicht von Person bekannt. Einmal suchte er dessen bekanntes Geschäft auf, um sich nach neuen Erscheinungen umzusehn. Campe empfahl ihm, nichts ahnend, auch seine eigenen Gedichte. Als Heine dann von denselben absichtlich ziemlich wegwerfend sprach, vertheidigte Campe diese neuartigen Poesien mit lebhafter Wärme und zeigte sich nicht abgeneigt, Derartiges selbst zu verlegen. Heine nahm ihn darauf anderen Tags beim Wort und offerierte ihm, für den Fall dieses sein Ernst gewesen, sein fertiges Manuskript.

Campe nahm dasselbe sofort an und erwarb das Verlagsrecht

der ersten und aller künftigen Auflagen für ein Honorar von fünfzig Louisd'or.

Im Frühling des Jahres 1826 erschien der erste Band des erwähnten Werkes unter dem Titel „Reisebilder". Heine hatte sich keine großen Hoffnungen auf dieses Buch gemacht, er glaubte, daß sein Ruhm durch das Erscheinen dieses Werkes nicht sonderlich gefördert werden würde. „Aber was soll ich thun?" fügte er hinzu, „ich mußte Etwas herausgeben".

Heine hatte sich wiederum einmal geirrt — die Wirkung seines Buches war eine wahrhaft sensationelle, und es hätte seiner Bitte an die Freunde nicht bedurft, für das Buch in der Presse zu wirken. Die „Reisebilder" waren ein literarisches Ereignis von ungeahnter Tragweite und es existieren viele Zeugnisse von Zeitgenossen, die sich noch des gewaltigen Eindrucks erinnern, den das kleine Buch in jener Zeit hervorbrachte, eines Eindrucks, dessen sich selbst Männer wie Metternich und Gentz nicht erwehren konnten. Natürlich wurde der erste Theil der „Reisebilder" in mehreren deutschen Staaten verboten.

Aber mehr als diese Verbote ärgerten Heine die Kritiken seiner Gegner, namentlich diejenigen, die von der Größe dieses neu aufkeimenden Talents sich erdrückt fühlten. Sowohl M. G. Saphir, der das Ende seines Wortwitzes herannahen sah, wie Adolf Müllner, der seinen kritischen Ton wackeln fühlte, ergossen sich in Schmähungen gegen den jungen Dichter und suchten seine Manier in seichten Parodien nachzuahmen. Denn die „Reisebilder" waren die eigenthümlichste Individualität der Zeit. Und das schuf ihnen Freunde aber auch Feinde ohne Zahl. Das Buch wirkte so außerordentlich, weil Jeder das Unbehagliche, Verklüftete seiner eigenen Lebensstimmung in poetischer Spiegelung darin vorfand. In diese thatenlose, armselige Zeit der Restaurationsperiode fiel dieses Buch wie ein Blitz, der jene Tage grell erleuchtete. Die „Reisebilder" waren das erste freie Aufathmen nach einer schweren und schwülen Atmosphäre und das war ihr großes unvergängliches Verdienst. Diese unerhörte Subjectivität, diese bunte Mischung studentischer Keckheit, blasierten Lebensgenusses und philosophischer Dialektik fesselte Jung und Alt mächtig in seinem Banne.

In dieser Mischung der Contraste lag auch die Theorie von Heine's Prosastyl, der eine gewaltige Revolution in der deutschen Literatur hervorgebracht und dieselbe lange ausschließlich beherrscht hat. Er ist Meister in der Behandlung musikalischer Perioden und weiß die Gegensätze durch so geschickte Wendungen zu verbinden, daß man ihn auch als Sprachkünstler aufrichtig bewundern muß.

Natürlich hatte Heine auch die Fehler seiner Vorzüge, und diese kamen in den „Reisebildern" mehr noch als im „Buch der Lieder" zur Herrschaft. Diese maßlose Subjectivität, dieses kokette Spiel mit großen Empfindungen und heroischen Thaten, endlich

dieſe einer matten Zeit allerdings wie ein ſüßes Gift mundende Frivolität muſsten ernſten Gegnern als Geſinnungsloſigkeit erſcheinen.

Mit dem Honorar der Reiſebilder machte Heine wieder einen Sommerausflug nach Norderney. Mitte Juli reiſte er von Hamburg ab über Cuxhaven, wo er ſich acht Tage aufhielt, und in einer wilden und ſtürmiſchen Nacht langte er in Norderney an.

Auch diesmal befreite ihn der Anblick des Meeres wieder von allen Sorgen, und entrückte ihn der Aufenthalt in Norderney von all den großen und kleinen Leiden ſeines Daſeins. Von der Badegeſellſchaft des vorigen Jahres war wieder die Fürſtin von Hohenſolms-Lich und die ſchöne Cellenſerin anweſend, deren Abreiſe im Vorjahr ihm das Herz ſo ſchwer gemacht hatte, und deren Anweſenheit ihn diesmal in ſüße Schwärmerei verſetzte.

Der Übergang von derartigen ſentimentalen poetiſchen Stimmungen zu etwas proſaiſcherer Thätigkeit wurde auch diesmal am Spieltiſch gemacht. Trotz ſeiner vorjährigen Erfahrungen wagte er diesmal wieder ſein Glück am grünen Tiſche. Es lag für ihn eine Süßigkeit eigener Natur in dieſer unbeſtimmten Lebensart, wo Alles vom Zufall abhängt.

Von Männern ſeines Umgangs iſt nur der Fürſt Koslovsky bekannt, der, ebenfalls ein Freund Varnhagen's, die Geſellſchaft Heine's ſehr liebte; die Mittheilungen des Fürſten über England waren die erſte Anregung für Heine, eine Reiſe dorthin zu unternehmen. Mehr als jemals beſchäftigte ſich Heine damals mit dem engliſchen Leben; er las mit Eifer Walter Scott's Romane und engliſche Zeitungen. Unwillkürlich drängte ſich ihm die Parallele zwiſchen dem Leben jenſeits des Kanals und dem deutſchen „Bagatell-Leben" auf. „Oft, wenn ich die Morgen-Chronicle leſe und in jeder Zeile das engliſche Volk mit ſeiner Nationalität erblicke, mit ſeinem Pferderennen, Boxen, Hahnenkämpfen, Aſſiſen, Parlamentsdebatten u. ſ. w., dann nehme ich wieder betrübten Herzens ein deutſches Blatt zur Hand, und ſuche darin die Momente eines Volkslebens, und finde Nichts, als literariſche Fraubaſereien und Theatergeklätſche."

Neben dieſen Studien und Anregungen arbeitete Heine gleichzeitig an ſeinen „Nordſeebildern" weiter, im Angeſicht des „blaſen Meeresſtrandes", des weit ausſchauenden, ſilbergrauen Weltmeeres, — ſowie an ſeinem Fauſtpoem, deſſen erſte Scenen, wie erwähnt, bereits in Göttingen entſtanden ſind.

Nach beendigter Kur reiſte Heine wieder auf einige Zeit zu ſeinen Eltern nach Lüneburg. Er lebte dort in ſtiller Zurückgezogenheit ſeinen Arbeiten und Studien und verkehrte nur mit Rudolf Chriſtiani, der, ein vielgeſchätzter Stadtpoet, als Sekretär beim Magiſtrat der kleinen Salinenſtadt angeſtellt war. Chriſtiani wurde Heine's poetiſcher Leibknappe und der Dichter ſchloſs mit „dieſem liebenswürdigen Jüngling" innige Freundſchaft. Sie verlebten

täglich viele Stunden miteinander, denn Christiani war ein wohlwollender Beurtheiler der Schöpfungen Heine's, die er ihm stets, bald nachdem sie entstanden waren, vorlas.

Heine beschäftigte sich damals eifrig mit den Vorbereitungen für den zweiten Band der „Reisebilder", in dem er den zweiten Cyklus der „Nordseebilder" und das Buch „Le Grand" geben wollte. „Im Grunde ist es auch gleichgiltig, was ich beschreibe", schrieb er während dieser Zeit an einen Freund, „Alles ist ja Gottes Welt und der Beachtung werth; und was ich aus den Dingen nicht heraus sehe, das sehe ich hinein."

Durch den Erfolg des ersten Bandes der „Reisebilder" waren der Muth und das Selbstbewußtsein des Dichters gestiegen. Der zweite Band sollte „das wunderbarste und interessanteste Buch werden", ein „außerordentliches Buch", „etwas Gewaltiges", das großen Lärm und allgemeines Aufsehen erregen würde. Die „Reisebilder" sollten nach Heine's damaligen Plan ein literarisches Forum werden, in dem er dem Publikum alles sagen wollte, was er auf dem Herzen hatte. Er wollte die Kritik, die der Teufel der „theuern Großmutter Hekate" überlassen hatte — „Hekate" hieß auch die Zeitschrift, die Adolf Müllner herausgab — an sich reißen und sogar etwas wie eine Art Schule gründen. Die Briefe, die Heine aus Lüneburg an Immermann, an Varnhagen, an Moser schrieb, und in denen er sie um Beiträge für die „Reisebilder" bat, sehen geharnischten Kriegsmanifesten auf ein Haar ähnlich. „Ich darf jetzt Alles sagen, und es kümmert mich wenig, ob ich mir ein Dutzend Feinde mehr oder weniger aufsacke", so schreibt Heine an Varnhagen, der über diesen Muth nicht wenig erschrocken war und der Aufforderung, eine „Proscriptionsliste" der gemeinsamen Intimen einzusenden, natürlich keine Folge leistete.

Auch Moses Moser sandte keinen Beitrag, aber wohl weniger aus Furcht, als aus Scheu vor der Öffentlichkeit.

Nur Karl Immermann, sein „hoher Mitstrebender" spendete eine Anzahl von Lenien, die der Dichter dem zweiten Theil der Reisebilder anfügte, mit der Bemerkung, daß er dieselben bis auf wenige Ausnahmen, die er mit Sternen bezeichnet, „gern als seine eigene Gesinnung" vertreten wollte. Diese Lenien wurden der Ausgangspunkt einer Polemik, die später bedenkliche Dimensionen annehmen sollte. Sie richten sich vornehmlich gegen Goethe und die Romantiker, sowie gegen Platen und andere literarische Zeitgenossen. Nur bei vier Versen hatte Heine durch Sterne constatiert, daß er mit dem Inhalt derselben nicht einverstanden sei. Es ist nicht unwichtig, zu bemerken, daß sich dieselben auf Schlegel's „Lucinde", auf Franz Horn, den später von Heine vielverspotteten Shakespeare-Commentator, sowie aller Wahrscheinlichkeit nach auf Schleiermacher und Platen bezogen.

Zu Anfang des folgenden Jahres reiste Heine wieder nach

Hamburg, um den Druck des Buches zu überwachen. Auf Druck und Ausstattung seiner Werke legte er schon damals großes Gewicht und es entstand deshalb ein Streit zwischen ihm und Campe, der damit endete, daſs die Reisebilder auf besserem Papier gedruckt wurden, wohingegen Heine sich zu einer Honorarverkürzung von 30 Louisd'or verstehen mußte, eine für die damaligen Verhältnisse Heine's sehr bedeutende Summe. Hätte Campe ihm nicht zugleich einen Vorschuſs auf sein nächstes Werk gegeben, so hätte sich Heine diese Verkürzung wohl kaum gefallen lassen, umsoweniger als er sehr wohl wußte, daſs von dem ersten Band der Reisebilder bereits über 5000 Exemplare abgesetzt waren — eine für jene Zeitverhältnisse geradezu enorme Auflage —, und als er sich überzeugt hielt, daſs seine Schriften die Verluste decken mußten, welche Campe durch den Verlag anderer, wenig gangbarer Werke erlitten hatte. Dadurch entstand manche Differenz und mancher Streit zwischen Dichter und Verleger. „Der Börne kostet Ihnen zuviel", sagte Heine eines Tages zu Campe, „und er will immer noch nicht ziehen". — „Aber er wird ziehen, wenn Sie lange vergessen sind", erwiderte Campe. — „Schade nur, daſs so lange darauf gewartet werden muſs!" — bemerkte hierauf Heine. „Übermuth thut nicht gut", gab Campe zurück. „Sie halten sich jetzt für den Abgott des Publikums und sprechen: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir. Aber Sie stehen in einem Tempel der Literatur, dessen Priester ich bin. Ich nehme die Opfergaben in Empfang, deren Höhe am sichersten beweist, zu welchem Kourse das Volk seine Götter taxiert. Und ich sage Ihnen: das Volk verehrt neben dem Heine noch viele andere Götter. Da sind zum Exempel der Schiller und der Goethe, denen die klingenden Opfergaben heuer noch immer viel reichlicher fließen, als dem Opferstock, den ich für Heine aufgestellt."

Durch solche Scherze wußte Campe oft die größten Differenzen auszugleichen, und gewöhnlich endete ein solcher Streit damit, daſs Heine seine Forderungen aufgab, wofür Campe sich zu einem Vorschusse entschloſs.

Mit seinen alten Freunden und Bekannten verkehrte Heine damals in Hamburg fast gar nicht, da ihn seine Arbeit vollständig in Anspruch nahm. Nur seinen Vetter und ehemaligen Studiengenossen, Herrmann Schiff, sah er zuweilen, ohne daſs zwischen Beiden ein engeres Freundschaftsband sich anknüpfte. Schiff, der gleichfalls sich bereits als Schriftsteller versucht hatte, beneidete Heine's Erfolge und suchte dieselben in seiner kaustischen Manier zu verkleinern. Trotzdem gesteht er, daſs ihm die Erscheinung Heine's damals schon imponierte.

Kaum war der zweite Band der Reisebilder Mitte April erschienen, als Varnhagen an Heine schrieb: „Aufsehen, viel Aufsehen macht Ihr Buch, und Dümmler und Konsorten nennen es

nach ihrem Buchladenmaß ein gutes, aber die Leser verstutzen, sie wissen nicht, ob sie ihr Vergnügen nicht heimlich halten und öffentlich ableugnen sollen; selbst die Freunde thun erschrecklich tugendhaft als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger — kurz, aus serviler Angst wird Alles getadelt." Mit seiner scharfen Beobachtungsgabe hat Varnhagen in seiner knappen Weise den Eindruck der Reisebilder völlig zutreffend geschildert. „Es war eine niedergedrückte, arretierte Zeit in Deutschland," schrieb Heine später einmal, „als ich den zweiten Band der „Reisebilder" schrieb und während des Schreibens drucken ließ. Ehe er aber erschien, verlautete schon Etwas davon im Publikum; es hieß, mein Buch wolle den eingeschüchterten Freiheitsmuth wieder aufmuntern, und man treffe schon Maßregeln, es ebenfalls zu unterdrücken." Die Ahnung Heine's täuschte ihn nicht, bald nach dem Erscheinen wurde das Buch von Österreich und Preußen, und nach deren Vorgange von fast allen deutschen Kleinstaaten verboten.

Aber gerade diese Maßregel reizte die Neugier des Publikums im höchsten Grade und machte das Buch zu einem politischen Zeitereignis.

An demselben Tage, an welchem die „Reisebilder" in Hamburg ausgegeben wurden, trat Heine die längst projektierte Reise nach England an. Es scheint doch, als ob ihm die Luft im Vaterlande etwas zu schwül geworden war. Und wenn man von den Verfolgungen liest, denen liberale Politiker und freisinnige Schriftsteller damals in Deutschland ausgesetzt waren, so wird man diese Angst berechtigt und begreiflich finden, wenn auch Heine wiederholt versichert, dass nur „das Klugheitsgesetz, das Jedem rathe, Nichts zu riskieren, wo gar Nichts zu gewinnen ist", vor allem aber die Sehnsucht, Hamburg einmal endlich den Rücken zu kehren, ihn weggetrieben habe.

Es war eben eine trübe Zeit in Deutschland, nichts als „Eulen, Censuredikte, Kerkerduft, Entsagungsromane, Wachtparaden, Frömmelei und Blödsinn"; kein Wunder, dass Heine, als er in den letzten Tagen des Aprilmonats in London eintraf und die grünen Ufer der Themse erblickte, England als das Land der Freiheit mit dithyrambischem Schwung begrüßte, und dass in allen Winkeln seiner deutschen Seele „die Nachtigallen erwachten" und in jenes Lied mit einstimmten: „Sei mir gegrüßt, Freiheit, junge Sonne der verjüngten Welt!"

Mit einem solchen jugendlichen Enthusiasmus konnte natürlich der Dichter auch in England nicht das finden, was er suchte, und der gelbe Mann auf dem Verdeck des Schiffes hatte wohl Recht, wenn er erklärte, dass jedes Volk von der Religion der Freiheit nur dasjenige annehme, was seinen Lokalbedürfnissen und seinem Nationalcharakter gemäß sei. Da die Engländer ein häusliches Volk seien, so wären sie mit jener Freiheit zufrieden, die ihre

perſönlichſten Rechte verbürge und ihren Leib, ihr Eigenthum, ihre Ehe, ihren Glauben und ſogar ihre Grillen unbedingt ſchütze.

Die Beobachtungen, welche Heine im Lande John Bulls über engliſches Leben und engliſche Sitten machte, und die Eindrücke, welche die Hauptſtadt des high life auf ihn hervorbrachten, hat er zu wiederholten Malen in verſchiedenen Schriften geſchildert. — Am eingehendſten und intereſſanteſten in dem Kapitel ſeiner „Engliſchen Fragmente", welches folgendermaßen beginnt:

„Ich habe das Merkwürdigſte geſehen, was die Welt dem ſtaunenden Geiſte zeigen kann, ich habe es geſehen, und ſtaune noch immer — noch immer ſtarrt in meinem Gedächtniſſe dieſer ſteinerne Wald von Häuſern und dazwiſchen der drängende Strom lebendiger Menſchengeſichter mit all' ihren bunten Leidenſchaften, mit all' ihrer grauenhaften Haſt der Liebe, des Hungers und des Haſſes — ich ſpreche von London!" „London hat all' meine Erwartungen übertroffen," ſchreibt er an einen Freund, „in Hinſicht ſeiner Großartigkeit aber habe ich mich ſelbſt verloren . . . Es iſt hier ſo fürchterlich feucht und unbehaglich, und kein Menſch verſteht Einen, kein Menſch verſteht Deutſch."

Bot alſo London dem deutſchen Dichter keine poetiſchen Anregungen, nichts von „Farbenglanz, Maskenſcherz, tiefſinniger Narretei, ſprudelnder Thatenluſt, überſchwänglicher Leidenſchaft", kurz von der ganzen Glorie der Poeſie, ſo waren dafür die Eindrücke, die der Publiziſt von dem politiſchen Leben Englands empfing, deſto mächtiger und nachhaltender. Das Studium des öffentlichen Lebens im gelobten Lande der Freiheit war es ja wohl vor allem, was Heine zu ſeiner engliſchen Reiſe veranlaßte. Und was er da ſah und hörte, im Parlament, in den Gerichtsſälen und auf den Straßen, übertraf alle ſeine Erwartungen und ließ ihn die Enge und kleinbürgerliche Beſchränktheit des deutſchen Lebens erſt in ſeinem vollen Jammer erkennen.

George Canning, einer der hervorragendſten britiſchen Staatsmänner, war damals der Held des Tages. Seine glänzende Vertheidigung der Verwaltung Oſtindiens, ſeine Reden über die Emancipation der Katholiken, ſein muthiger Kampf gegen die ſtolze Ariſtokratie Albions und gegen die Kabinetspolitik der heiligen Allianz und ſein Plaidoyer für die Anerkennung der amerikaniſchen Freiſtaaten in Europa, vor allem aber der Grundſatz ſeiner Regierungspolitik, der einer vernünftigen Freiheit für alle Völker, deſſen Ausführung ſein ganzes Leben geweiht war, ließen Canning als einen Märtyrer der liberalen Ideen des Jahrhunderts erſcheinen, dem alle freiheitsbegeiſterten Herzen in Europa begeiſtert entgegen ſchlugen.

Kein Wunder, daß Heine, von der Redegewalt dieſes Staatsmannes hingeriſſen, ganze Tage auf der Galerie der St. Stephanskapelle ſaß und „die Worte ſeines Mundes trank."

„Diese Zeit wird mir ewig im Gedächtnis blühen," schreibt Heine in Erinnerung an die Parlamentsreden Canning's, „und nimmermehr vergesse ich die Stunde, als ich George Canning über die Rechte der Völker sprechen hörte und jene Befreiungsworte vernahm, die wie heilige Donner über die ganze Erde rollten und in der Hütte des Mexikaners wie des Hindu ein tröstendes Echo zurückließen."

Und auf der Galerie der St. Stephanskapelle erinnerte auch er sich, daß er jetzt einen ungeheuren Anhang und Popularität in Deutschland gewonnen, daß er jetzt viel thun könne und eine weit hin schallende Stimme habe. „Du sollst sie noch oft hören," schreibt er an Moser, „donnernd gegen Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte." Und wer wird es dem jungen freiheitsbegeisterten Poeten verargen, wenn er im Rausch des Jubels über die Reden Canning's sich zu der Hoffnung emporschwingt, daß er „eine ganz extraordinäre Professur in der Universitas hoher Geister" erlangen werde!

Außer dem politischen und öffentlichen Leben fesselten Heine vornehmlich zwei „hohe Geister" an England, Shakespeare und Walter Scott, deren Spuren er überall nachgeht. In den Bethstuben von Liverpool und Manchester, wie in den fashionablen Salons von West-London treten ihm die Gestalten der Dichter in ihren alten Trachten entgegen, und die Erinnerung an Shakespeare verfolgt ihn während seines ganzen Aufenthaltes in London.

Daß Heine aber nicht nur die Höhen der Poesie erstieg, sondern auch des Öfteren in die Niederungen des englischen Lebens hinunterstieg und dasselbe gründlich kennen lernte, beweisen verschiedene gelegentliche Reminiscenzen an den Aufenthalt in London. Und es ist kein Wunder, wenn Heine einem Freunde die Versicherung giebt: „England hat mich in finanzieller Hinsicht zu Grunde gerichtet."

Fragen wir aber, woher Heine die Mittel nahm, um den theuern Aufenthalt in London und einen vierzehntägigen Ausflug nach dem bekannten Seebade Ramsgate bestreiten zu können, so müssen wir auf den Prolog zu dieser Reise zurückgreifen, der sich im Hause Salomon Heine's in Hamburg vorher abgespielt hatte.

Die Tragödie „William Ratcliff" hatte von allen Arbeiten des Dichters dem reichen Oheim bis jetzt am besten gefallen wahrscheinlich weniger ihres poetischen Gehalts, als des Umstandes wegen, daß Heine darin einen Hamburger Makler, den der Onkel mit seinem unbedingten Vertrauen beehrt hatte, der dasselbe jedoch, wie sich später erwies, durchaus nicht rechtfertigte, mit seinem vollen Namen unter die in dem Stücke vorkommenden Gauner eingereiht hatte. (Beiläufig bemerkt, wurde späterhin der Name des betreffenden Mannes aus Familienrücksichten umge-

ändert.) Als nun Salomon Heine einſt in aller Gemüthlichkeit und froher Laune ſeinen Kaffee trank, benutzte der Neffe dieſe Gelegenheit zu der Bemerkung: „Ich muß das Land meines Ratcliff, ich muß England ſehen.“ — „So reiſe,“ erwiderte der Onkel. — „Aber in England iſt ſehr theures Leben.“ — „Du haſt ja erſt unlängſt Geld bekommen!“ — „Ja, das iſt für das tägliche Brod,“ entgegnete Heine ſchlagfertig, „aber für den Namen, für die Repräſentation habe ich auf Rothſchild einen guten Kreditbrief nöthig.“ Das leuchtete dem praktiſchen Onkel ein und er gab dem Neffen in der That außer einem anſehnlichen Reiſegeld auch noch einen Kreditbrief von 400 Pfund Sterling „zur Repräſentation“ und eine warme Empfehlung an den Baron Rothſchild in London mit. Die Abſchiedsworte des Onkels lauteten: „Der Kreditbrief iſt nur zur formellen Unterſtützung der Empfehlung, mit Deinem baaren Reiſegelde wirſt Du ſchon auskommen. Auf glückliches Wiederſehen!“

Heine wartete aber gar nicht erſt die Eventualität des Nichtauskommens ab — er war kaum vierundzwanzig Stunden in London, als er ſich bereits auf dem Comtoir Rothſchild's mit ſeinem Kreditbrief präſentierte und die 400 Pfund ohne jedes Bedenken einſtrich. Dann machte er dem Chef des Hauſes, Baron Nathan Mayer von Rothſchild, ſeine Viſite und wurde natürlich von demſelben zu einem großen Diner eingeladen.

Abermals ſaß Salomon Heine eines ſchönen Morgens gemüthlich beim Kaffee und öffnete die von London eingelaufenen Geſchäftsbriefe. Es war gerade ſoviel Zeit ſeit der Abreiſe des Neffen aus Hamburg verſtrichen, als die nächſte Poſt aus London zur Meldung ſeiner glücklichen Ankunft daſelbſt nöthig hatte. Der erſte Brief, den er öffnete, war die Anzeige von Rothſchild, daß er das Vergnügen gehabt, ſeinen berühmten, charmanten Neffen perſönlich kennen zu lernen, und die Ehre genoſſen, demſelben den Kredit von 400 Pfund zu bezahlen. „Die Pfeife fiel dem Alten aus dem Munde,“ ſo erzählt Maximilian Heine, „hoch ſprang er von ſeinem Lehnſtuhl auf und rannte mit dem Schaum vor dem Munde in dem Zimmer auf und ab. Die gute Tante ſah erſchrocken auf ihren Mann, der nur von Zeit zu Zeit die Worte ausſtieß: „Der Teufel hole Rothſchild mit ſeinem Vergnügen und ſammt der Ehre, die er gehabt hat, mein Geld auszuzahlen!“ Dann wandte er ſich zu ſeiner Frau: „Ich ſage Dir, Betty, der kann mich ruiniren.“

Man wird es nun begreifen, daß Heine in London ſehr angenehm lebte und daß er trotzdem noch 800 Thaler an Varnhagen ſandte, damit dieſer ihm „den kleinen Zehrpfennig“ für ſeine Schulden in dieſem irdiſchen Jammerthal und für etwaige unvorhergeſehene Ausgaben aufbewahre. Ja, er behielt ſogar noch ſoviel Geld übrig, um nach der Rückkehr von London vierzehn Tage

abermals in Norderney und — da es ihm diesmal dort nicht sonderlich gefiel — mehrere Wochen auf der einsamen Insel Wangeroge zu verleben.

Trotzdem hatte er in vorsorglicher Weise schon von London aus an Varnhagen die Bitte gerichtet: „Wenn Sie in Correspondenz mit Cotta sind, so fragen Sie ihn doch, ob er mich für sein „Morgenblatt" hier oder in Paris beschäftigen will . . . Versteht sich von selbst, daß er etwas stark honorieren müßte, wenn ich etwa für ihn länger in England bleiben sollte." Mit größter Bereitwilligkeit war Cotta, der das Talent Heine's wohl zu schätzen wußte, auf diesen Antrag eingegangen und hatte dem Dichter die annehmbarsten Propositionen gemacht. Er schlug ihm vor, mehrere Aufsätze über England gegen glänzendes Honorar für das „Morgenblatt" zu schreiben und nach seiner Rückkehr von London sich an der Leitung der im Cotta'schen Verlag damals erscheinenden „Allgemeinen politischen Annalen" zu betheiligen.

Die Anträge Cotta's beschäftigten auch Heine unausgesetzt, sowohl in Norderney wie in Wangeroge. Dort lebte er mehrere Wochen fast ganz allein mit dem Schulmeister, da schon alle anderen Badegäste fort waren. Endlich währte es ihm doch zu lange. Sein Hauptgepäck hatte er schon früher vorausgeschickt, und nun wollte er mit einem Male mit seinem Bündel fort an die oldenburgische Küste und von dort nach Hamburg reisen. Es vergingen aber lange Tage und es kam kein Schiff; der junge Dichter saß mit seinen Plänen und Hoffnungen festgezaubert auf der einsamen Sanddüne. Endlich kam ein Schiff und Heine ließ sich hinaufbringen — wie er Adolf Stahr später erzählte: zu Wagen. Bald aber kam Windstille, sie konnten nicht an's Land und blieben so angesichts der Küste liegen, bis Heine ungeduldig wurde und, die Ebbe benutzend, mit seinem Bündel auf dem Kopfe, die ganze Strecke bis an's Land durch's Meer ging. Die Erinnerung an dieses Abenteuer sowie an das Schiffervolk von Wangeroge ergötzte ihn später noch oft.

Gegen Ende des Monats September traf er in Hamburg ein und nun ging natürlich zuerst die große und längst erwartete Scene mit dem Onkel wegen des Kreditbriefes vor sich. Alle Vorwürfe über grenzenlose Verschwendung, selbst die ernstlichen Drohungen, sich nie wieder mit ihm zu versöhnen, alles dies hörte Heine mit der größten Ruhe an. Als aber der Onkel endlich mit seiner Strafpredigt zu Ende war, da hatte der Neffe nur die eine Antwort: „Weißt Du, Onkel, das Beste an Dir ist, daß Du meinen Namen trägst." Sprach's und ging stolz aus dem Zimmer.

Diese kühne Äußerung hat Salomon Heine lange nicht verwinden können, und als er später einmal seinem Neffen Maximilian die Geschichte des Kreditbriefes erzählte, fügte er hinzu: „Denke

Dir, er rechnet es sich noch zur Tugend an, daß ich ihm für seine Briefe an mich kein spezielles Honorar zu zahlen brauche". Wirklich hatte ihm Heine einst im Übermuth geschrieben: „Jedes Wort, das ich schreibe, ist baares Geld für mich."

Damals war dies freilich noch nicht der Fall, und Heine mußte, da die schroffe Auseinandersetzung mit dem Oheim doch einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatte, als er zeigen mochte, nun allen Ernstes an seine Zukunft denken.

Zunächst wurde der Druck des „Buches der Lieder", das Heine schon längere Zeit vorher durch seinen Freund Merckel Campe hatte anfragen lassen, in Angriff genommen. Ein Honorar erhielt er freilich dafür nicht, da sich Campe nur sehr ungern entschloß, eine bereits gedruckte Gedichtsammlung zu verlegen. Auf eifriges Zureden Merckel's verstand er sich endlich dazu, die 50 Louisd'or, welche er Heine im Frühjahr als Vorschuß gegeben, als Honorar für diese und alle künftigen Auflagen gelten zu lassen. „Es ist Nichts als eine tugendhafte Ausgabe meiner Gedichte," schrieb Heine, als er Mitte Oktober das erste fertige Exemplar nach Berlin sandte. „Es ist wunderschön ausgerüstet und wird wie ein harmloses Kauffahrteischiff unter dem Schutze des zweiten Reisebilderbandes ruhig in's Meer der Vergessenheit hinab segeln."

Wieder ein merkwürdiges Zeugnis von der seltsamen Unklarheit, in der sich Heine über seine eigenen Produktionen befand!

Das Gesammtbild seiner dichterischen Individualität lag nun offen und klar vor den Augen des Volkes, das dem jungen Poeten begeistert zujauchzte, und auch die zeitgenössische Kritik begrüßte die Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit des Lyrikers als eine neue und erfreuliche Erscheinung auf dem deutschen Parnaß. „Das Buch der Lieder" und die „Reisebilder" hatten Heine zu einem der berühmtesten lebenden Dichter gemacht.

Aber überall, in ganz Deutschland, brach sich diese Erkenntnis und die Anerkennung Heine's eher Bahn, als in Hamburg und als in seiner eigenen Familie. Nur schwer und ungern entschloß man sich dazu, die Bedeutung des Dichters zu würdigen. Sein Lebenswandel wurde von den Tugendwächtern mit Argusaugen bewacht, und Wahrheit und Dichtung mischten sich über denselben in seltener Harmonie — er war wirklich damals einer der bestverleumdeten Menschen Hamburgs. Wenn er einer jungen Schauspielerin, Therese Peche, die damals alle Hamburger entzückte und selbst ernste Kritiker zu begeisterten Lobeshymnen enthusiasmierte, besondere Aufmerksamkeit schenkte, so wurde dies sofort zu einer regelrechten Liebschaft aufgebauscht, gegen die sich Heine, um des guten Rufes der jungen Dame willen, entschieden verwahren mußte.

Inzwischen war aber der Entschluß, den Antrag Cotta's anzunehmen und nach München zu übersiedeln, in Heine fast zur Reife gediehen, und es bedurfte nur eines geringen Anlasses —

die Affaire Peche war ja wohl eine solche — um den Entschluß zur Ausführung zu bringen.

Bevor Heine seine Zelte in Hamburg abbrach, noch in den letzten Tagen seines dortigen Aufenthalts, begegnete ihm etwas Merkwürdiges. Er sah seine erste Geliebte wieder, zum ersten Male seit ihrer Verheiratung! Und mit der Schilderung des Eindrucks, den dieses Zusammentreffen auf ihn machte, möge auch die Schilderung der Hamburger Leidenszeit des Dichters ihren Abschluß finden.

„Ich bin im Begriff", schreibt er an einen Freund, „diesen Morgen eine Frau zu besuchen, die ich in elf Jahren nicht gesehen habe, und der man nachsagt, ich sei einst verliebt in sie gewesen. Sie heißt Madame Friedländer aus Königsberg, so zu sagen eine Cousine von mir. Den Gatten ihrer Wahl hab' ich schon gestern gesehen, zum Vorgeschmack. Die gute Frau hat sich sehr geeilt und ist gestern just an dem Tage angelangt, wo auch die Ausgabe meiner „Jungen Leiden" von Hoffmann und Campe ausgegeben worden ist. — Die Welt ist dumm und fade und unerquicklich und riecht nach vertrockneten Veilchen. — Ich aber bin Herausgeber der politischen Annalen; außerdem bin ich fest überzeugt, daß die Esel, wenn sie unter sich sind und sich ausschimpfen wollen, so schimpfen sie sich „Mensch". — Ärgert Dich Dein Auge, so reiß' es aus, ärgert Dich Deine Hand, so haue sie ab, ärgert Dich Deine Zunge, so schneide sie ab, und ärgert Dich Deine Vernunft, so werde katholisch. — Im neuen Bedlam in London habe ich einen wahnsinnigen Politiker gesprochen, der mir geheimnisvoll vertraut hat, der liebe Gott sei eigentlich ein russischer Spion. Der Kerl soll Mitarbeiter werden bei meinen politischen Annalen."

IX.

„Der Stern von Sevilla hätte mein Unstern werden können," schrieb Heine von Kassel aus an seinen Freund Merckel in Hamburg, als er sich bereits auf der Reise nach München befand. In Kassel machte Heine die Bekanntschaft der Brüder Grimm, und damals entwarf der dritte der Brüder, Ludwig, ein vorzügliches Porträt von Heine, ganz im Profil, den Kopf nachlässig auf die Hand gestützt, in echt künstlerischer Pose. Die Unterschrift des Bildes lautet:

„Verdrossenen Sinn im kalten Herzen hegend,
Schau ich verdrießlich in die kalte Welt."

In Frankfurt a. M. verkehrte Heine drei Tage lang in herzlichster Weise mit Ludwig Börne. Heine hat die Gespräche, welche sie damals führten, selbst mitgetheilt; zunächst empfahl er dem in

Geschäftsangelegenheiten ziemlich unerfahrenen Börne seinen eigenen Verleger, das Gespräch kam dann bald darnach auf Heine's eben erschienene „Reisebilder" und schließlich in natürlicher Reihenfolge auf Goethe. Mit dem ihm eigenen Scharfsinn begriff Heine schon damals, daß dem Hasse Börne's gegen Goethe tiefere Gründe als kleinliche Scheelsucht und Neid zu Grunde lagen, daß es vielmehr eine Dissonanz war, welche, alt wie die Welt, in der Geschichte der Menschheit am grellsten hervortrat „in dem Zweikampfe, welchen der judäische Spiritualismus gegen Hellenische Lebensherrlichkeit führte, ein Zweikampf, der noch immer nicht entschieden ist und vielleicht nie ausgekämpft wird; der kleine Nazarener haßte den großen Griechen, der noch dazu ein griechischer Gott war."

Die deutsche Literaturgeschichte von Wolfgang Menzel war eben erschienen, und Börne zeigte sich hocherfreut, daß Jemand gekommen sei, der den Muth habe, so rücksichtslos gegen Goethe aufzutreten.

In ihren politischen Anschauungen, in ihrer Antipathie gegen „den Aristokratenknecht Goethe" und in ihren Sympathien für Frankreich waren die beiden Männer einig. Ihre Wege trennten sich, wo Heine's Egoismus und sein klarer Blick oder Börne's „nazarenische Beschränktheit" hervortraten. Obwohl Heine damals nicht allzugut auf Goethe zu sprechen war, da man ihm aus Berlin sehr ungünstige Äußerungen des Dichters über die Reisebilder berichtet hatte, durch die Goethe seiner Meinung nach „das Völkerrecht der Geister verletzt hatte", vermochte er doch nicht in den absprechenden Ton einzustimmen, den Börne, und vor allem Wolfgang Menzel gegen Goethe anschlugen.

Aber im Grunde war es doch dieselbe demokratische Weltanschauung, die Heine, wie Börne und Menzel zu ihrem Angriffe gegen Goethe getrieben. Und mochte er sich auch selbst für einen Hellenen halten — er behauptete ja: alle Menschen seien entweder Juden oder Hellenen — damals, als er mit Börne durch die Frankfurter Judengasse ging, war er kein lebensfreudiger, entfaltungsfroher Hellene, sondern viel eher ein historischer, vergeistigungssüchtiger Nazarener, der seinen früheren Glaubensgenossen weit näher stand als Ludwig Börne.

Die drei Tage des Frankfurter Aufenthalts verflossen „in fast idyllischer Friedsamkeit". „Hüten Sie sich, in München mit den Pfaffen zu kollidieren," waren die letzten Worte, die Börne dem scheidenden Freunde beim Abschied in's Ohr flüsterte, und wehmüthig blickte er dem Dahingehenden nach, „wie ein alter Seemann, der sich auf's feste Land zurückgezogen hat und sich von Mitleid bewegt fühlt, wenn er einen jungen Fant sieht, der sich zum ersten Male auf's Meer begiebt". Heine aber ging siegesgewiß in seine neue Zukunft hinein, denn er trug an Bord seines Schiffes „die Götter der Zukunft."

In Heidelberg besuchte Heine seinen die Medizin studierenden Bruder Max und hielt sich dort mehrere Tage auf. Vincenz von Zuccalmaglio erzählt ein interessantes Abenteuer, das dem Dichter damals passierte. Eines Tages machte Heine mit einer Partie Studenten einen Ausflug nach der Wartburg bei Weinsberg, jenseits Heilbronn. Plötzlich trat ein württembergischer Polizeimann in Civilkleidern unter die zechenden Studenten und ließ sich von einem derselben den Verfasser der „Reisebilder" zeigen. Er ging dann auf Heine zu und frug ihn, ob er die Ehre habe, den Dichter Heine vor sich zu sehen. Dieser schien freudig berührt, in der Meinung, jener vornehme Herr würde ihm Huldigungen, die seiner Dichtergröße gebührten, darbringen; er wurde aber bitter enttäuscht, da er ihn im Namen des Gesetzes für verhaftet erklärte und auf dem Schub über die Grenze brachte. Natürlich waren solche Plackereien nur geeignet, in dem jungen Schriftsteller die Meinung von seiner Bedeutung und Gefährlichkeit noch zu steigern.

Nachdem Heine noch in Stuttgart Wolfgang Menzel's Bekanntschaft gemacht hatte, reiste er direkt nach München, wo er in den letzten Novembertagen des Jahres 1827 eintraf.

Dort erwartete ihn bereits der Freiherr von Cotta mit Ungeduld. Der erfahrene Buchhändler wollte Heine unter allen Umständen für seine literarischen Unternehmungen gewinnen. Heine sollte mit Lindner zusammen die Annalen redigieren und außerdem ständiger Mitarbeiter der beiden, im Verlag Cotta's herausgegebenen Zeitschriften „Das Ausland" und „Das Morgenblatt" werden. Dafür bot ihm Cotta ein Jahresgehalt von 2000 Gulden an. Heine nahm das Anerbieten an, da ihm Cotta nur unbestimmte Verpflichtungen auferlegte.

Bekannte er doch seinem Verleger gegenüber mit merkwürdiger Offenherzigkeit, daß weder seine politischen Kenntnisse noch seine Schreibart ihn zum Redakteur eines derartigen Journals befähigten; und an seinen Freund Merckel schrieb er über seine Thätigkeit an den „Annalen": „Meine Finanzen sind zerrüttet, ich habe Schulden, will diesen Sommer wieder in's Bad, und wenn ich von Cotta, der reichlich für mich sorgt, soviel Geld nehme, muß ich auch etwas liefern. Drum sollen in jedem Heft der „Annalen" wenigstens ein paar Blätter aus meiner Feder kommen. Auch liegt viel Renommage zu Grunde: ich zeige der Welt, daß ich etwas Anderes bin, als unsere sonettierenden Almanachspoeten."

Damit stimmt es ziemlich genau überein, daß Heine schon in seinem ersten Brief aus München ankündigt: „Die Annalen sollen mir wenig Mühe machen," ein Wort, das er allerdings in vollem Umfange gehalten hat, denn mit Ausnahme seiner englischen Reiseberichte und einiger weniger redaktionellen Notizen, hat Heine

für die „politischen Annalen" so gut wie nichts geschrieben. Zum Theil lag die Schuld an äußeren Gründen: Bald nach seiner Ankunft in München wurde er ernstlich krank, und er trug sich schon mit der Absicht, seine Papiere zu ordnen und für den Fall seines Absterbens Friedrich Merckel mit der Herausgabe zu betrauen; als er wieder gesundete, gewährten ihm seine gesellschaftlichen Beziehungen nur geringe Muße für schriftstellerische Arbeiten. Der Hauptgrund jedoch, weßhalb sich Heine fast gar nicht um die „politischen Annalen" bekümmerte und weßhalb er in seinen Aufsätzen aus jener Zeit sich der größten Mäßigung befliß, so daß er sogar jede freisinnige Äußerung über die Tagespolitik vermieden hat, läßt sich aus den Briefen an seine Freunde leider sehr deutlich erkennen — er hoffte, eine Staatsanstellung in Baiern zu erlangen.

Nachdem alle seine Bemühungen, in Berlin eine Professur zu erhalten, trotz der Protektion Varnhagen's gescheitert waren, klammerte er sich an der Hoffnung fest, in München eine solche Stelle zu erhalten, da er sich auch dort hoher Protektion zu erfreuen hatte. Der damalige Minister des Innern, Eduard von Schenk, der Dichter des „Belisar", bot seinen schwerwiegenden Einfluß im Interesse Heine's auf. Und auch von anderer Seite wurde sein Vorhaben unterstützt.

Die Entscheidung lag bei König Ludwig II., der ein aufmerksamer Leser der „politischen Annalen" war. Natürlich lag nun Heine sehr viel daran, die Gunst dieses kunstsinnigen Königs zu erlangen. Er bat Cotta, dem König die „Reisebilder" und das „Buch der Lieder" zu überreichen — „es käme mir auch zu Gute," bemerkte er, „wenn Sie ihm andeuten wollten: der Verfasser selbst sei viel milder, besser und vielleicht auch jetzt ganz anders, als seine früheren Werke."

Während aber Heine in der Gesellschaft junger Maler viel verkehrte und von „wunderschönen Weiberverhältnissen" berichten konnte, lebte er auch in vertraulichem Umgang mit einem der berüchtigsten geheimen Polizeiagenten, mit dem übel beleumundeten Wit von Dörring, dessen abenteuerliches Leben ja damals schon zur Genüge bekannt war. Als Campe ihm durch Dörring Briefe sandte, machte ihm Heine darüber die bittersten Vorwürfe und schrieb: „Wußten Sie denn nicht, daß ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Wit haben kann und will." Zu gleicher Zeit aber schrieb er an Varnhagen einen Brief, aus dem wohl zu entnehmen ist, daß Heine, trotz der Campe gegenüber zur Schau getragenen Entrüstung, mit jenem Wit doch in mehr als flüchtiger Berührung stand; dasselbe beweist ein handschriftlich erhaltener Aufsatz Heine's über Wit von Dörring, der wahrscheinlich nie gedruckt worden ist. Vermuthlich war der Aufsatz für's „Morgenblatt" bestimmt, gelangte aber, in Folge des Skandals, welchen die plötzlich erfolgte Ausweisung Wit's aus München verursachte, nicht zum Abdruck.

Obwohl Heine damals „im Foyer der Noblesse" lebte und „die liebenswürdigsten Aristokratinnen" liebte, ja sogar, wenn man den Mittheilungen seines Bruders glauben darf, von Prinzessinnen des königlichen Hofes verzogen wurde, fühlte er sich doch von dem seichten, kümmerlichen Leben, von der Kleingeisterei, dem Bierduell, der Hohlheit und dem Theaterklatsch sehr angewidert, und da er das schlechte Klima ohnedies schwer ertragen konnte, faßte er bald den Vorsatz, München wieder zu verlassen.

Eine seiner letzten Arbeiten für das „Morgenblatt" aus München war die interessante Besprechung des „Struensee" von Michael Beer, der am 27. März 1828 im Münchener Nationaltheater zum ersten Mal aufgeführt wurde. Die entschieden freie Gesinnung, die aus diesem vorzüglich geschriebenen Aufsatze spricht, kann wohl einigermaßen mit dem Leben Heine's in München versöhnen.

Heine hatte sich nur ein halbes Jahr zur Leitung der „politischen Annalen" verpflichtet. Nach Ablauf dieses Zeitraums beschloß Cotta, das Erscheinen des Journals auf sechs Monate zu sistieren und dann in erweiterter Form und unter neuer Redaktion dasselbe fortzusetzen. Auch für dieses neue Unternehmen wollte er Heine gewinnen; dieser sollte im Verein mit Dr. Gustav Kolb und dem bisherigen Mitredakteur Dr. Lindner die Leitung der neuen Zeitschrift führen.

Doch konnte sich Heine nicht entschließen, in Bezug auf seine Beiträge sowie auf „die redaktorische Betriebsamkeit" bestimmte Verpflichtungen zu übernehmen. Andererseits stellte er dem Verleger wieder hinsichtlich der Ausstattung des Blattes und des Honorars für die Mitarbeiter Bedingungen, die diesem unannehmbar schienen, so daß sich die Verhandlungen zerschlugen und Cotta den Entschluß faßte, das ohnehin schlecht rentierende Journal ganz eingehen zu lassen.

Nachdem Heine seiner kontraktlichen Verpflichtungen ledig war, konnte er nun ernstlich daran denken, endlich einen lang gehegten Herzenswunsch auszuführen: das Land der Sehnsucht aller Dichter, Italien, zu schauen. Zu diesem Zwecke ließ er sich von Varnhagen die Summe von 800 Thalern, die er bei seiner Rückkehr aus England dem Freunde zur Aufbewahrung gegeben hatte, nach München senden. Außerdem hatte er selbst während seiner dortigen Anwesenheit einen Theil seines Gehalts gespart, so daß er nun in fröhlicher Stimmung Mitte Juli seine Reise nach Italien antreten konnte.

Sein Bruder Maximilian Heine, der damals an der Münchener Universität studierte, begleitete ihn bis nach Kreuth, einem Badeort in Tirol. Von hier reiste er allein weiter über Innsbruck, Steinach, Sterzing, Brixen nach Verona, Brescia, Mailand, Genua, Livorno, und am 1. September traf er in den Bädern von Lucca ein. Im zweiten Theil seiner „Reisebilder" hat Heine die Tour

von München nach Genua und Lucca selbst in so unnachahmlicher und humoristischer Weise geschildert, daß jeder Bericht über dieselbe nur als eine bedenkliche Abschwächung erscheinen mußte. Es waren das wohl die glücklichsten Tage seines Lebens, die er in Italien zubrachte.

In Lucca verlebte Heine herrliche Tage, „die längste und göttlichste Zeit" seiner Reise. Dort begann er auch seine Beschreibung derselben für das „Morgenblatt" auszuarbeiten. Anfangs durch seine mangelhafte Kenntnis der italienischen Sprache noch etwas beengt, wußte er bald durch sein glänzendes Conversationstalent und sein interessantes Wesen sich die glänzendsten Kreise der dortigen Badegesellschaft zu erschließen.

Von Lucca und Genua aus schrieb Heine an seine Mutter und seine Geschwister die reizendsten und heitersten Briefe; in einem derselben theilte er ihnen jenes bekannte Intermezzo mit, das er später zu einer ergötzlichen Humoreske „Der Thee" in Theodor von Kobbe's Novellenalmanach „Die Wesernymphe" verarbeitet hat.

Im Bade zu Lucca schrieb Heine also den größten Theil seiner „sentimentalen Reise" nieder. Er beabsichtigte, das neue Werk dem bairischen Staatsminister, Eduard von Schenk, zu widmen; „die Seele ist mir so voll, so überfließend, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als indem ich einige enthusiastische Bücher schreibe," meldete Heine aus Florenz am 1. Oktober desselben Jahres. Nebenbei hegte er aber noch immer die Hoffnung, die Professur an der Münchener Universität zu erlangen. Und als längere Zeit kein Brief von Schenk kam, wendete er sich gleichfalls von Florenz aus an den befreundeten russischen Dichter Feodor J. Tjutschew, der als Attache der russischen Gesandtschaft in München lebte, mit der Bitte, den Stand seiner Angelegenheit auf diplomatischem Wege auszukundschaften.

Trotz aller dieser Bemühungen erhielt Heine die Stelle nicht. Ob dies aus Spasfamkeitsrücksichten geschah, oder ob die damals mächtige Pfaffenpartei und die einflußreichen Freunde des Grafen Platen es verhinderten, genug, König Ludwig unterzeichnete das ihm vorgelegte Ernennungsdekret nicht. Heine schrieb natürlich alle Schuld dem Minister von Schenk zu, der ihn „dem Jesuiten sakrifiziert habe", und widmete nun sein Buch Karl Immermann, dem mitstrebenden Freunde, dessen Xenien im ersten Theil der Reisebilder in allen literarischen Kreisen großes Aufsehen erregt hatten.

Diese Xenien hatten aber auch vor allem den Zorn des Grafen Platen hervorgerufen. Sofort, nachdem er dieselben gelesen, schrieb er an seinen Freund, den Grafen Zuccer, aus Italien: „Was den Juden Heine betrifft, so wünsche ich wohl, daß meine Münchener Freunde (denn er ist in München) ihn gelegentlich mystificierten und ihn zur Rede stellten, was ihn zu dem Wagestück verleitet,

einen offenbar Stärkeren, der ihn zerquetschen kann, so unbarmherzig zu behandeln?"

Während seiner Anwesenheit in Italien erhielt Heine die Nachricht, daß Platen ihn in einem Lustspiele vernichten wolle, und als er in Florenz den bekannten Kunstschriftsteller, Herrn von Rumohr, gleichfalls einen Freund Platens, kennen lernte, konnte ihm dieser jene Mittheilung nur bestätigen. Heine machte kein Hehl daraus, daß er in diesem Falle den Grafen Platen schonungslos lächerlich machen würde, und auch diese Äußerung wurde natürlich dem schwergekränkten Dichter eiligst hinterbracht. So wurde der Haß zwischen Beiden völlig geschürt und es ist kein Wunder, daß er bald in hellen Flammen emporloderte.

Heine hatte anfangs die Absicht auch nach Rom zu gehen, aber nachdem er etwa zwei Monate in Florenz verweilt, überfiel ihn eine so mächtige Sehnsucht nach der Heimath und nach dem Vater, daß er schleunigst seine Rückreise antrat. In der That erhielt er in Venedig von seinem Bruder die Nachricht, daß der Vater lebensgefährlich erkrankt sei und daß er in Würzburg, bei einem Herrn Arzter, weitere Nachrichten erhalten würde.

Nach einer mühseligen Reise in Würzburg angelangt, empfing er dort die Nachricht, daß sein Vater gestorben sei. Sein einziger Gedanke war nun eiligst in die Heimath zurückzukehren, um Mutter und Geschwister zu trösten. Samson Heine war am 2. Dezember 1828 an einem Nervenschlag gestorben, und als Heine in Hamburg eintraf, bereits auf dem israelitischen Friedhof in Altona zur ewigen Ruhe gebettet.

Mit seiner Familie lebte Heine damals in innigster Harmonie; die wehmüthige Stimmung über den Verlust des Vaters vereinigte sich mit der Sorge um die über alles geliebte Mutter. Noch viele Jahre später sagte er einmal zu Adolf Stahr: „Ich habe den Verlust meines Vaters Jahre lang nicht begreifen und nie verschmerzen können." Und es dauerte ziemlich lang, bevor er sich von diesem Schlag erholen konnte, um wieder an seine Arbeiten und Pläne denken zu können. Da ihm in München alle Aussichten verschlossen waren, ging Heine im Anfang des Jahres 1829 wieder nach Berlin, um dort mit Hilfe Varnhagen's und anderer einflußreicher Freunde seine Bemühungen zur Erlangung einer Staatsanstellung fortzusetzen. In Berlin empfingen ihn altgewohnte und liebe Verhältnisse, wie das zu Rahel und Varnhagen, zu Gans und Moser, neue und meist interessante wie das zu Achim von Arnim und Bettina, zu Heinrich Stieglitz und seiner unglücklichen Gattin, zu Felix Mendelssohn, Moritz Veit und Franz Kugler. Das Profilbild, welches letzterer von dem jungen Dichter entworfen hat, ist allgemein bekannt; es ist eines der ähnlichsten Bilder aus der Jugendzeit des Dichters und enthält auf der linken Seite die Randbemerkung Heine's: „So sah ich aus den 6. April 1829."

Der melancholische Ausdruck dieses Briefes stimmt genau überein mit seinen Schriften und Briefen aus jener Zeit.

Im Frühling verlebte Heine einige einsame Wochen in Potsdam in ländlicher Abgeschiedenheit; hier arbeitete er die Fortsetzung des dritten Bandes der „Reisebilder" aus. Er verkehrte mit Niemandem als mit Heinrich Stieglitz und seiner Frau und empfing nur die Besuche seiner beiden Verleger Gumpe und Hotho. Die Verbindung mit Letzterem wurde wieder aufgenommen und ein Theil des bereits fertigen Manuskripts der italienischen Reise an das „Morgenblatt" gesandt.

Anfang August begab sich Heine wieder nach Helgoland zum Sommeraufenthalt; seine Arbeit wurde dort nur wenig gefördert, aber der Zauber des Meeres ergriff und fesselte ihn von Neuem. Nach zweimonatlichem Aufenthalt musste aber Heine dem rothen Felsen von Helgoland Lebewohl sagen und nach Hamburg zurückkehren, um die oft unterbrochene Arbeit an den „Reisebildern" wieder energisch in Angriff zu nehmen. Gumpe, der bereits seit zwei Jahren auf das Manuskript wartete, drängte ihn, die Arbeit endlich zu beendigen, und Heine sah sich gezwungen, den ersten Theil des Manuskripts in die Druckerei wandern zu lassen, indess er an der andern Hälfte noch mit grösster Hast arbeitete, so dass er wohl mit Recht den Scherz machen konnte, sein Buch habe die Presse verlassen, fast noch ehe es geschrieben war.

Es folgten neue Kämpfe mit dem Verleger, und wie so oft schon, vermittelte Merckel auch diesmal.

Dass Heine die letzten Kapitel des dritten Bandes der „Reisebilder" in fliegender Eile geschrieben, muss besonders stark betont werden, weil gerade jene letzten Kapitel die Polemik gegen den Grafen Platen enthalten, die Heine vielleicht bei ruhiger Überlegung erheblich gemildert oder gar aus seinem Buche ganz entfernt hätte. Selbst seinem Freunde Merckel konnte er die Blätter nur einen Tag lassen; eine Besprechung über das Einzelne erlaubte die Zeit nicht mehr und so erschien der dritte Band der „Reisebilder" schon zu Anfang des Jahres 1830.

Derselbe erregte nicht geringeres Aufsehen als die beiden vorhergehenden Bände; es regnete Verbote aus allen Staaten Preußen voran, und Angriffe von allen Seiten. Der Streit Heine's mit Platen artete zu einem Skandal aus. Platen hatte sich in seinem Lustspiel „Der romantische Oedipus" gegen Heine und Immermann einige sehr alberne Scherze erlaubt, er hatte Heine den „Pindar vom Stamme Benjamin", den „Petrarca des Laubhüttenfestes", „des sterblichen Geschlechtes der Menschen Allerunverschämtesten" genannt, dessen Küsse Knoblauchsgeruch absonderten. Wenn man behauptet, dass Platen's Angriff gegen Heine in dem tiefen Gegensatze seiner formstrengen und idealen Natur wohl begründet war, so darf man doch auf der anderen Seite auch nicht übersehen, dass

dieser Angriff zunächst ohne eine Provocation von Seiten Heine's erfolgte und dass er sich durchaus nicht in künstlerischen Grenzen hielt, sondern zuerst die Polemik auf das persönliche Gebiet hinüber spielte. Und doch hatte er selbst eingestehen müssen, dass er weder von Heine noch von Immermann etwas gekannt habe, als er seinen „Oedipus" schrieb, und sein intimster Freund, Graf Fugger, hatte ihn vergebens dringend gebeten, den Angriff gegen Heine zu mildern und die Scherze über dessen jüdische Abstammung auszumerzen.

Immermann wehrte sich gegen den Angriff Platen's in seiner berühmten Broschüre: „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier", in ritterlicher und kräftiger Weise. Heine aber, der noch viel tiefer als Immermann verletzt war, führte im dritten Theil seiner „Reisebilder" einen förmlichen Vernichtungskampf gegen Platen.

Und Heine blieb in diesem Kampfe Sieger. Allerdings hatte er diesen Sieg theuer erkauft, um den Preis des Verlustes seiner eigenen literarischen Würde, denn sein Angriff ging weit über das Maaß der berechtigten Nothwehr hinaus. Den meisten Anstoß erregte mit Recht die Beschuldigung eines geheimen Lasters, auf welches allerdings schon vorher einzelne Kritiker der Platen'schen Gedichte angespielt hatten, das aber Heine mit einem in der deutschen Literatur bisher unerhörten Behagen behandelte. Er rief dadurch bei allen gerechten Beurtheilern allgemeine Entrüstung hervor. Auch sonst wohl waren in dem Angriff Heine's verschiedene unwahre und unberechtigte Behauptungen enthalten, vor allem die, dass der Graf Platen eine Pension aus der Privatkasse des Königs Ludwig beziehe, während dieser sich ausdrücklich geweigert hatte, von den „Steuern des bairischen Volkes" eine Unterstützung anzunehmen, und nur von der Münchener Akademie der Wissenschaften ein Jahrgehalt von 400 Gulden annahm.

Heine's Angriff schoss deshalb erheblich über das Ziel hinaus, weil er von persönlichem Hass und tiefer Bitterkeit erfüllt war, und er erreichte deshalb auch nur einen Theil der beabsichtigten Wirkung.

Er selbst fühlte es nur zu klar heraus, dass er sich durch diese Polemik unsäglich geschadet und das bessere Publikum tief verletzt habe.

Ob es wahr ist, dass Graf Platen die Hilfe der Gerichte in Anspruch nehmen wollte, ja, dass sogar sein Freund, Graf Fugger, bereits eine Injurienklage bei dem Stadtgericht in Berlin eingereicht, steht dahin. Indess scheint dieses kaum glaublich: Platen ignorierte in seiner vornehmen Weise die ganze Angelegenheit und verlangte weder Satisfaktion noch das Einschreiten der Gerichte, ja, er wollte nicht einmal dulden, dass einer seiner Freunde für ihn das Wort ergreife.

Mit dem Erscheinen des dritten Bandes der „Reisebilder" trat eine verhängnisvolle Wendung in Heine's Leben ein; hatte man ihn bis dahin geehrt, ja sogar geliebt, so wurde er von

nun an gefürchtet und in vielen Kreisen gehaßt. Zunächst hatte er freilich die Lacher auf seiner Seite und man hutete sich, einem so scharfen und witzigen Schriftsteller mit offenem Visier entgegen zu treten. Desto mehr aber regnete es anonyme Angriffe von allen Seiten und die Freunde des Dichters, mit Ausnahme Varnhagen's, hielten sich in scheuer Zurückgezogenheit. Ja, einen der aufrichtigsten, vielleicht sogar den besten Freund verlor Heine durch diese Polemik gegen Platen. Es war dies Moses Moser, sein treuer Marquis Posa, der sich so entschieden und scharf gegen die Art und Weise dieser Polemik aussprach, daß Heine in seiner „verletzten Poeteneitelkeit" sich veranlaßt sah, dem alten treuen Moser die Freundschaft in ziemlich brüsker Form aufzukündigen. „Ich war nie empfindlich über ein Urtheil von Dir," schrieb er ihm, „das den Poeten betraf; auch ob Du irgend eine meiner Handlungen, die ich als Mensch übte — getadelt oder gelobt hast, war mir, wenn auch nicht gleichgültig, doch keineswegs verletzlich; ich bin überhaupt weder von Dir verletzt, noch beleidigt, und mein Stillschweigen ist keine stumme Klage. Ich klage nur über die Götter, die mich so lange Zeit im Irrthum ließen, über die Art, wie Du mein Leben und Streben begriffest. Du hast Letzteres nicht verstanden und das ist es, was mir Kummer gemacht. Du verstehst es noch nicht, hast nie mein Leben und Streben verstanden, und unsere Freundschaft hat daher nicht aufgehört, sondern vielmehr nie existiert."

Heine hat diesen Schritt oft bereut und Moser war natürlich tief gekränkt und verletzt. Eine Verständigung zwischen den beiden Freunden ist nicht wieder erfolgt; zehn Jahre später starb der stille und bescheidene Mann in seiner Vaterstadt Lippehne, wo er gerade zum Besuch weilte.

Von den übrigen Freunden trat, wie bereits gesagt, nur Varnhagen für Heine ein. Michael Beer ließ ihm durch Immermann sagen, er hätte sich bei der Lektüre seines Buches Glacehandschuhe anziehen müssen und wäre noch immer der alte Schwächling, der eine so derbe Kost nicht ohne Indigestion vertragen könne; mit einem Worte, es wäre ihm etwas übel dabei geworden. Noch schärfer äußerte sich ein anderer Freund, Moritz Veit, in seiner Besprechung des Buches; er befürchtete eine Krisis in dem Schaffen Heine's und meint, er möge sich hauptsächlich vor einem „Stumpfwerden seiner geistigen Sehkraft hüten." Nicht einmal Karl Immermann wagt es, dem Buche einen kritischen Geleitbrief mitzugeben.

Für all dies entschädigte den Dichter nur das Interesse des Publikums für sein Buch. Die Verbote und Angriffe hatten demselben einen ungewöhnlich großen Leserkreis erworben und Heine's Name erfreute sich großer Beliebtheit. Sogar auf seine Familie fiel ein Strahl von dem Glanz seines Namens, und als Charlotte Embden kurze Zeit nach dem Erscheinen der Reisebilder eine Reise

durch Deutschland machte, wurde sie aller Orten mit ungewöhnlichen Ehrenbezeugungen aufgenommen.

Heine verkehrte damals fast nur mit seiner Familie, mit Mutter und Schwester und mit den beiden Onkeln Salomon und Henry Heine. Salomon Heine hatte sich mit dem bücherschreibenden Neffen versöhnt; der Erfolg der „Reisebilder" war für den praktischen Mann ein Gottesurtheil, und er ergötzte sich weidlich an den clairschen Gestalten des dritten Theils der „Reisebilder", an dem Marchese Gumpelino, in dem Heine einen reichen Nachbar des Onkels, der diesem manchen Schabernack gespielt haben mochte, den Bankier Lazarus Gumpel in Ottensen gezeichnet hatte, und an den Lotteriekollekteur Hirsch Hyacinth, zu dem ihm gleichfalls ein Hamburger, Ramens Isaak Rocamora, saß.

An eine Rückkehr nach Preußen konnte Heine nicht denken, da die preußische Regierung zuerst den dritten Theil der „Reisebilder" verboten hatte; die Hoffnung auf eine Professur, die ja eigentlich nur eine Selbsttäuschung war, da Heine vor allem Andern die wissenschaftliche Grundlage für eine solche Stellung fehlte, erwies sich natürlich gleichfalls als illusorisch. Und so blieb ihm nichts Anderes übrig, als in Hamburg seinen Aufenthalt zu nehmen und sich durch den Ertrag seiner literarischen Arbeiten zu ernähren. Sein Verkehr beschränkte sich demgemäß auf eine Anzahl junger Schriftsteller, die damals gerade in Hamburg lebten und von Heine manche Förderung und Anregung empfingen. Von diesen sind besonders Ludolf Wienbarg, August Lewald, Karl Töpfer, Professor Zimmermann, Dr. Ajung und vor Allem sein alter Freund Friedrich Merckel zu nennen.

Am meisten verkehrte Heine im Hause August Lewald's, dessen Gattin, eine gemüthliche Münchnerin, einen kleinen Kreis von Schriftstellern öfter an ihre Tafel zog.

Unter den Freunden Heine's aus jener Zeit ist auch der taube Maler J. P. Luser zu erwähnen, dem der Dichter sehr zugethan war und dessen er in seinen Schriften wiederholt erwähnt.

Körperliches Unwohlsein und geistiges Missbehagen veranlaßten den Dichter im Frühling des nächsten Jahres, sich nach dem nahegelegenen Wandsbek zurückzuziehen.

Das Studium der Werke von Thiers und Mignet war damals Heine's Lieblingsbeschäftigung; das politische Interesse trat wieder bei ihm immer mehr in den Vordergrund und verdrängte alles poetische Schaffen. Es war eigentlich in Wahrheit eine Ironie des Geschicks, dass ein Mann wie Heine, der sich so gern „auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemüthslebens bettete" und der sich am liebsten damit beschäftigen mochte, „Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen und sich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken" — dass dieser selbe Heine „statt dessen „poli-

tische Annalen" herausgeben, Zeitinteressen vortragen, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leidenschaften aufstacheln, den armen deutschen Michel beständig an der Nase zupfen musste."

Auf Helgoland, wo Heine vom Juli bis September desselben Jahres zum Gebrauch der Seebäder verweilte, erreichte ihn die Kunde von der Pariser Julirevolution.

Wieder saß er am Strande des Meeres und schaute dem Spiel der Wellen zu und hielt mit ihnen geheime politische Zwiegespräche, wieder wollte er Politik und Philosophie an den Nagel hängen und sich ausschließlich der Poesie hingeben, als das dicke Zeitungspacket „mit den warmen glühendheißen Neuigkeiten vom festen Lande" ankam. Heine schildert jene Zeitperiode selbst später einmal in folgender Weise: „Mir war, als könnte ich den ganzen Ocean bis zum Nordpol anzünden, mit den Gluthen der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderten." Mit welchem Jubel und welcher überschwänglichen Begeisterung er die Berichte von der großen Katastrophe aus Paris empfing, davon geben seine Briefe aus Helgoland ein merkwürdiges Zeugnis.

Auch die übrigen Badegäste theilten den Enthusiasmus des jungen Dichters; sogar die armen Helgoländer Fischer jubelten vor Freude, obgleich sie die großen Ereignisse nur instinktmäßig begriffen. Auch in Cuxhaven, wo Heine mehrere Tage verweilte, herrschte großer Enthusiasmus für Frankreich. Sogar in Hamburg, hatte man ihm dort erzählt, in jenem Hamburg, wo der Franzosenhass am tiefsten wurzelte, herrschte lauter Jubel, flatterte die Tricolore und ertönte die Marseillaise. Freilich, als Heine Anfangs September dort eintraf, war der Rausch der Begeisterung schon wieder verflogen und die Aufregung einigermaßen gedämpft. Dafür war es ihm zum zweiten Male beschieden, einen Judenkrawall zu erleben, welcher noch größere Dimensionen annahm als der im Jahre 1819, und nur durch das energische Einschreiten der Bürgerwehr unterdrückt werden konnte. Auch das Haus Salomon Heine's wurde mit Steinwürfen bedroht.

Heine ging jetzt mit allem Eifer an die Vollendung eines Buches, das er schon im Seebade begonnen und das im Anfang des Jahres 1831 erschien. Es waren die „Nachträge zu den Reisebildern," zum Theil ältere Aufsätze, zum Theil neu hinzugefügte, in denen die Begeisterung für die französische Revolution schon dithyrambischen Ausdruck fand. Das Wort war damals in Wahrheit bereits eine That, deren Folgen sich nicht abmessen ließen, und man wird es nicht in Abrede stellen können, dass der volle Muth der Überzeugung dazu gehörte, nun, trotz drohender Verfolgung, so energisch für die Freiheit einzutreten, wie es Heine damals in jenem Nachwort zu den Reisebildern und in dem Vorwort zu der Broschüre Robert Wesselhöft's „Kahldorf über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke" gethan hatte. Mit dem Muth eines Freiheitskämpfers trat er für die bürgerliche Gleichheit, für

Preßfreiheit und die politische Bildung des Volkes ein und mahnte die Regierungen, die Fesseln des Volkes zu sprengen und Licht zu verbreiten, „ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unglück stiftet als die Leidenschaft".

Aber das Wort des mahnenden Propheten wurde nicht gehört, sondern verhallte wirkungslos, denn es war damals „die Zeit der hohen Jagd gegen die liberalen Ideen", und Heine fühlte mehr als je den Boden unter sich wanken. Auch in seinen persönlichen Verhältnissen trat eine ungünstige Wendung ein; er hatte sich von Neuem mit seinem Oheim, Salomon Heine, überworfen und seine äußere Lage verdüsterte sich von Tag zu Tag immer mehr. In den Briefen an Varnhagen gab er seiner Mißstimmung unverhohlen Ausdruck und bezeichnete es als sein eifrigstes Streben, sich „à tout prix eine sichere Stellung zu erwerben; ohne solche kann ich ja doch nichts leisten. Gelingt es mir hiesigen Ortes nicht in Deutschland, so reise ich nach Paris . . . Ich will Nichts unversucht lassen und mich zum Äußersten nur im äußersten Falle entschließen."

Der letzte Versuch Heine's in dieser Richtung war seine Bewerbung um die erledigte Stelle eines Raths-Syndikus der freien Stadt Hamburg; er bat Varnhagen, für ihn thätig zu sein und ließ auch sonst kein Mittel unversucht. Aber seine Meldung wurde kaum ernsthaft genommen, und so wurde es Heine allmälig klar, daß für ihn jede Aussicht in Deutschland abgeschnitten sei.

Die Idee einer Übersiedelung nach Paris reifte zum festen Entschluß und gelangte im April desselben Jahres zur Ausführung. Wie ein Abschied von Deutschland und ein Scheidegruß an die Muse, der er nun Valet zu sagen müssen glaubte, klingen die Lieder des „Neuen Frühling", die in jenen Tagen entstanden, und die er seiner Schwester, Charlotte Embden, „artig und liebevoll" gewidmet hat.

Auch mit seinem Oheim, Salomon Heine, versöhnte er sich noch vor seiner Abreise, die in den letzten Tagen des Aprilmonats erfolgte. Der Abschied von seiner Familie wurde Heine nicht schwer, weil er nicht daran dachte, für immer nach Paris zu übersiedeln; der Abschied aber von Hamburg wurde ihm sehr leicht, weil er dort nur Leid und Ungemach erfahren hatte.

Über Frankfurt, wo er acht Tage verweilte, mit M. G. Saphir viel verkehrte und sich von Professor Oppenheim malen ließ, über Heidelberg und Karlsruhe reiste er nach Frankreich. Und am 1. Mai 1831 betrat er französischen Boden, zwei Tage später war er in Paris.

X.

Als Heine nach Paris ging, dachte er keineswegs daran, daß dies eine Übersiedelung auf Lebenszeit sei, noch weniger, welche Jahre voll schwerer Leiden ihm in dieser Stadt bevorstanden, die

ſchon in den erſten Tagen einen ſo mächtigen und bezaubernden Eindruck auf ihn ausübte. Heine fühlte ſich ſofort heimiſch in Paris, und die Briefe an ſeine Freunde ſind voll Enthuſiasmus und einer Lebensfreudigkeit, die uns an ihm faſt fremd erſcheint.

Während Heine aber mit voller Begeiſterung in den Taumel des Pariſer Lebens untertauchte, trat aber doch — insbeſondere in den Briefen in die Heimat — auch die andere, und zwar die echte Seite ſeiner Empfindungen hervor, das Heimweh nach Deutſchland.

In Paris fühlte ſich Heine freilich ſicherer und freier; es herrſchte dort eine geſellſchaftliche Atmoſphäre, die völlig frei war von allen Vorurtheilen, unter denen er in Deutſchland als Jude, als Schriftſteller, als Liberaler zu leiden hatte. Daß daneben Paris ſchon damals in Bezug auf Theater, Bälle, Feſte und öffentliche Vergnügungen mehr zu bieten hatte, als Berlin, München und Hamburg, iſt ſelbſtverſtändlich, und mit vollem Behagen ſchlürfte Heine den Becher der Luſt, den ihm Seraphine, Angelique, Diana, Hortenſe, Clariſſe, Jolante, Marie, Jenny, Emma und Andere ſo willig und grazlös reichten.

Trotz aller dieſer Liebeständeleien und Scherze beherrſchte ihn aber doch der Ernſt des Lebens völlig, und er ließ ſeine Aufgabe nicht aus dem Auge, die Eindrücke der Weltſtadt in Bezug auf Literatur, Kunſt und öffentliches Leben zu fixieren und zur Darſtellung zu bringen. Pochte dann einmal das Heimweh an die Thore ſeines Herzens, ſo ſuchte er es im Verkehr mit den in Paris lebenden Deutſchen zu ſtillen. In der Buchhandlung von Heideloff und Campe begegnete er ſich mit Felix Mendelsſohn-Bartholdy, Alexander von Humboldt, Michael Beer, M. G. Saphir, Koreff, Maltiz, Donndorf und Anderen. Und dort wurden alle Neuigkeiten aus der Heimat erzählt; alle durchreiſenden Deutſchen ſprachen dort ein und lernten ihre berühmten Landsleute kennen.

Als Heine am Ende des erſten, in Paris verlebten Jahres ſeinem Freunde Ferdinand Hiller, deſſen muſikaliſche Soireen er mit beſonderer Vorliebe beſuchte, und dem er ſtets innig zugethan war, einen Empfehlungsbrief nach Deutſchland mitgab, ſchrieb er in demſelben hinein: „Fragt Sie Jemand, wie ich mich hier befinde, ſo ſagen Sie: Wie ein Fiſch im Waſſer, oder vielmehr, ſagen Sie den Leuten, daß, wenn im Meere ein Fiſch den andern nach ſeinem Befinden fragt, ſo antwortet dieſer: Ich befinde mich wie Heine in Paris.“

Unter den Deutſchen, die damals die franzöſiſche Hauptſtadt beſuchten, befand ſich auch Heine's ehemaliger Lehrer, Auguſt Wilhelm von Schlegel. Derſelbe hatte ſich über die Thätigkeit ſeines einſt bevorzugten Schülers wiederholt in ſehr geringſchätzender Weiſe ausgeſprochen und in dem Epigramm:

„Keinen Ernst kann ich nicht loben,
Schimpf gelingt dem Spötter nur,
Deine Begeisterung ist verschrieben,
Deine Tücken sind Natur."

Heine scharf angegriffen. Dieser rächte sich durch eine boshafte Notiz in einer seiner Correspondenzen für die „Augsburger Allgemeine Zeitung", in der er sich über die Ordenssucht des bekannten Übersetzers und Kunstkritikers lustig machte.

Den Sommer dieses Jahres verbrachte Heine in dem französischen Badeorte Boulogne sur mer, und nach seiner Rückkehr, Anfangs Oktober, ging er mit Eifer wieder an seine literarischen Arbeiten und schrieb zunächst einen ausgezeichneten Aufsatz über den Pariser „Salon" des Jahres 1831.

Der Zusammenhang der künstlerischen Bestrebungen mit den bewegenden Zeitideen durchzieht wie ein rother Faden diesen wie alle folgenden Berichte Heine's über bildende Kunst, Theater und Literatur.

Mit dem Aufsatz, den Heine über die Gemäldeausstellung schrieb, nahm er die journalistische Thätigkeit, der er eigentlich hatte entsagen wollen, und vor der ihn Campe eindringlich gewarnt hatte, in vollem Umfang wieder auf. Er sah es wohl ein, dass es ersprießlicher wäre, fern von dem politischen Treiben ausschließlich dichterischen und künstlerischen Bestrebungen zu leben; aber die aufgeregte Zeitströmung hatte ihn doch zu mächtig ergriffen und ihn in das Fahrwasser der politischen Tagesschriftstellerei getrieben. Dazu kam, dass Cotta eigens den Redakteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", Dr. Gustav Kolb, im Dezember desselben Jahres nach Paris sandte, und dass dieser dort mit Heine einen Plan für dessen Correspondenzen aus Paris entwarf und feststellte.

Mit Kolb und August Lewald, der Heine aus Hamburg nachgefolgt war, verlebte Heine frohe Tage. Auch Baron Maltitz und der Schauspieler Carl Jerrmann traten in diesen Kreis ein; an freundlichen Herbsttagen wurden Ausflüge in die Umgegend von Paris vorgenommen, bei schlechtem Wetter soupierte man gemeinsam in einer kleinen Restauration in der rue de Valois und des Abends besuchte die ganze Gesellschaft Theater, Konzerte und Bälle. Der Karneval des Jahres 1832 ließ sich damals sehr lustig an; aber mitten in dieses bunte und frohbewegte Treiben brach plötzlich ein entsetzlicher Gast ein — die Cholera, deren Verheerungen Heine mit erlebte und in wahrhaft glänzender Weise beschrieb.

Als Heine später seine Aufsätze aus Paris sammelte, gab er seinem Pendbericht noch eine Einleitung mit, in der er bemerkte, dass er in dieser Arbeit viel gestört worden sei, zumeist durch das grauenhafte Schreien eines Nachbars, welcher an der Cholera erkrankt war. Auch über seine persönliche Situation in jener Zeit macht Heine in jenem Bericht interessante und für seine Auffassung

der Verhältnisse charakteristische Mittheilungen, deren Wahrheit auch durch anderweitige Zeugenaussagen unzweifelhaft beglaubigt ist.

Der in jenen Mittheilungen erwähnte Freund war sein Vetter Carl Heine, der letzte Sohn Salomon Heine's, der gleichfalls in Paris an der Cholera erkrankte, und den Heine durch seine treue und aufopfernde Pflege der Familie erhielt. Als die Schreckenszeit vorüber war, nahm Heine wieder seine regelmäßigen Berichte für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" auf, in denen er zunächst die französischen Zustände während der Zeit des Bürgerkönigthums im Jahre 1832 in scharfer und geistvoller Weise beleuchtete.

Man hat vielfach behauptet, Heine sei weder ein politischer Schriftsteller noch ein politischer Charakter gewesen, weil er in durchaus subjektiver Weise die Verhältnisse aufgefaßt und beurtheilt habe, so daß er den inneren Causalnexus der politischen Erscheinungen gar nicht zu erfassen vermochte und nur mit ihrer Oberfläche spielte.

Zugegeben mag werden, daß Heine's politische Thätigkeit dem unparteiischen Beobachter nicht in demselben glänzenden Lichte erscheint, in welchem er dieselbe in mannigfachen lyrischen und pathetischen Deklamationen darzustellen bemüht war. Und auch das muß zugegeben werden, daß Heine kein politischer Charakter in dem Sinne war, daß er einen wirklichen Heroismus seiner Überzeugung zu entwickeln vermocht hätte.

Trotz alledem stand Heine von allem Anfang an und bis in seine letzten Lebensjahre in den Reihen der Kämpfer für die Freiheit und blieb ihr treu, selbst in den Tagen der Gefahr und allgemeinen Abfalls und trotz aller Verlockungen und Drohungen.

Der Vorwurf aber der politischen Gesinnungslosigkeit rührt vornehmlich aus dem Mangel einer abgeschlossenen politischen Weltanschauung her. Da er sich über die obersten Prinzipien noch nicht zu voller Klarheit durchgerungen hatte, schwärmte Heine heute für die Monarchie und morgen für „jene edlen Republikaner, die von Zeit zu Zeit als Blutzeugen auftreten für das Evangelium der Freiheit." Trotzdem darf man es ihm glauben, wenn er gerade mit Bezug auf jene Republikaner eingesteht: „Ich bin nicht tugendhaft genug, um jemals dieser Parthei mich anschließen zu können; ich hasse aber zu sehr das Laster, als daß ich sie jemals bekämpfen würde." Die beständige Versicherung Heine's freilich, daß er kein Republikaner, daß er „dem Republikanerwesen sehr abhold", daß er vielmehr ein guter Monarchist, daß er Royalist aus angeborener Neigung sei, diese beständigen Versicherungen erwecken gerade den Verdacht, daß Heine für die republikanische Ideen eine besondere Vorliebe hatte, die er hinter Spott und Negation verbarg.

Auch darf man nicht vergessen, daß in einer „unter den allerhöchsten Privilegien des deutschen Bundestags" erscheinenden Zei-

tung die republikanischen Ideen und Tendenzen nicht gerade eine Freistatt finden konnten.

Hätte man nun, wie Heine es mit Recht forderte, die Schwierigkeiten sowohl des Ortes wie der Zeit in Betracht gezogen, so wäre man nie zu einem so absprechenden Urtheil über Heine's politische Thätigkeit gelangt, am allerwenigsten in einer Zeit wie die unsere, die so Vieles, was der Dichter mit einem fast prophetischen Seherblick und mit einem wahrhaft merkwürdigen politischen Scharfsinn Jahrzehnte vorher ausgesprochen und verheißen, in so glänzender Weise zur Erfüllung gebracht hat. Während er aber in seiner subjektiven Lebensauffassung sich wenig um die Farbe des Lappens kümmerte, der am Mast seines Fahrzeuges hing, wirkte diese Flagge auf seine Feinde etwa wie der Anblick eines rothen Tuchs auf einen Stier. Von allen Seiten wurde er verketzert, verfolgt und angefeindet, und die Erklärung, mit der er seine Berichte in die Öffentlichkeit sandte, macht unter solchen Umständen den Eindruck voller Überzeugung.

Nichts berechtigt zu der Vermuthung, daß die dithyrambischen Ergüsse, mit denen jene Erklärung schließt, nicht der vollsten Überzeugung Heine's entströmten. In den Reihen der conservativen Partei und in den Spalten der officiösen Blätter, nicht zum Mindesten in den Kabineten der deutschen Regierungen erstand aber nun Heine eine förmliche Phalanx von Gegnern und Feinden, die ihn offen und versteckt auf jede mögliche Weise angriffen. Den Hauptangriff gegen Heine führte der allmächtige Metternich aus derselbe Metternich, der sich in den „melancholischen süßen Gewässern" der Lyrik Heine's wie in einem Quell der Verjüngung badete und der nichtsdestoweniger durch seinen getreuen Schildknappen Gentz den Baron Cotta auf den schädlichen Einfluss der Correspondenzen Heine's aufmerksam machen ließ.

Cotta verstand natürlich diesen deutlichen Wink der österreichischen Staatskanzlei sehr gut, und Heine's Thätigkeit in der zuerst eingeschlagenen Richtung fand alsbald ihr Ende. Es war damals eine sehr traurige Zeit für Deutschland, in der selbst die schüchterne Opposition der Ständekammern und der zaghafte Liberalismus des Rotteck Welcker'schen „Staatslexikons" verstummen mußten, geschweige denn die Idee einer deutschen Republik, wie sie in manchen Demagogenköpfen damals spukte und namentlich im Süden Deutschlands ihr Unwesen trieb. Die kühnste Demonstration dieser Partei, das berühmte Hambacher Fest, hatte ein klägliches Ende genommen, und der Bundestag hatte wenige Wochen darauf durch seine Beschlüsse vom 28. Juni und 5. Juli „zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe" die eisernen Fäden der Reaktion zu einem mächtigen Netz über ganz Deutschland zusammengezogen. Wenn nun Heine den Machthabern in Deutschland zurief: „Den Doktor Wirth und den Sieben-

pfeiffer und Herrn Scharmpf und Georg Fein aus Braunschweig und Grosse, und Schüler und Savoye, man kann sie festsetzen und man wird sie festsetzen, aber ihre Gedanken bleiben frei und schweben frei wie Vögel in den Lüften," so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn diese, ohne sein Credo abzuwarten, dass er „nicht sobald an eine deutsche Revolution und noch viel weniger an eine deutsche Republik glaube," ihn ohne Weiteres auf den Index der gefährlichsten Demagogen setzten und wenn Metternich ihn durch Gentz für einen „verruchten Abenteurer" erklären liess.

Heine, durch alle diese Angriffe in empfindlichster Weise verletzt und gereizt, unternahm es nun, seine politischen Berichte für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" in einem Buche unter dem Titel „Französische Zustände" zu sammeln und alsbald herauszugeben. Dazu schrieb er, um seinen Standpunkt den Verdächtigungen gegenüber, die von conservativer wie von demokratischer Seite gegen ihn ausgestreut wurden, klar zu legen, eine gharnischte Vorrede, deren Kühnheit und Schärfe, trotz der gegentheiligen Versicherung, die damaligen Machthaber in Deutschland ganz besonders reizen und beleidigen musste. Er war sich klar, dass diese Vorrede, „das leidenschaftliche Produkt seines Unmuths über die bundestäglichen Beschlüsse," ihm vielleicht auf immer die Rückkehr nach Deutschland versperren würde, trotzdem schrieb er sie, einem innersten Drang seines Herzens folgend.

Diese Vorrede wurde nun von der deutschen Censur entsetzlich verstümmelt; an vielen Stellen war sie geradezu in ihr Gegentheil verkehrt worden. Heine legte gegen diese Unterdrückung Protest in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" ein und verlangte nun von Campe, dass er die Vorrede an einem andern Orte und unter einer anderen Form nochmals als Broschüre drucken lasse. Leider ist das Benehmen Heine's in dieser Angelegenheit durchaus nicht tadelfrei. Die Briefe an Campe aus jener Zeit zeigen ein beständiges Hin- und Herschwanken, eine ewige Zaghaftigkeit und Besorgnis, die schlecht zu der Attitüde eines Märtyrers für die Freiheit passt. Kaum hat Campe eingewilligt, und die Broschüre wandert in die Pierer'sche Druckerei nach Altenburg, da erfasst Heine eine namenlose Angst vor den Folgen und er befiehlt eiligst, die ganze Auflage zu vernichten. Dies geschah auch, und nur wenige Abzüge blieben übrig, von denen der eine zu Campe, der andere nach Paris wanderte, wo bald darauf — — im Juli 1833 — die Vorrede trotz alledem und alledem in unverkürzter Form erschien.

XI.

Wenn Heine selbst als seine Lebensaufgabe: die Vermittlung und Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich bezeichnete, so wird man auch bei kühlster und objektivster Betrachtung zuge-

stehen müssen, daß er an dieser großen Aufgabe fast vom ersten Tage seines Pariser Aufenthalts an bis in seine letzten Lebensjahre unermüdlich gearbeitet hat. Er suchte dieses Ziel von allen Seiten zu fassen, zu beleuchten, und ließ keinen der Wege unbetreten, die zur Erreichung desselben führen konnten. Er begann damit, das Vorurtheil gegen Frankreich in Deutschland zu entkräften; freilich war dieses Bestreben nur von geringem Erfolg gekrönt.

Zu groß und zu tief war damals die Kluft zwischen Deutschland und Frankreich auch auf geistigem Gebiete, um durch die Vermittelung eines Schriftstellers, und wäre dieser selbst der größte Genius einer der beiden Nationen, überbrückt zu werden. Es ist leicht erklärlich, daß eine solche internationale Vermittlerrolle ebenso schwer als undankbar sein mußte, undankbar schon darum, weil man ihr natürlich vorwiegend egoistische Motive unterzuschieben geneigt war. Und doch war der Egoismus nicht die Triebfeder im Leben Heine's! Wäre er in Wahrheit so egoistisch gewesen, wie ihn seine Gegner von damals und heute zu beurtheilen geneigt sind, er hätte bei seiner Klugheit und Klarheit eine andere Stellung im Leben erringen können. Noch nach dem Erscheinen der „französischen Zustände", nachdem der deutsche Bundestag jenen berüchtigten Beschluß gefaßt hatte, daß kein im Ausland in deutscher Sprache erschienenes, weniger als zwanzig Bogen starkes Buch, politischen Inhalts, in einem deutschen Bundesstaate, ohne vorherige Erlaubnis der Regierung gedruckt und verkauft werden dürfe, nach all' dem hätte Heine noch nach Deutschland zurückkehren können, wäre es seine Absicht gewesen, sich aus den Stürmen der Tagespolitik auf jenes stille, sehnsüchtig erträumte Eiland der Poesie zu retten, das doch seine eigentliche Heimat war.

Er that es nicht. Er blieb vielmehr in Paris und suchte, von allen Seiten gehemmt, verfolgt und befehdet, seine Aufgabe von einer anderen Seite zu fassen: er wollte Frankreich deutschen Geist, deutsche Philosophie und Literatur erklärlich und verständlich machen! Wenn Karl Gutzkow behauptet, Heine habe in der That daran gedacht, sich neben Voltaire und Rabelais zu stellen, er habe auf französische Lorbeeren spekuliert, auf einen Ruhm, der, wenn man ihn einmal hat, nicht täglich wieder angetastet wird, wie in Deutschland, ja sogar auf die Akademie und das Pantheon, so ist dies ebenso unmotiviert als gehässig. Wenn er nur langsam eine Stellung in Frankreich gewann und sich schließlich doch auf Deutschland angewiesen sah, so lag dies in der Natur der Verhältnisse und vor allem in seiner eigenen Natur. Er fühlte es tief, daß ihm für sein poetisches Schaffen der heimatliche Boden fehlte. Und wenn wir unter den aus seinem Nachlasse herausgegebenen „Gedanken und Einfällen" den Satz finden: „Mein Geist fühlt sich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt," so werden wir dieses Bekenntnis aus dem tiefsten Innern

heraus für eine ehrliche literarische Beichte halten, deren Wahrheit Heine's ganzes Leben in Frankreich bestätigt. Es war kein Glück für den Dichter, daſs er nach Paris kam, noch weniger, daſs er dort blieb bis an sein Lebensende. Er hatte Frankreich viel gegeben, dafür aber bei Lebzeiten wenig von Paris empfangen. Der Zauber, den das Seine-Babel auf alle Fremden ausübt, wirkte auch verderblich auf seinen Charakter wie auf sein Schaffen.

Einzig und allein von diesem Gesichtspunkte aus muſs das ganze fernere Leben Heine's beurtheilt werden.

Der Grundton seines Schaffens bleibt stets das Heimweh und die Sehnsucht nach Deutschland. Dieser Grundton durchzieht alles, was Heine schrieb und sprach, so lange er in Frankreich lebte, seine Correspondenzen und Aufsätze, seine Briefe und Gedichte; er klingt bald leise und wehmüthig, bald laut und stolz an und folgt fast stets der schneidendsten Ironie auf dem Fuſse.

Wenn die Feinde des Dichters diese Ironie für Haſs gegen Deutschland ausgaben und seinen Patriotismus verdächtigten, so geschah dieſes in böswilliger Absicht; wenn man aber gegen Heine heute noch mit denselben Anklagen auftritt, so geschieht dies aus erbärmlicher Kurzsichtigkeit.

Die Controverse über Heine's politische Gesinnungen war damals an der Tagesordnung in Deutschland. Aus dem Wirrwar der deutschen Verhältnisse im Allgemeinen, sowie der literarischen Angriffe im Besonderen, die sich damals gegen Heine in bedenklicher Weise mehrten, trat für ihn nur die eine Thatsache klar heraus, daſs es ihm vorläufig unmöglich sei, nach Deutschland zurückzukehren und daſs er seinen Einfluſs auf das deutsche Volk verloren habe. Dazu kamen zahlreiche Censurplackereien und Bücherverbote — und dies war der Moment, in welchem Heine den Versuch machte, sich in Frankreich ein Publikum zu schaffen.

Der Dichter und sein Publikum in Deutschland befanden sich gegen einander in gründlicher Verstimmung. Die alte Neigung für den Sänger des „Buches der Lieder" war geschwunden, und als Heine auch seine Correspondenzen für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" einstellen muſste, hatte er fast gar keine Berührungspunkte mehr mit dem geistigen Leben Deutschlands. Und auch keine Rücksichten gegen dasselbe.

Ist es nun ein Wunder, wenn Heine zu jener Zeit die Brücke, die ihn noch mit dem Vaterland verband, gänzlich abbrach und sich dem Franzosenthum vollständig in die Arme warf? Damals entstanden die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" und jene Lieder, welche den ersten Band des „Salon"*) vervollständigten, der im Dezember 1833 zur Ausgabe gelangte und von den

*) Bei der Ordnung der Gesammt-Ausgabe verschwand der Sammeltitel „Salon". Die Bestandtheile wurden den jetzigen Rubriken „Über Deutschland" ꝛc. eingeordnet.

meiſten deutſchen Regierungen ſofort verboten wurde. Man muß ſich immer und immer wieder dieſe Zeitperiode und die Lage Heine's vergegenwärtigen, um nicht zu einem liebloſen und ungerechten Urtheil über dieſe Schöpfungen zu gelangen.

Mochte es immerhin wahr ſein, was er in der Vorrede zu dieſem Buche ſagte: Es ſei nicht eitel Luſt ſeines Herzens geweſen, daß er alles verließ, was ihm Theures im Vaterland blühte und lächelte, daß er ging, weil er mußte und daß er das Prophetenamt mit Überzeugung übernommen; ja, mochte man ihm ſogar glauben, daß er nun dieſes Prophetenamts müde, für ſich ſelber leben und „ſchöne Gedichte ſchreiben, Komödien und Novellen, zärtliche und heitere Gedankenſpiele" und ſich wieder ruhig zurückſchleichen wolle in das Land der Poeſie, wo er als Knabe ſo glücklich gelebt — das Eine konnte ihm Niemand glauben, daß dieſes Wort und jenes Lied, das er nun anſtimmte, „aus einer großen gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die, wo nicht beſſer, doch wenigſtens ebenſo reſpectabel iſt, wie jene triſte, modrige Aſchermittwochsidee, die unſer ſchönes Europa trübſelig entblumt und mit Geſpenſtern und Tartüffen bevölkerte." Nein, dieſe höhniſch frivolen Lieder entſprangen keinem frühlingsfreudigen Dichterherzen, über ihnen brütet vielmehr der ſchwüle Nachſommer dumpfer Sinnlichkeit! Und als ob Heine es geahnt hätte, daß man dem Evangelium dieſer gottfreudigen Frühlingsidee keinen rechten Glauben ſchenken werde, geſteht er ſelbſt gleich darauf, gewiſſermaßen wie zur Entſchuldigung für ſein Beginnen, mit Offenherzigkeit ein: „Wogegen ich einſt mit leichten Waffen frondierte, wird jetzt ein offener, ernſter Krieg geführt — ich ſtehe ſogar nicht mehr in den erſten Reihen."

Gerade aber weil er nicht mehr in den erſten Reihen ſtand, ſuchte er auf eine andere Weiſe zu Geltung und Bedeutung zu kommen, und ſich fern von der Heimath eine ſchriftſtelleriſche Poſition zu erringen. Wehmüthig klingt immerhin das Geſtändnis, daß der Dichter ſeines Sprecheramts müde geworden ſei, wehmüthiger aber mußte es aber jeden Freund ſeiner Muſe ſtimmen, wenn er den Dichter Abſchied nehmen ſah, von allen ſeinen Idealen und Hoffnungen und Träumen und wenn er beobachten mußte, wie Heine einen neuen und abſchüſſigen Pfad einſchlug. Aber bei Heine lagen die Extreme ſtets unmittelbar neben einander. In demſelben Moment, in dem er Deutſchland aufgeben wollte, erwachte die Liebe zum Vaterlande mit erneuter Kraft in ſeinem Herzen. „Es iſt eine eigene Sache," ſagte er damals, „mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann ſein Vaterland lieben und achtzig Jahr dabei alt werden und es nie gewußt haben; aber man muß dann auch zu Hauſe geblieben ſein."

Ein politiſches Martyrium war freilich Heine's Sache nicht; dazu fehlte ihm vor allem die Feſtigkeit und Energie des Charak-

ters und daran hinderte ihn vor allem seine überwiegend skeptische Natur. Er konnte nicht in Reih und Glied stehen, weil er beständig zwischen Extremen hin und her schwankte und weil ihm damals schon der Glaube fehlte, der Glaube an ein religiöses oder politisches Dogma, an die Menschheit und zumeist auch an sich selbst. „Genialität und Tugend", sagte er einmal von sich mit richtiger Selbsterkenntnis, „leben in beständigem Hader und kehren sich manchmal verdrießlich den Rücken."

Bei einer solchen Lebensanschauung konnten ihm jene starren Republikaner, deren einziges Verdienst ihre Tugend war und die sich wohl auch mit derselben brüsteten, nur wenig imponieren. Es ist erklärlich, daſs er deſshalb die Kreise der deutschen Emigranten, die er in der ersten Zeit seines Pariser Aufenthalts hier und da besuchte, fortan mied — abgesehen davon, daſs aus diesen Kreisen zu häufig Ansprüche an seine Kasse gestellt wurden, die er nicht mehr erfüllen mochte — und ebenso erklärlich, daſs diese in Gesprächen, Briefen und Aufsätzen aus Paris den Dichter nicht eben freundlich behandelten und seine liberalen Gesinnungen in Frage stellten.

So von allen Seiten verkannt und zurückgewiesen, angefeindet und verdächtigt, hatte Heine keinen anderen Ausweg, als den, sich in Frankreich ein Publikum und eine Stellung zu erwerben. Das reiche politische und literarische Leben, das sich damals in Paris entwickelte, übte zudem einen großen Reiz auf den Dichter aus und fesselte ihn mächtig. Es ist merkwürdig, daſs bei Heine schon damals das politische Interesse hinter dem sozialen zurücktrat und daſs dieses letztere ihn unaufhörlich beschäftigte. Sein Scharfblick sah und erkannte das drohende Gespenst ja schon lange bevor es auf die Weltbühne trat, und seiner Phantasie wie seinem Herzen eröffneten alle Versuche zur Lösung der großen Suppenfrage der Menschheit eine weite und glänzende Perspective. Was Wunder, daſs Heine sich deſshalb mit allem Eifer und glühender Begeisterung vor allem einer Bewegung anschloſs, die sich kein geringeres Ziel steckte, als das Weltelend aufzuheben — dem St. Simonismus!

Claude Henri de St. Simon war der Begründer dieser neuen Sekte; er kam aus der Schule des Philosophen d'Alembert und vereinigte mit den philosophischen Doctrinen des achtzehnten Jahrhunderts die sozialen Reformen des neunzehnten Jahrhunderts. Er hielt die Aufgabe für lösbar, das Entwicklungsgesetz der Menschheit nach bestimmten Normen festzustellen und auf Grund dieser eine Reform der europäischen Gesellschaft anzubahnen. Wenn das Christenthum es als seine Hauptaufgabe betrachtete, den Einzelnen moralisch zu retten, wenn das achtzehnte Jahrhundert und die große Revolution ihr Ziel darin suchten, das Individuum politisch zu befreien, so ging das Streben des Grafen St. Simon dahin, eine neue Lehre zu begründen, die die Gesammtheit aus den Fesseln des alten Glaubens und aus den Banden einer verrotteten Welt-

anschauung vollständig befreien und durch neue Lebensformen verjüngen sollte. In den „Lettres d'un habitant de Genève à ses contemporains" (Genf 1803) trat er zuerst mit diesen originellen Ideen auf, durch eine neue Wissenschaft, die in der zukünftigen Gesellschaftsorganisation die Stelle des Glaubens vertreten sollte und die er den Physicismus nannte, alle Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft zu regeln. Diesen Grundgedanken entlehnte später sein Schüler August Comte, nur daß er diese Wissenschaft Positivismus nannte. Die Fundamentallehren St. Simon's und Comte's bilden den Untergrund des nationalökonomischen Systems, das in neuerer Zeit John Stuart Mill in so klarer Weise ausgeführt hat.

Den Bestrebungen und Ideen des Meisters fehlte allerdings diese Klarheit und der strenge, nüchterne Geist, der seine Schüler auszeichnete; dafür sind sie aber ausgezeichnet durch eine Fülle neuer und weltbewegender Ideen und durch eine leidenschaftliche Begeisterung für dieselben. Kein Wunder, daß deshalb die neue Lehre viele Schüler anzog und eine große Überlegenheit über alle anderen sozialen Reformversuche jener Zeit erlangte. Die Lehre St. Simons: „Ich schreibe für die Industriellen gegen die Höflinge und Adligen, d. h. ich schreibe für die Bienen gegen die Hummeln", fiel wie ein Blitzstrahl in die junge Generation, deren Begeisterung durch das letzte Werk des Meisters „Nouveau christianisme" womöglich noch gesteigert wurde. St. Simon begnügte sich nicht mit der neuen „Einrichtung von Wissenschaft und Gewerbe", er wollte auch eine neue Religion gründen. Das Christenthum, dessen göttliche Stiftung anzuerkennen sei, habe sich ausgelebt, und auf seinen Trümmern müsse die neue Religion der Humanität und der Menschenliebe begründet werden. Allerdings hatte das alte Christenthum gleichfalls die Nächstenliebe gelehrt, aber es sei im Laufe der Jahrhunderte entstellt und verändert worden; sowohl durch das Papstthum wie durch den Protestantismus. Die neue Religion soll ein geeinigtes Christenthum darstellen, dessen positive Grundlage jenes Gebot der Menschenliebe bilden mußte, welches das Prinzip der Gleichheit im sozialen Leben enthalte. Am 19 Mai 1825 starb St. Simon zu Paris; „die Religion kann nicht von der Erde verschwinden", rief er noch vor seinem Tode seinem treuesten Apostel zu. „Sie verändert sich nur. Vergeßt es nicht, Rodrigues, und erinnert Euch, daß zur Verrichtung großer Dinge die Leidenschaft nothwendig ist."

Wie die alten Apostel begannen nun auch die Jünger des neuen Christenthums predigend zu reisen. Barthélemy Prosper Enfantin und Saint-Amand Bazard wurden nun die Führer der neuen Lehre und die „Exposition de la doctrine de Saint Simon" bildete das Evangelium für die Anhänger dieses Glaubens.

Enfantin selbst gehörte einer Finanzfamilie an und war vorher als Commis in einem Bankgeschäft angestellt gewesen. Er

vereinigte praktischen Sinn und eine große Leidenschaft in seltener Harmonie. Eine ganz besondere Anziehungskraft übte er auf Jünglinge und Frauen aus. Schaarenweise strömte die Menge nach der rue Taranne, wo ein Kollegium der neuen Schule errichtet worden war, in dem Enfantin und Bazard ihre zündenden Vorträge hielten. Einen noch größeren Aufschwung nahm die Schule nach der Julirevolution, deren Erfolge der schlaue Apostel natürlich für sich ausbeutete; inmitten der politischen Stürme hatte Enfantin ein Manifest erlassen, in welchem er die Abschaffung des Erbrechts und die Befreiung des Weibes verlangte; der Saal in der rue Taranne wurde bald zu eng, es wurden also drei andere Hörsäle eröffnet und eine förmliche Hierarchie eingerichtet. Enfantin und Bazard waren die Hohenpriester, die den „obersten Vater" in zwei Personen darstellten; neben ihnen stand „das Kollegium der Väter" oder Apostel, denen sich die Schüler ersten, zweiten und dritten Grades, sowie die Novizen, „Besucher" genannt, anschlossen. Bald darauf jedoch wurde die Verfassung geändert: Aus der Lehre wurde eine Religion, aus der Schule eine Familie, in der die Idee der Gütergemeinschaft in Theorie und Praxis ausgeführt wurde. Ein gemeinsamer Haushalt fand statt; eine große Anzahl von Werkstätten wurde allmählig errichtet, in denen sich gegen viertausend Arbeiter einfanden. In fünf St. Simonistischen Schulen wurde die Erziehung nach Neigung und Talent geleitet. Mitte des Jahres zählte die neue Religion über 40,000 Gläubige.

Die beiden Hauptdogmen der „Familie" waren damals die Abschaffung des Erbrechts und die Emancipation der Frau. Später trat dann noch als dritter Glaubenssatz das Dogma von der Wiederherstellung des Fleisches hinzu, welches dann freilich die ganze Kirche sofort ihrer raschen Auflösung entgegenführte.

Die Gleichheit, welche das Christenthum lehre, so verkündigte Enfantin, müsse nicht erst im Himmel, sondern schon hier auf Erden ausgeführt werden; daß die Erde aber nicht unter der Herrschaft des Bösen bleibe, sondern unter die des Guten komme, das könne nur durch Rehabilitation des Fleisches erreicht werden. Das Christenthum hatte das Fleisch verdammt und sich dadurch der Welt entfremdet, in der deßhalb das Böse zur Herrschaft gekommen sei. In prophetischen Visionen, in phantastischen Predigten, in begeisterten Aufsätzen wurde dieses verhängnisvolle Dogma gelehrt; „man würde Männer und Frauen sehen," verkündete ein kühner Apostel, „die in einer ungenannten Liebe geeint wären, in einer Liebe, die weder Erkaltung noch Eifersucht kenne; Männer und Frauen, die sich Mehreren hingäben, ohne je aufzuhören einander anzugehören, und deren Liebe im Gegentheil wie ein göttliches Gastmahl wäre, das an Pracht zunähme, je größer die Zahl und die Auswahl der Gäste." Als aber diese Lehre thatsächlich zur Ausführung gebracht werden sollte, zumal als des

„Väter" Bazard eigene Frau mit ins Spiel kam, da entstanden heftige Debatten und Zwistigkeiten, die endlich eine offene Spaltung und das Einschreiten der Staatsbehörde zur Folge hatten. Die Gläubigen wurden aus ihrer Kirche vertrieben, weil sie öffentlichen Anstoß gaben, ihre Papiere mit Beschlag belegt und die „Väter" ins Verhör genommen.

Am 27. August 1832 erschienen die in phantastischer Ordenstracht gekleideten „Brüder in Saint Simon" in feierlichem Aufzuge vor den Assisen. Trotz ihrer emphatischen Vertheidigung wurden die drei Häupter Enfantin, Chevalier und Duveyrier zu einem Jahr Gefängnis, Barrault und Rodrigues zu 50 Francs Geldstrafe verurtheilt und die Familie mußte sich auflösen.

Der St. Simonismus selbst hatte die gerichtliche Verurtheilung nicht überlebt, aber das Grundprinzip der sozialen Frage war nun einmal aufgeworfen.

Schon aus dieser flüchtigen Darstellung der Geschichte des St. Simonismus und seiner Lehren werden die Beziehungen und Interessen Heine's zu dieser Bewegung sich von selbst erkennen lassen. So lange der St. Simonismus eine Schule war, nahm Heine den regsten Antheil an seiner Entwicklung; erst als er sich zu einer Sekte herausbildete, trennten sich seine Wege von denen der „Väter", die meist auch seine Freunde waren. Vor Allem war es der Grundgedanke Saint Simons, der Aufbau einer neuen pantheistischen Humanitätsreligion an Stelle des abgelebten Christenthums, der Heine's innigste Sympathie fand und dem er in seinen Schriften wiederholt, fast in demselben Gedankengang, begeisterten und beredten Ausdruck gab. Der politische Theil, die Lehre vom Eigenthum, schien ihm verbesserungsbedürftig, wie er in einem Schreiben an Varnhagen unumwunden erklärte. Ihn interessierten vor Allem die religiösen Ideen der Schule, „die nur ausgesprochen zu werden brauchten, um früh oder spät ins Leben zu treten." Selbst als der St. Simonismus bereits öffentlich verurtheilt war, bekundete Heine mit wahrem Freimuth seine Sympathien für denselben, insbesondere für Prosper Enfantin, den er für „den bedeutendsten Geist der Gegenwart" hielt.

Liest man die Angriffe, welche Heine gegen das Christenthum erhebt, so wird man in ihnen ein getreues Echo der Lehren Saint Simon's und Enfantin's erkennen; nur daß den Dichter seine Abneigung gegen die christliche Weltanschauung viel weiter trieb. Man darf aber, wenn man die Stellung Heine's zum Christenthum mit Recht verurtheilt, den mildernden Umstand nicht übersehen, daß die Anschauungen und Lehren, denen sein Haß entsprang, damals auf der Straße gepredigt wurden und in der Luft der Zeit lagen.

Es ist ja überaus interessant zu beobachten, welche merkwürdige Wanderung diese Ideen zurückgelegt haben. Den pantheistischen Gottesbegriff Spinoza's hatte sich d'Alembert zuerst

angeeignet; von diesem empfing ihn St. Simon und vererbte ihn auf seine Schule mehr in praktischer Richtung, indeſs er sich in Deutschland bei Goethe, Schelling und ihren Nachfolgern in rein theoretischer und ästhetischer Richtung fortentwickelte. Mitten zwischen diesen beiden Richtungen, „an der intellectuellen Grenze zweier Nationen" stand Heine und suchte beide Gedankenströme zu vereinigen. So wurde er der große Vermittler von Ideen und Gedanken, die zwei mächtige geistig und sozial arbeitende Nationen ihm darboten. Er erklärte den Deutschen die Lehre des St. Simonismus und verrieth ihnen das große Geheimnis der sozialen Frage; den Franzosen verkündigte er die Botschaft des deutschen Geistes, der deutschen Poesie und das nicht minder wichtige Geheimnis der deutschen Philosophie.

Hauptsächlich auf Anregung Enfantin's und Chevalier's schrieb Heine seine Aufsätze über die Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland und deſshalb widmete er auch die erste Auflage seines Buches „De l'Allemagne" dem Vater Enfantin.

Man muſs bedenken, daſs die Sache, der sich Heine mit solcher Begeisterung anschloſs, damals bereits ein wenig der Lächerlichkeit preisgegeben war, um sowohl den Muth Heine's zu würdigen, als die Begeisterung, mit der die Häupter der Kirche den neuen Bundesgenossen begrüßten. In einem ebenso phantastischen als schwülstigen und sehr ausführlichen Schreiben, das aber für die Beziehungen Heine's zum St. Simonismus sehr charakteristisch ist, sprach Enfantin seinen begeisterten Dank für Heine's Widmung aus.

Indeſs brachte dieser umfangreiche Brief gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor; er weckte Heine's Spottlust und machte ihm die Bundesgenossenschaft mit den St. Simonisten, deren schwülstige Theorien zu ihrer späteren praktischen Lebensführung gar nicht paſsten, unmöglich. Die ferneren Auflagen seines Buches „De l'Allemagne" enthalten nicht mehr die Widmung an Prosper Enfantin, sondern eine neue Vorrede, in der Heine der Thatsache Ausdruck giebt, daſs sich die Dinge inzwischen wesentlich verändert hätten. Die Märtyrer von ehedem würden jetzt weder verhöhnt noch verfolgt; sie trügen auch nicht mehr das Kreuz, höchstens etwa das Kreuz der Ehrenlegion, sie durchliefen nicht mehr barfuß die Wüsten Arabiens wie einst Enfantin, um dort das freie Weib zu suchen — sie hätten sich vielmehr bei ihrer Rückkehr aus dem Orient gutbürgerlich verheiratet, und seien Bankgründer oder Eisenbahndirektoren geworden.

Im Hinblick auf die Endziele der Apostel des neuen Christenthums war der Spott Heine's vollauf berechtigt. Als Heine einige Jahre später dem berühmten Musiker Franz Liszt, mit dem ihn eine innige Freundschaft verknüpfte, in einer seltsamen Anwandlung Vorwürfe wegen eines „schlechtsitzenden Charakters" machte, da erinnerte ihn dieser in einem sehr interessanten Schrei-

ben an seine eigenen Wandlungen und Wanderungen mit den St. Simonisten. Es ist wichtig, zu konstatieren, daſs auch Liszt in diesem Schreiben die „ernste Intention" Heine's anerkennt und würdigt, einer Überzeugung, die „alle reizenden Scherze durchdringt" und ihn gegen seinen Willen zu einer ernsten Antwort veranlaſst, und daſs er Heine freudig von Denjenigen ausschlieſst, „welche in ihrem Egoismus „gut sitzen", welche die Augen ihres Herzens und Verstandes schlieſsen und nur ihrem Gaumen und Magen zu leben scheinen".

Liszt beurtheilte also damals schon Heine's Intentionen und Überzeugungen richtiger, als seine deutschen Kollegen, die ihm den Vorwurf der Spekulation auf die Lorbeeren Voltaires machten. Als Alexander Dumas (Vater) hörte, daſs Heine in Deutschland nicht gebührend gewürdigt werde, rief er aus. „Wenn Deutschland von Heine nichts wissen will, so adoptieren wir ihn gern als den Unsern; aber Heine liebt Deutschland leider mehr, als dasselbe es verdient." Und so war es auch. Er vertheidigte den Franzosen gegenüber Deutschland stets auf das Lebhafteste und Wärmste und seine Betheiligung an der französischen Literatur entsprang zunächst aus dem Wunsche, der Vermittler deutschen Geistes in Frankreich zu werden. Den ersten Anlaſs hierzu bot ihm der Antrag eines französischen Schriftstellers, Loeve-Weimars, einen Theil der „Reisebilder" in französischer Übersetzung zu publicieren. Heine erklärte sich um so freudiger dazu bereit, als dieser Antrag ja mit seinen eigenen Wünschen zusammentraf und da der Moment für ein solches Unternehmen damals besonders günstig schien. Stand ja doch zu jener Zeit die neufranzösische Romantik in ihrer vollsten Blüthe und ihre philosophische wie dichterische Entwickelung hatte etwas von dem Sturm und Drang an sich, der auch in der jungen Generation deutscher Schriftsteller wogte. Mit der deutschen Romantik hatte die neufranzösische aber nur eine geringe Ähnlichkeit, insofern sie gleichfalls eine Revolution gegen den Classicismus des vorigen Jahrhunderts bedeutete.

Und in diesem günstigen Lichte sah wohl auch Heine jene literarische Bewegung an, deren Grundideen und Ziele soviel Gemeinsames mit seinen eigenen Ideen und Tendenzen hatte. Der revolutionäre Trieb, der den Krieg gegen das Christenthum aufnehmen, der alles Überkommene in Moral und Sitte vernichten und alle poetischen Traditionen zerstören wollte, muſste Heine besonders sympathisch sein. Und nicht minder sympathisch muſste ihm der positive Theil des Programms der neuen Schule sein, der eine neue Religion der Kunst und der Freiheit verhieſs. Dazu kam noch, daſs die ganze geistige Strömung jener Epoche mittelbar von Deutschland ausging und sich an verwandte Bestrebungen in Deutschland anlehnte. „Hundert fleiſsige Hände waren damals bemüht, Fenster in die Auſsenwände zu brechen, welche den Fran-

zosen seit zwei Jahrhunderten alles poetische Leben des Auslandes verbargen." Durch all diese Öffnungen drangen natürlich auch Übersetzungen und Bearbeitungen deutscher dichterischer und philosophischer Werke ein. Durch Madame de Staël und Benjamin Constant wurde die Verbindung mit Deutschland angebahnt und die Generation von 1830 begann vor den nordischen Barbaren einigen Respect zu erhalten. Fast mit allen Männern jener neuen Schule kam Heine in persönliche und literarische Beziehungen. Zu ihnen gehörten Victor Hugo, Alfred de Vigny, A. Barbier, A. Dumas, Sainte-Beuve, Prosper Merimée, Balzac, George Sand, Eugen Sue, J. Janin, Michelet, Mignet, Thiers, Quinet, Berlioz, Halevy, Adam, Robert, de la Roche u. A. Und dazu waren auch die etwas älteren Alfred de Musset, Emil Girardin, Louis Blanc, J. Sandeau, Theophil Gautier, Gerhard de Nerval, Alphonse Karr u. A. zu rechnen, welche an jener mächtigen Bewegung Theil nahmen, der sich auch Heine mit voller Begeisterung anschloss, so weit sie seinen eigenen Idealen und Anschauungen entsprach.

Es musste daher für ihn von besonderem Werthe sein, seine Werke jener stürmenden Generation vorführen zu können. Und in der That erregte der deutsche Poet mit seiner „Harzreise", dem Buch „Le Grand" und den „Bädern von Lucca" großes Aufsehen, als diese Schriften in einer guten französischen Übersetzung, freilich nur auszugsweise, in der „Revue de deux mondes" erschienen.

Noch größere Bedeutung gewann Heine, als im April 1833 der Verleger der ganzen neu französischen Romantik, Eugene Renduel, eine Übersetzung seines Buches „Französische Zustände" herausgab. Man fing nun an, auch in weiteren Kreisen dem deutschen Dichter Beachtung zu schenken, man beurtheilte und bekämpfte seine Ansichten und stellte ihn neben die beiden deutschen Dichter, die im jungen Frankreich am bekanntesten waren — neben Goethe und E. T. A. Hoffmann.

Natürlich beeilten sich die großen Journale und Zeitschriften, einen so originellen Schriftsteller als Mitarbeiter zu gewinnen, und der Herausgeber eines großen neuzubegründenden Blattes, der „Europe littéraire" wusste durch bedeutende Honoraranerbietungen ihn an sein Unternehmen zu fesseln. Er veranlasste Heine, eine Reihe von zusammenhängenden Essays über die neuere deutsche Literatur für jenes Blatt zu schreiben und Heine kam dieser Aufforderung um so bereitwilliger nach, als sich ihm dadurch willkommene Gelegenheit bot, sein „Programm der neuen Literatur" aufzustellen und die literarische Vermittlung zwischen Deutschland und Frankreich anzubahnen. Selbstverständlich gab er diese Aufsätze zugleich auch in deutscher Sprache heraus, da sie ja für Deutschland nicht weniger als für Frankreich berechnet waren.

Der Erfolg, den diese Aufklärungen über die deutsche Literatur in allen gebildeten Kreisen von Paris hatten, veranlasste Heine

ſchon im nächſten Jahre wiederum eine Reihe von Aufſätzen über die Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland für die „Revue de deux mondes" zu ſchreiben, die noch ein ungleich größeres Aufſehen als jene erſte Artikelſerie erregten. Zu gleicher Zeit erſchien bei Eugene Renduel eine vollſtändige franzöſiſche Überſetzung der „Reiſebilder". Die maßgebende franzöſiſche Kritik beurtheilte die neue und originelle Erſcheinung in eingehender und vorurtheilsloſer Weiſe; daſs ſie Heine „den witzigſten Franzoſen ſeit Voltaire" nannte, war ebenſo begreiflich wie verzeihlich. Aber man kann wohl ſagen, daſs der Name des deutſchen Dichters ſeit jenen Veröffentlichungen, die Heine im Jahre 1835 unter dem Titel „De l'Allemagne" herausgab, genannt wurde, wenn man die Beſten der jungen Generation poetiſcher Stürmer nannte. Der „Dichter des Mondes und der Tanne" erregte in den Salons der jungen franzöſiſchen Literatur gerechtes Aufſehen und wurde dort als Poet wie als Philoſoph in begeiſterten Dithyramben gefeiert.

Mit einer ſeltenen Einſtimmigkeit haben dagegen faſt alle deutſchen Beurtheiler und Kritiker dieſer Schriften Heine's über die Geſchichte der Religion, der Philoſophie und ſchönen Literatur in Deutſchland den Mangel gründlicher Kenntniſſe und aller wiſſenſchaftlichen Vorbedingungen hervorgehoben und dem Dichter im günſtigſten Falle zugegeben, daſs er „mit einem wunderbaren Inſtinct" da das Richtige treffe, „wo die bloße Gelehrſamkeit fehlgegangen wäre." Indeſs dürfte dies doch nicht ſo unbedingt zuzugeben ſein. Heine hat, ſo berichten die glaubwürdigſten Freunde, viel mehr geleſen und ſtudiert, als ſeine Kritiker annehmen möchten; namentlich in ſeinen Studienjahren widmete er ſich zeitweiſe mit regem Eifer wiſſenſchaftlichen Forſchungen und ſeine große Begabung, ſein raſches Erfaſſen der ſchwierigſten Materien ermöglichte ihm ein ungleich beſſeres und eindringlicheres Verſtändnis wiſſenſchaftlicher Grundgedanken, als vielen ſeiner Studiengenoſſen. Man kann höchſtens mit Berechtigung ſagen, daſs er keine dieſer Disciplinen vollſtändig beherrſchte, trotzdem aber intuitiv über die bedeutſamſten Fragen philoſophiſcher Erkenntnis ſchärfer und richtiger geurtheilt hat, als manche grundgelehrte Schulphiloſophen. Die Zunftgelehrſamkeit warf ihm allerdings vor, daſs ſeine Unkenntnis in dieſen Fragen „ebenſo auffallend als beleidigend ſei, da er mit ebenſo großer Bonhommie und Zuverſicht ſein Urtheil über das abgiebt, was er nicht weiß, als über das, was er weiß."

Eine Geſchichte der Philoſophie zu ſchreiben lag freilich nicht in Heine's Plan; er wäre dazu wohl auch nicht fähig geweſen. Was er beabſichtigte, war: den Franzoſen, welche keine, oder doch wenigſtens keine genaue Kenntnis von dem philoſophiſchen Entwicklungsgang des deutſchen Geiſtes hatten, dieſen in einer Weiſe zu ſchildern, daſs ſie dadurch ein intimeres Verſtändnis für das

geiſtige Leben Deutſchlands erlangen ſollten. Dazu war kein Anderer ſo berufen wie Heine.

Heine ſieht in der ganzen philoſophiſchen Entwicklung Deutſchlands von Kant, bis auf die neue Zeit, einen fortdauernden Krieg gegen den Glauben. Das iſt das Grundmotiv ſeiner Darſtellung, die allerdings dadurch eine gewiſſe Einſeitigkeit erhält. Es fehlt ihr das poſitive Element der deutſchen Philoſophie, und es iſt die Abſicht zu leicht erkennbar, vergangene Perioden zur Folie moderner Zeittendenzen zu machen.

Er beginnt damit, die Idee des Chriſtenthums ausführlich zu beſprechen, wie ſie ſich hiſtoriſch gebildet, von den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt an, bis zur Reformation. Es war dies keine leichte Aufgabe. Galt es doch zunächſt, die Ausdrücke einer Schulſprache zu vermeiden, die den Franzoſen gänzlich unbekannt war. Und Heine geſtand in der deutſchen Ausgabe ſeines Buches mit ſeltenem Freimuth ein, daſs er „weder die Subtilitäten der Theologie, noch die der Metaphyſik ſo tief ergründet habe", als daſs er im Stande wäre, dieſelben nach den Bedürfniſſen des franzöſiſchen Publikums klar und kurz darzuſtellen. Aber er durfte den großen deutſchen Philoſophen gegenüber, die über den dürftigen Zuſchnitt ſeines Buches vielleicht mitleidig lächelten, doch wohl in die Wagſchale werfen, daſs das Wenige, was er ſagte, ganz klar und deutlich ausgedrückt war, „während ihre eigenen Werke zwar ſehr gründlich, unermeßlich gründlich, ſehr tiefſinnig, ſtupend tiefſinnig, aber ebenſo unverſtändlich ſind."

Die Darſtellung, welche nun Heine vom Chriſtenthum giebt, iſt eine faſt vollſtändige Interpretation St. Simoniſtiſcher Ideen und Theorien. Den ganzen religiöſen Entwicklungsprozeſs der Menſchheit ſtellt er als einen Krieg zwiſchen Spiritualismus und Senſualismus dar.

Sehr bedeutend iſt in dem Buche Heine's die Darſtellung der Reformation und die Schilderung Luthers. Man muſs bedenken, daſs die Franzoſen damals kaum noch ein Verſtändnis für die große Bedeutung dieſes Welterelgniſſes hatten, um das Verdienſt Heine's vollauf zu würdigen, der ihnen daſſelbe in ſeiner ganzen Wichtigkeit erklärte.

Subjektiver gehalten iſt die Darſtellung Heine's von der großen philoſophiſchen Revolution, die der religiöſen Revolution folgte und die letzte Konſequenz des Proteſtantismus bildet. Die Lehren von Descartes, Carteſius, die große weltumfaſſende Bedeutung Spinoza's, die wechſelvollen Schickſale der Leibnitz'ſchen Philoſophie, die myſtiſche Theoſophie des Görlitzer Schuſters Jakob Böhme, die Verdienſte Chriſtian Wolf's um die Einführung der deutſchen Sprache in die Philoſophie, der Rationalismus, Mendelſohn, Leſſing und der kategoriſche Imperativ Kant's, waren nie vorher

glänzender und gemeinverständlicher dargestellt worden, in als dieser Schrift Heine's.

Auf durchaus sicheren Boden trat Heine, als er die Nachfolger des Königsberger Philosophen behandelte. Schon seine Darstellung der Philosophie Fichte's zeigt ein Abwenden von denjenigen Äußerlichkeiten, mit denen er seine Aufsätze zu schmücken glaubte, und ein tieferes Eingehen auf den Kern jener philosophischen Ideen. Die romantische Philosophie Schelling's führt Heine sehr richtig auf den Pantheismus Spinoza's zurück und mit der Darstellung der Lehre seines großen Meisters Hegel beschließt er seine Geschichte der philosophischen Revolution in Deutschland.

Man kann sich den Eindruck vergegenwärtigen, den eine solche Darstellung auf die Franzosen ausüben mußte. Aber auch in Deutschland, wo man die Geschichte der philosophischen Bewegung doch genau kannte, fand das Buch reichen Anklang. Dieser rücksichtslose, leichtfertige, aber geistvolle und witzige Ton der Behandlung wissenschaftlicher Fragen war in Deutschland bisdahin etwas Unerhörtes, ein kühnes Wagnis, das nur das Gelingen rechtfertigte.

Mit ungleich größeren Prätensionen trat Heine's Buch „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland", das er später selbst „die romantische Schule" nannte, auf. Es sei nöthig, so sagte er, nach Goethe's Tode dem deutschen Publikum, eine literarische Abrechnung zu schicken. Diese und zugleich ein neues Programm der Zukunft, sollte seine Schrift sein. Er fühlte die Verpflichtung, mehr als jeder Andere, eine derartige Abrechnung zu geben. Hatte er doch seine eigene Bedeutung wiederholt selbst dahin präcisiert, daß seine Poesie den Auflösungsprozeß der Romantik und zugleich den Beginn einer neuen Kunstperiode enthalte.

Die deutsche Ausgabe des Buches wurde von der Censur in geradezu empörender Weise verstümmelt; Heine protestierte dagegen in der Allgemeinen Zeitung und provocierte eine Erwiderung Campe's, der jene Verstümmelung für das glorreiche Werk einer Behörde erklärte, die über alles Rügen erhaben ist. Heine schloß deßhalb die Vorrede seines Buches mit dem wehmüthigen Stoßseufzer: „Dem Mitleid der ewigen Götter empfehle ich das Heil des Vaterlandes und die schutzlosen Gedanken seiner Schriftsteller."

Über den Zweck seiner Schrift sprach sich Heine in der Einleitung zu derselben und in einer seinem französischen Publikum gegenüber nicht hoch genug anzuschlagenden Offenheit aus.

Auf diese Darlegung hin durfte er es wagen, eine Charakteristik jener großen literarischen Bewegung ihnen zu bieten, die mit der neufranzösischen Romantik wohl manche Berührungspunkte hatte, die wohl aus denselben Grundmotiven, einer Auflehnung gegen die klassische Periode, entsprungen war, deren Ziele aber himmelweit von einander verschieden waren. Selbst wenn man

der Arbeit Heine's jede innere Berechtigung abspricht, daſs Eine muſs man ihm zugestehen, daſs er es wie kein Zweiter verstanden, den Franzosen das Wesen und die Bedeutung der deutschen Romantik in wahrhaft lichtvoller Weise klar zu machen.

Heine's Buch hat aber noch eine andere und viel weitere Bedeutung: es besitzt einen positiv literarhistorischen Werth und ist bis nun die geistvollste und klarste Darstellung der romantischen Schule, über die wir wohl ungleich gediegenere Monographien von Schmidt und Hettner, eine weitaus gründlichere von R. Haym, aber keine Darlegung der Gründe und Ziele jener eigenartigen Bewegung haben, die in so genialer Weise das Wesen der romantischen Schule blitzhell erleuchtet.

Aber auch für diese Arbeit reicht der Instinct oder die Intuition keineswegs aus. Es gehörten dazu eingehende Studien, die Heine schon auf der Universität begann und während seines späteren Hamburger Lebens eifrig betrieb. Eine Reihe kleiner und ziemlich nebensächlicher Irrthümer vermag ihren Werth nicht zu verkleinern und muſs auf Rechnung des Umstandes geschrieben werden, daſs der Dichter während seiner Arbeit in Paris von den nöthigsten literarischen Hilfsmitteln entblöſst war. Schon die Ausführungen im Beginne des Buches über die Kunst und Poesie des Mittelalters, weisen deutlich auf den Einfluſs jener Studien hin, denen Heine in Bonn und Berlin mit allem Eifer obgelegen. Tief durchdacht und genial erfaſst war die Bedeutung Lessing's für die neu-classische Poesie und wir glauben es dem Dichter gern, wenn er nebenher bekannt, daſs Lessing in der ganzen Literaturgeschichte derjenige Schriftsteller sei, den er am meisten liebe. Lessing am nächsten stand ihm Herder.

Von besonderem Werth ist, trotz der einseitigen Auffassung, die Auseinandersetzung Heine's über die Verhältnisse, aus denen die romantische Schule entsprang; dagegen ist das, was er über das Verhältnis Goethe's zu den Romantikern sagt, falsch, wie mannigfache neuere Forschungen und Mittheilungen erwiesen haben. Überhaupt vermochte er in dieser Schrift zufolge des demokratischen Grundzugs, von dem dieselbe ausging, Goethe nicht in voller Weise gerecht zu werden.

Trotzdem war Heine ehrlich und klug genug, die Geringschätzung Goethe's zu Gunsten Schiller's, die ja auch heute noch nicht aufgehört hat, als thöricht und ungerecht anzuerkennen, und trotzdem huldigte er schlieſslich Goethe als dem Heros der modernen Poesie.

Minder gerecht und allzu herb ist die Beurtheilung August Wilhelm von Schlegel's. Für das Verständnis dieser Persönlichkeit fehlte Heine alles Maſs und alle Schonung. Er wollte gegen den eigenen Lehrer unparteiisch sein und wurde ungerecht gegen ihn. Die Verdienste August Wilhelm von Schlegel's um die Wiedererweckung des deutschen Mittelalters, um die Übersetzung Shake-

speare's fanden bei Heine keine gerechte Würdigung, kaum eine flüchtige Erwähnung.

Recht unbarmherzig ging auch Heine mit den Philosophen der romantischen Schule ins Gericht. Vorab mit Schelling, der damals gerade in seine letzte Lebensphase getreten war und in die Schlingen der katholischen Propaganda sich verirrt hatte. Von Schelling führt Heine eine natürliche Ideenverbindung zu jenen beiden Dichtern der romantischen Schule, die unter dem Bann seiner Naturphilosophie standen, zu Novalis und Hoffmann. Was er von Beiden sagt, ist einfach vortrefflich und wahr.

Auch die Charakteristik Clemens Brentano's, mit dem übrigens Heine selbst oft verglichen wurde, ist vorzüglich. Natürlich würdigt Heine vor allem „Des Knaben Wunderhorn", jene bekannte Sammlung von Volksliedern, die Brentano mit Achim von Arnim zusammen herausgegeben.

Den Abschluss seiner Studie bildet eine begeisterte Dithyrambe auf Jean Paul, der ja zugleich mit der romantischen Schule aufgetreten, ohne mit ihr oder mit der Goethe'schen Kunstschule etwas Gemeinsames zu haben, „eben weil er im Gegensatz zu den beiden Schulen sich ganz seiner Zeit hingegeben und sein Herz ganz davon erfüllt war." Und dasselbe Streben, dieselbe Richtung findet Heine auch bei mehreren anderen jungen Schriftstellern, die ebenfalls keinen Unterschied machen wollen „zwischen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen wollen von Wissenschaft, Kunst und Religion, die zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel sind", und die auf gleichem Wege zu gleichen Zielen wie er selbst, „das Ende der christlichen Fastenzeit und das neue Weltalter der Freude, die heitere Doctrin der Zukunft", predigen und verkünden — bei den Schriftstellern des „jungen Deutschland".

XII.

Die Wirkung, welche die französische Julirevolution auf Deutschland hervorbrachte, ist bereits wiederholt als eine mächtige und tief eingreifende geschildert worden. Mit einem Schlage war die Situation, in der sich das politische und literarische Leben befand, blitzartig erhellt und ein heftiger Windstoß brachte das stagnierende deutsche Leben in heftige Bewegung. Sofort waren auch die Apostel der neuen Weltordnung zur Stelle, die noch jeder sociale Wendepunkt in der Geschichte erstehen sah, um den aus Frankreich herübergekommenen Ideen und Theorien auch in Deutschland Eingang zu verschaffen.

Und auch in der Literatur erstand ein neues Geschlecht mit kühnen Ideen und reformatorischen Tendenzen — „das junge Deutschland". Die sociale Revolution in Frankreich, die Ideen des St. Simonismus und der Bildersturm der neu-französischen

Romantik auf der einen Seite, die philoſophiſche Entwicklung in Deutſchland bis zu Hegel und die freiheitliche Strömung im deutſchen Volke auf der anderen Seite, bildeten den Anſtoß zu dieſer literariſchen Bewegung, die ſich gleichmäßig gegen die einſeitige Claſſicität, wie gegen die einſeitige Romantik und ihre Ideale von einer Reſtauration des Mittelalters wendete und eine moderne Literatur auf Grundlage der neuen Ideen ſchaffen wollte. Politik, Literatur und Philoſophie ſollten ſich zu einem Ganzen vereinigen, das war das Loſungswort jener Sturm- und Drangperiode, die ein neues Element in den Kreis der deutſchen Literatur führte: den Journalismus.

Die Führer des „jungen Deutſchland" waren alleſammt Journaliſten im Beginn ihrer Thätigkeit. Sie hatten alle eine Tendenz im Auge, für die ſie ſchrieben und kämpften. In Reiſebriefen und Skizzen, in Plaudereien und Eſſays, in novelliſtiſchen wie in philoſophiſchen Verſuchen tritt ſtets das journaliſtiſche Element vorwiegend hervor. Alle ſtanden [illegible] dem Einfluſſe Heine's, nicht etwa in dem Sinne, daß Heine der Ausgangspunkt für alle ihre Beſtrebungen geweſen oder daß er ihnen weſentlich neue Ideen zugeführt hätte, ſondern durch die Art und Weiſe, wie er die Ideen Anderer in die Maſſen zu ſchleudern, wie er ſie für ſeine Zwecke darzuſtellen und zu erweitern verſtand, wie er ſo der unbeſtrittene Vermittler des großen Gedankenaustauſches zwiſchen zwei hervorragenden Nationen wurde. In dieſem Sinne ſtand das junge Deutſchland ganz im Banne Heine's.

Auf philoſophiſchem und politiſchem Gebiete gingen ſie freilich über ihr Vorbild weit hinaus. Trotz aller Zerfahrenheit und Unklarheit hatten ſie doch eine feſte Tendenz, der ſie willig Alles unterordneten, für die ſie freudig und entſchieden eintraten. Dadurch war ihr Auftreten von großer Wirkung. Ihre Blätter und Bücher wurden verboten, gerade dadurch aber deſtomehr geleſen und verbreitet; ihre Exiſtenz wurde allenthalben gefährdet, ihr Name aber wurde bekannt und gefeiert. Es gelang den Regierungen nicht, ihre Ideen zu unterdrücken, weil dieſelben zu mächtig im Bewußtſein der Zeit lebten und ſtets in neuen Formen zu Tage traten.

Die bedeutendſten Vertreter des jungen Deutſchland waren Heinrich Laube, Karl Gutzkow, Ludolf Wienbarg, Theodor Mundt und Guſtav Kühne. Am meiſten unter dem Einfluſſe Heine's ſtand Heinrich Laube, der ſeit dem Jahre 1833 mit dem Dichter in eine lebhafte und freundliche Correſpondenz getreten war. Mit einem burſchikoſen Naturell betrat er als ein kühner Fechter die Arena und trug die Fahne der Poeſie des Fleiſches dem „jungen Deutſchland" voran. Er ſtürmte am kühnſten vorwärts, aber ſeine geſunde Natur reagierte zuerſt gegen die Verirrungen der Genoſſen.

Der geiſtig bedeutendſte Repräſentant des „jungen Deutſch-

land" war unstreitig Karl Gutzkow. In seinem ganzen Streben und Ringen charakterisiert er die Zeit und ihre Tendenzen am Treuesten, in seinem flüchtigen Haschen nach Idealen, in seiner unruhigen Beweglichkeit, in seiner merkwürdigen Produktivität, in seinem Kampf zwischen schwungvollem Pathos und zersetzendem Verstand, zwischen Theologie und Atheismus, zwischen Kritik und Produktion.

Gutzkow hatte sich auch am schnellsten von dem Einflusse Heine's befreit. Nur in den „Briefen eines Narren an eine Närrin" ahmte er Heine's Manier nach; schon die folgenden Veröffentlichungen zeigen ein durchaus selbständiges Auftreten, eine scharfe kritische Ader und ein seltenes Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit. Dies erkannte auch vor allem Wolfgang Menzel, welcher Gutzkow für sein Literaturblatt zu gewinnen suchte.

Wolfgang Menzel war damals der kritische Dictator über Deutschlands schöne Literatur und er hatte den jungen Schriftsteller, der als Kritiker, ja noch mehr als Antikritiker angefangen hatte, von Berlin nach Stuttgart berufen, um ihn an seinem „Literaturblatt" zu beschäftigen. Aber schon im Winter des Jahres 1833 löste Gutzkow seine Beziehungen zu Menzel. Später plante Gutzkow mit Ludolf Wienbarg die Herausgabe einer Wochenschrift in großem Stil unter dem Titel „Deutsche Revue".

Der Mitherausgeber dieser Deutschen Revue, die nebenbei bemerkt, nicht zu Stande kam, Ludolf Wienbarg, war einer der originellsten Charakterköpfe des „jungen Deutschland". Er war der Ästhetiker der neuen Schule, der einzige, der sein System auf wissenschaftliche Grundlagen errichtete. Er schwärmte für ein „neues europäisches Griechenthum", das auf der harmonischen Vereinigung von Verstand und Sinnlichkeit beruhen sollte, und in dem „das Sinnliche durchgeistigter wie bei den Griechen, das Geistige durchsinnlichter wie bei den Christen", zur Erscheinung kommen sollte. Er gab ein vollständiges Programm der neuen Poesie und zeichnete ihr in kühnem Gedankenschwung ihre Bahnen vor.

Die Verwandtschaft mit der Romantik, welche das „junge Deutschland" nicht verleugnen konnte, zeigte sich am deutlichsten in Theodor Mundt. Er war der vornehmste Repräsentant der „Misch-Literatur", der belletristischen Wissenschaft und der „wissenschaftlich angeflogenen Belletristik", die in jener Übergangsepoche ihr Unwesen trieb. Er stellte sich kein geringeres Ziel, als die bisherige Trennung von Prosa und Poesie aufzuheben; daneben versuchte er, über den Beruf des freien Weibes mit der Dialektik Hegel's zu orakeln. Eine weittragende literarische Bedeutung hatte auch er ebensowenig wie der Vater des „jungen Deutschlands", als welcher Gustav Kühne genannt wird. Kühne hatte sich selbst den literarischen Gefährten angereiht und nahm ihnen gegenüber gewissermaßen die Rolle eines Correctors an. Er muthete sich zu, „deren Einzelausfälle behüten, ihr Hervorspringen aus Reih und

Glied verhindern zu können." Vielleicht ihm allein war es durchaus um die Sache zu thun; aber seine Bemühungen hatten keinen Erfolg denn Karl Gutzkow sprang von Anfang an allzu ungestüm aus der Linie heraus, um auf der Arena, ein waghalsiger Campeador, blutige Einzelgefechte zu liefern. In der Vorrede zu den von ihm neu herausgegebenen „Briefen Schleiermacher's über die Lucinde" kämpfte er mit einer Entschiedenheit für die freie Liebe und ein Leben ohne Gott, die Alles in den Schatten stellte, was das „junge Deutschland" bisher gewagt hatte. Noch viel stürmischer zog er gegen die Sitte der Gesellschaft in seinem berühmten Roman: „Wally, die Zweiflerin", zu Felde, der den Hauptsturm gegen das „junge Deutschland" heraufbeschwor. Der Roman selbst lehnt sich an die kurz vorher erschienene Novelle von George Sand „Lelia" an und war wohl hervorgerufen durch den tragischen Tod von Charlotte Stieglitz, deren heroischer, aber wahnbethörter Rettungsakt für das Wohl eines Anderen damals die Gemüther auf das Tiefste erregte. Auch Wally gab sich selbst den Tod, weil sie an der Menschheit verzweifelte.

Ein so starker Überschuss an Stimmung hätte, wie Gutzkow später selbst eingestand, von der Kritik im Vollgefühl ihrer kühleren Vernunft höchstens ausgelacht werden sollen. Statt dessen regte Wolfgang Menzel, den schon die Ankündigung der „Teutschen Revue" sehr erzürnt hatte, einen grossen Sturm durch eine Kritik dieser „Wally" an, die am 11. September 1835 in seinem „Literaturblatt" erschien und ungemessenes Aufsehen hervorbrachte. Hätte Menzel seinen Kampf gegen Gutzkow nicht aus Feindschaft begonnen, indem er sein „Literaturblatt" durch die „Teutsche Revue" für gefährdet hielt, so hätte er viele andere Dichter und Schriftsteller, die er bisher verehrt und gelobt, mit in das Bereich seiner Anklage ziehen müssen, durch die er die „jeune Allemagne" als eine „Schule der frechsten Unsittlichkeit und raffiniertesten Lüge" den Regierungen preisgab und mit allen möglichen Anklagen überhäufte.

Die Anklage Menzel's wirkte, während die Vertheidigung Gutzkow's und seiner Genossen ungehört verhallte. Der Roman „Wally", der sich der endlich errungenen Freiheit bedient hatte, durch welche Bücher über zwanzig Bogen der Verpflichtung, sich censieren zu lassen, überhoben waren, wurde in Mannheim, dem Orte, wo dasselbe erschienen war, mit Beschlag belegt und hierauf überall confisciert. Überdies wurde Gutzkow und seinem Verleger der Prozess gemacht und zwar wie der badische Minister, Winter, Gutzkow selbst mittheilte, nur in Folge der Menzel'schen Kritik über das „junge Deutschland". Der Prozess endete mit der Verurtheilung Gutzkow's zu zehnwöchentlicher Gefängnisstrafe.

Damit aber war der Zorn Menzel's nicht beschwichtigt. Er setzte seine scharfen Angriffe so lange fort, bis endlich auch der

deutsche Bundestag die große Gefahr erkannte, welche für Thron und Altar aus den Schriften dieser jungen Schule erwuchs und sich in einer Sitzung vom 10. Dezember 1835 zu dem verhängnisvollen Entschluss aufraffte, das „junge Deutschland" zu vernichten.

Er begann nun eine Hetze gegen das „junge Deutschland", die in der ganzen neueren Geschichte kaum ihresgleichen hat. Ihre ganze literarische Thätigkeit wurde für die Zukunft in Acht und Bann gelegt, ihre Zeitschriften wurden verboten, sie selbst wurden von Stadt zu Stadt, von Land zu Land gehetzt und verfolgt. Natürlich entstanden unter den jungen Schriftstellern selbst gehässige Zehden; keiner wollte für den Andern verantwortlich sein und gerade diejenigen, welche mit besonderem Pathos ihre Mission übernommen hatten, verwahrten sich zuerst gegen die der Schule gemachten Vorwürfe und verließen am schnellsten die gefährliche Genossenschaft. Nur Gutzkow und Heine blieben der Fahne treu, trotzdem gerade sie durch den verhängnisvollen Bundestagsbeschluss in eine Lage gebracht worden waren, welche auf ihre ganzen Verhältnisse zerrüttend einwirken musste. Ja, man muss das Verhalten Heine's dem „jungen Deutschland" gegenüber, von dem ersten Moment an, wo diese Schule auftrat, bis zu ihrem Verschwinden als ein durchaus musterhaftes bezeichnen.

Schon in seiner Schrift „Die romantische Schule" hatte er diese Schriftsteller als die Apostel einer neuen Zeit begrüßt. Heinrich Laube gilt ihm als Schriftsteller von einer socialen Bedeutung für Deutschland, „deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermessen werden kann."

Dasselbe Lob spendet Heine auch Gutzkow, dem er gleichfalls „die schönsten Eigenschaften der schaffenden Kunst und des urtheilenden Kunstsinns" zuerkennt und den anderen Autoren des jungen Deutschland, das ja nach dem eigenen Geständnisse Gutzkow's vollständig unter dem Eindrucke jener Ideen lebte, die Heine von Frankreich herüber in die Literatur der Deutschen geschleudert hatte.

Gegen Heine richteten sich deshalb auch zunächst die Angriffe Menzel's. Heine wurde auch zuerst von den Verfolgungen betroffen. Schon einen Tag nach dem Erlass jenes Bundestagsdekrets erließ die preußische Regierung ein Reskript, durch welches Heine's „romantische Schule" verboten und zugleich angeordnet wurde, „dass rücksichtlich der sämmtlichen künftigen literarischen Erzeugnisse des Heinrich Heine, welcher bereits zu verschiedenen Bücherverboten Veranlassung gegeben hat, und dessen bisher erschienene Schriften fast sämmtlich bedenklichen Inhalts sind, sie mögen erscheinen wo und in welcher Sprache es sei, dieselben Maßregeln eintreten sollen."

Aber Heine ließ sich nicht irre machen; er sah viel schärfer als seine Genossen; er erkannte die Gefahr, die der gemeinsamen Sache aus den Angriffen Menzel's erwuchs, aber er konnte sich trotzdem nicht entschließen, an den Ernst jener angedrohten Maßregeln zu

glauben. Ja er ließ sich sogar dazu bewegen, an den hohen Bundestag ein offenes Schreiben zu richten, in dem er um Zurücknahme jenes vernichtenden Beschlusses bat.

Wenn Heine glaubte, der Bundestag werde von seinem Schreiben tief gerührt sein, so war das wohl nur ein Scherz. Seine Hoffnung aber, daſs die deutschen Staaten, Preußen „der Repräsentant der Intelligenz" voran, es sehr bald einsehen würden, „wie das Verbieten zukünftiger Bücher aufs Lächerlichste blamiert" und seine Zuversicht „zwar keinen Adlerorden, aber doch vernünftige Einsicht von Berlin zu erlangen", ging bald in Erfüllung. Schon am 16. Februar 1836 erließ die preußische Regierung ein Dekret, in dem sie erklärte, daſs die Absicht der gegen Heine und die anderen Schriftsteller des „jungen Deutschland" ausgesprochenen Verbote nicht dahin gehe, „die Benannten von jeder schriftstellerischen Thätigkeit abzuhalten. Denselben könne vielmehr nachgegeben werden, ihre literarischen Produkte auch ferner mit diesseitiger Censur unter ihrem Namen drucken und erscheinen zu lassen."

Gerade aber der Censur wollte Heine seine Schriften nicht unterwerfen. Seit Beginn seiner literarischen Laufbahn führte er ja beständig Krieg gegen die Censur und nun sollte er alle seine Schriften einem einzigen Censor, dem Hofrath John in Berlin, preisgeben. Er machte deſshalb Campe den Vorschlag, ein neues Buch als dritten Band des „Salon" herauszugeben, „als ob gar Nichts passiert sei." Er schlug dafür den Titel „Das stille Buch" vor, erklärte es aber als Hauptbedingung, daſs dasselbe gar keiner Censur, und am allerwenigsten einer preußischen Censur unterworfen werde.

Als Campe trotzdem sein Buch der preußischen Censur auslieferte, benahm sich Heine sehr gut, indem er energisch sein Manuskript zurückverlangte.

Auf einen scharfen Brief hin, zog Campe das Manuskript zurück und dasselbe blieb in der That ein volles Jahr liegen, bis es endlich zum Druck gelangte. Natürlich wurde das Buch sofort nach seinem Erscheinen in Preußen verboten, trotzdem es nur die „Florentinischen Nächte" und die „Elementargeister" enthielt, in denen wenig gegen Politik und Religion zu finden war. Die Vorrede zu denselben, in welcher er Wolfgang Menzel vornahm, mußte als besondere Broschüre gedruckt werden. Diese beständigen Kämpfe mit der Censur drückten Heine förmlich nieder. Er mußte ruhig zusehen, wie seine besten Gedanken gemordet wurden und konnte ihnen nicht zu Hilfe eilen. Er, der sonst wie ein Mann gesprochen, „der den letzten Fetzen deutscher Geistesfreiheit vertrat", sollte nun lernen, mit halber Zunge zu stammeln und ein Versteckenspiel mit Worten und Gedanken zu treiben. „Ich habe in der letzten Zeit viele Tausende durch Unglück verloren," schreibt er an Campe, „und grämte mich um alles Geld nicht so sehr, als um jene Literaturschmerzen."

Hauptsächlich deßhalb fiel Heine auch mit einem solchen Ingrimm „über den Denuncianten" her, der diese ganze Misère verschuldet hatte. Und da Wolfgang Menzel, der ehedem ein guter Freund Heine's gewesen, durch seine in den Annalen der deutschen Literatur unerhörten Angriffe, jenes Interdikt verschuldet, so fühlte sich Heine genöthigt, ihn mit den schärfsten Waffen und nicht immer mit voller Berechtigung zurückzuweisen. Er hatte die bestimmte Absicht, den schwäbischen Moralisten, dem die Natur ein kritisches Talent und Cotta ein großes Blatt anvertraut hatte, durch die Anschuldigung der Feigheit auf die Mensur zu treiben. Freilich hatte Menzel bereits die Herausforderung Gutzkow's abgelehnt, trotzdem hoffte Heine, daß derselbe doch auf die Mensur kommen werde und erklärte: „Ich werde mich diesmal mit dem größten Vergnügen schlagen; und ich versichere Sie, ich schieße nicht in die blaue Luft."

Am meisten erbitterte Heine die Teutomanie Menzel's, der beständig auf die Franzosen schimpfte und die Schriftsteller des jungen Deutschland für lauter Franzosen und Juden erklärte.

Es ist merkwürdig, wie Heine fast in prophetischer Ahnung es vorhersagte, daß jene Verdächtigungen noch lange fortdauern, während die Verfolgungen der Regierungen bald ihr Ende erreichen würden. Wie die Folge lehrt, hatte er Recht behalten: der Grundton der Verleumdung, aus dem jene Denunciationen hervorgingen, blieb an dem „jungen Deutschland" haften, während die Regierungen in ihrer Energie bald nachließen und eine nach der andern von ihren Maßregeln gegen das „junge Deutschland" aufhoben.

XII.

Die Poesie hat mehr Märtyrer gemacht als die Religion, sagte Heine einmal zu einem Freunde. Und er hatte ein Recht, dieses zu sagen. Denn von jenen Tagen der Reaktion an, die sich nach den Verfolgungen über das literarische und politische Deutschland verbreitete, wurde sein Lebensgang in der That ein wahres Martyrium. Die Stimmung in der Heimath hatte mit Bezug auf Heine einen bedenklichen Rückschlag erlitten; fast schien es, als hätte das Volk kein Verständniß mehr für den Dichter, dem es ein Jahrzehnt vorher so freudig zugejauchzt hatte. Als ein merkwürdiges Symptom dieser veränderten Richtung kann das Verhalten der „schwäbischen Schule" gegen Heine gelten. Auf den Vorschlag Chamisso's sollte ihrem Musenalmanach für das Jahr 1837 ein Portrait Heine's beigegeben werden. Darauf hin desertierte die gesammte schwäbische Schule. Heine benutzte allerdings diesen Schwabenstreich für ein echt humoristisches Capriccio „der Schwabenspiegel", aber die Feindseligkeit der heimischen Dichter verletzte ihn doch und ließ einen tiefen Stachel in seiner Brust zurück.

Nicht minder erbitterten ihn die Angriffe der deutschen Kritik,

die wie auf ein Kommando auf Heine losmarschierte. Den Reigen eröffnete sein ältester Universitätsfreund, Jean Baptiste Rousseau, ihm folgten viele Andere, die wie auf Verabredung in weitschweifigen Abhandlungen erklärten, es sei mit Heine's Poesie zu Ende. Den tiefsten Eindruck brachten aber auf ihn die scharfen Angriffe von Gustav Pfizer und Arnold Ruge hervor, dessen Abhandlung Heine als „Todtschlagkritik" ansah.

Dazu kamen noch andere Leiden, die dem Dichter das Unglück des Exils von Tag zu Tag fühlbar machten. Alle die zahlreichen Emigranten, die sich in Paris zusammengefunden hatten, sprachen zuerst bei Heine und Börne vor. Heine verhielt sich ihnen gegenüber ablehnend und wollte von ihren revolutionären Projekten nichts hören; Börne dagegen schürte das Feuer ihres Hasses gegen das Vaterland. Darauf fingen sie an, in ihren Berichten an deutsche Blätter, die abenteuerlichsten Gerüchte über Heine mitzutheilen. Schließlich sah er sich genöthigt, allen Deutschen seine Thüre zu verschließen, und eine Zeitlang sogar die Adresse seiner Wohnung geheim zu halten. Trotzdem ließ sich Heine nicht abhalten, viele dieser Emigranten mit Wohlthaten zu überhäufen.

Tröstlich allein waren inmitten so vieler Anfeindungen die Besuche, die Heine aus Deutschland empfing. Kaum ein hervorragender deutscher Literat konnte von einem Ausfluge nach Paris zurückkehren, ohne von allen Seiten gefragt zu werden, ob er Heine gesehen. Daher kam es auch, daß kein Schriftsteller in Paris anlangte, ohne ihn sofort aufzusuchen, einige Witzworte von ihm zu erhaschen und sie schwarz auf weiß nach Hause zu tragen. Daraus entstanden dann wieder viele Mißhelligkeiten, Mißverständnisse und neue Feindschaften. Von den Deutschen, deren Besuch Heine wahrhaft erfreute, seien nur die Dichter Franz Grillparzer, Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg), Franz Dingelstedt, Georg Herwegh, dann der Fürst Pückler-Muskau, Adolf Stahr und Fanny Lewald, und vor allem Heinrich Laube genannt, dessen persönliche Bekanntschaft Heine im Sommer 1839 machte.

Die innigste Freundschaft verband Heine mit Heinrich Laube, der damals fast ein Jahr in Paris lebte. Laube führte ihm eines Tages auch einen armen deutschen Musiker zu, der sich in Paris eine Existenz gründen wollte. Derselbe hatte Heine's Lied von den „beiden Grenadieren" komponiert und wollte nun auch die Sage von dem fliegenden Holländer, wie sie Heine in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" poetisch bearbeitet hatte, für ein Opernlibret benutzen. Heine war ihm dabei mit Rath und That behilflich und in sieben Wochen wurde die Oper komponiert, die in Deutschland so großes Aufsehen und den Namen des Musikers rasch bekannt machte. Er hieß Richard Wagner. Fünfundzwanzig

Jahre später erklärte derselbe Musiker in einer kritischen Schrift: Heine sei nichts weiter wie ein politischer „Bänkelsänger" gewesen. . . .

Je mehr sich aber die Verbindung Heine mit der Heimat theils durch die vielen Mißhelligkeiten und Anfeindungen, theils durch den Tod seiner besten Freunde lockerte, desto näher trat er den hervorragendsten französischen Schriftstellern, die damals fast sämmtlich mit ihm in intimen Verkehr traten. In den ersten Pariser Salons war der deutsche Dichter ein gern gesehener Gast. In den Salons der Frau Caroline Jaubert, die Heine 1835 kennen lernte und die ihm bis zum Tode innig befreundet blieb, und der durch ihre Schicksale bekannten italienischen Fürstin Belgiojoso, deren classische Schönheit Heine verehrte, traf er mit den bedeutendsten Schriftstellern, Künstlern und Akademikern häufig zusammen, und Frau Jaubert, die „kleine Gevatterin" Alfred de Musset's, weiß nicht genug von den Neckereien und Malicen zu erzählen, mit denen der boshafte Dichter einmal Victor Cousin, ein ander Mal den armen Bellini verfolgte. Aber auch von seinen Leiden, von seinem ewigen Kopfweh und den mannigfachen Liebesnöthen weiß Frau Jaubert in ihren Erinnerungen Viel zu berichten. Denn mehr als alle Fürstinnen und Comtessen, Schriftsteller und Künstler fesselte ihn gerade in jener Zeit ein munteres Dorfkind aus der Normandie, das bestimmt war, entscheidend in sein Schicksal einzugreifen.

Sie stammte aus dem Weiler Vinot, im Gebiet der Seine und Marne, und war die natürliche Tochter eines sehr reichen und der besten Gesellschaft angehörenden Mannes. In ihrem fünfzehnten oder sechszehnten Lebensjahre verließ Mathilde Crescentia Mirat das Dorf und ging nach Paris zu einer ihrer Tanten, Madame Maurel, die dort in einem Durchgang in der Nähe des Justizpalastes einen Laden mit Schuhwaaren hatte, und die das hübsche junge Mädchen als Verkäuferin verwendete. Dort lernte sie Heine etwa im Oktober 1834 dadurch kennen, daß er bei Madame Maurel's Laden oft vorüberging. Man sah sich durch das Schaufenster an, man gab sich Zeichen. Oft, wenn die Tante es nicht bemerkte, ging das junge Mädchen vor die Thür. Bald entwickelte sich aus diesen kleinen Unterhaltungen ein regelrechtes Verhältnis. Es wurde beschlossen, daß Mathilde den Laden von Madame Maurel verlassen und nach Chaillot zu Madame Parte in Pension gehen sollte, damit sie etwas Erziehung erhielte; denn sie konnte weder lesen noch schreiben. Trotzdem beschäftigte und belustigte sie Heine vollauf, denn sie besaß den großen Vorzug einer gleichmäßigen angenehmen Heiterkeit.

Damals schrieb Heine an seinen Freund August Lewald: „Haben Sie das Hohelied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin alles, was ich Ihnen sagen konnte."

Wenige Wochen ſpäter hatten ſie eine gemeinſame Wohnung gemiethet, führten gemeinſchaftlichen Haushalt und etablierten ſo eine jener ménages parisiens, für die Heine ſtets eine lebhafte Schwärmerei empfunden hatte, da er unter dem Worte „Weib" immer etwas anderes verſtand als „eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Eheſrau." Mathilde war eine tüchtige Hausfrau geworden, „trotz ihrer tollen Laune", wie Heine verſichert — „und unſer Eheſtand iſt ebenſo moraliſch wie der beſte in Krähwinkel."

Fragen wir uns nun, was den deutſchen Dichter an die franzöſiſche Grisette feſſelte, ſo wird die Antwort hierauf nicht ſchwer fallen. Zunächſt mag allerdings die äußere Erſcheinung der graziöſen Franzöſin Heine gefeſſelt haben, dann aber und auf die Dauer zog ihn doch wohl mehr ihr Weſen an, ihre muntere Laune und Lachluſt, ihre naive Unbefangenheit und ihre entzückende Unwiſſenheit. Nicht zum Wenigſten hat hier die Eitelkeit Heine mitgeſpielt; es ſchmeichelte ihm, „daß die Bewunderung des Dichters nichts mit ihrer Liebe zu ſchaffen hatte," denn ſie verſtand kein deutſches Wort, außer etwa: „Nehme Sie Platz", und hatte keine blaſſe Ahnung davon, daß ihr Geliebter ein großer Dichter ſei. „Sie hat von mir nicht eine Silbe geleſen", erzählte er Frau Jaubert mit beſonderem Behagen, „und ſie weiß gar nicht, was ein Dichter eigentlich iſt." „Wir leben eingezogen und ſo halb und halb glücklich", ſchreibt er an einen Freund im Oktober 1837, „dieſe Verbindung wird aber ein trübes Ende nehmen; es iſt deßhalb heilſam, dergleichen vorher zu wiſſen, um nicht vom dunklen Augenblick bezwungen zu werden."

Solche Stimmungen traten indeß nur dann ein, wenn ſein körperliches Leiden, eine ökonomiſche Bedrängnis oder ein Anfall von Eiferſucht ihm Mißbehagen verurſachte. Seine materielle Lage wurde durch dieſe Verbindung natürlich auch nicht glänzender. So einfach Heine auch lebte, er konnte doch nie zu einer behaglichen Exiſtenz gelangen, weil weder er noch Mathilde haushälteriſch mit dem Gelde umzugehen verſtanden haben. Große Badereiſen im Sommer, oftmaliger Wohnungswechſel im Winter und viele andere Ausgaben verſchlangen ſeine nicht allzugroßen Einnahmen und brachten ihn in ewige Geldverlegenheiten. Durch die Bekanntſchaft mit James von Rothſchild und einigen andern deutſchen Bankiers kam er ſogar auf die Idee, ſich in gewagte Börſenſpekulationen einzulaſſen. Leider mißglückten dieſelben und Heine verlor nicht nur ſeine geringen Erſparniſſe, ſondern gerieth noch in Zahlungsverlegenheiten. Er wendete ſich an den reichen Oheim mit der Bitte, ihm zu helfen, erhielt aber ſtatt einer Unterſtützung nur einen Brief voller Vorwürfe. Salomon Heine hatte ſeinem Neffen eine jährliche Rente von 4000 Franks ausgeſetzt; darüber hinaus wollte er nicht gehen. Durch Max Heine kam ſchließlich eine

Versöhnung zu Stande und als der reiche Oheim im September des nächsten Jahres zu einer Hochzeit nach Paris kam, verkehrte er mit Heine und dessen Gattin sehr freundschaftlich und erhöhte die Jahresrente freiwillig auf 4800 Franks, mit dem Versprechen, daſs die Hälfte dieser Rente, welche in monatlichen Raten von 400 Franks bei dem Pariser Bankhause Fould & Co. erhoben wurde, nach Heine's Tode auf seine Wittwe übergehen sollte.

Heine's Verhältnisse hatten sich in der Zwischenzeit aber immer mehr verschlechtert, da er gerade damals wenig arbeiten konnte und seine Einnahmen wenig mehr als 3000 Franks jährlich betrugen. Unter solchen Umständen griff Heine zu einem Hilfsmittel, das wohl geeignet ist, einen Makel auf seinen Charakter zu werfen. Er nahm bis zum Jahre 1848 eine jährliche Unterstützung von 4800 Franks von der französischen Regierung an. Heine nannte es „ein groſses Almosen, welches das französische Volk an so viele tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution mehr oder minder glorreich compromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten."

Man wird dieser milden Auffassung kaum beitreten können, wenn man bedenkt, daſs Heine vorher die Regierung des Bürgerkönigs auf das Heftigste angegriffen hatte und daſs er diese Angriffe von nun ab einstellte. Wenn es also eine Verleumdung war, zu behaupten, Heine werde für das bezahlt, was er schreibe, so war doch der Verdacht nicht unberechtigt, daſs er für das bezahlt werde, was er nicht schreibe. Zur Vertheidigung des Dichters muſs jedoch hervorgehoben werden, daſs auf der Liste der Pensionäre der französischen Regierung, Flüchtlinge aus aller Herren Ländern sich befanden, hochklingende Namen von Baronen, Grafen, Fürsten, Generälen und Exministern, Priestern und Volksmännern, „eine Aristokratie von Berühmtheiten des Talents und des Unglücks."

Aber auch diese Pension reichte noch nicht aus, um die Schulden Heine's, welche die ansehnliche Höhe von 80000 Franks erreicht hatten, zu decken. Erst als er durch einen neuen Vertrag mit Campe diesem für die gleiche Summe den Verlag seiner sämmtlicher Werke auf elf Jahre überlieſs, war er aus seinen Nöthen befreit und konnte sich wieder ungehindert seinem Schaffen und allerlei literarischen Projekten überlassen. Er wollte in Paris eine deutsche Zeitung gründen und ein vermögender Freund hatte sich bereit erklärt, das nöthige Kapital von 150000 Franks herzugeben, wenn Heine die bestimmte Zusicherung erlangen konnte, daſs man dieser neuen Zeitung in Deutschland ungehinderten Eingang gestatten werde. Man war jedoch in Berlin nicht geneigt, auf seine Pläne einzugehen und so unterblieb dieses Projekt.

Der Zusammenhang aller dieser Ereignisse, Zufälle und Stimmungen macht es begreiflich, daſs Heine's poetische Schaffenskraft

allmälig erlahmte. Er selbst hatte nicht viel Vertrauen mehr zu seiner Poesie. „Mein Lebensalter ist den Versen nicht mehr günstig und verlangt Prosa.“ Die Prosa des vierten Salon Bandes konnte allerdings die höchsten Erwartungen befriedigen. Der „Rabbi von Bacharach“ ist freilich nur ein Fragment, noch dazu ein zum Theil aus der Jugendzeit des Dichters stammendes, aber er bleibt doch die reifste und bedeutendste Prosaschöpfung des Dichters, ein Cabinetsstück der Erzählungskunst, ein schöner Torso, der das lebhafteste Bedauern darüber erweckt, dass es dem Künstler nicht vergönnt war, diesen Bau zu vollenden. Dasselbe kann man von den „Florentinischen Nächten“ sagen. Sie sind ein glänzendes Zeugnis dafür, dass die Flamme seines Genius noch nicht erloschen war, so laut und freudig seine Gegner dies auch verkündeten. Aber dass die Angriffe dieser Gegner viel dazu beitragen, jedes Aufleuchten dieser Flamme zu ersticken, ist leicht erklärlich. So redete und schrieb sich schließlich Heine immer mehr in eine Bitterkeit hinein, die ihn ringsumher nur eine Welt von Feinden sehen ließ. Als der schlimmste dieser Feinde erschien ihm aber Ludwig Börne.

Heine war mit Börne schon von Frankfurt aus befreundet und es schien, als sie beide in Paris zusammentrafen, dass sich ein herzliches Verhältnis zwischen ihnen entwickeln würde. Dem war jedoch nicht so.

Durch eifrige Zwischenträger wurden die Mißhelligkeiten fortdauernd genährt und erweiterten sich schließlich zu einer kräftigen Feindschaft. Börne beschuldigte Heine der Apostasie, der Charakterlosigkeit; er erklärte öffentlich, es sei Heine ganz einerlei, ob er schreibe: die Republik ist die beste Staatsform oder die Monarchie. Er werde immer nur dasjenige Wort wählen, welches in dem Satze einen besseren Tonfall mache. Der ganze Ingrimm, der sich in Heine allmälig gesammelt hatte, kam zum Ausbruch, als Börne im Februar 1837 gestorben war. Er schrieb sein Buch über Börne und antwortete da erst auf dessen Angriffe mit einem Todtengericht, das den tiefen Gegensatz zwischen den beiden Naturen klar legte. Die Wirkung, die sich Heine aber von diesem Buche versprochen, blieb aus. Hätte Heine dasselbe bei Lebzeiten Börne's geschrieben, so wäre sein Buch noch zu rechtfertigen gewesen, so aber blieb es nur ein Denkmal seines persönlichen Hasses gegen Börne.

In späteren Jahren bereute er die Veröffentlichung dieser Schrift und wünschte oft, sie nicht geschrieben zu haben. „Du lieber Gott!“ sagte er einmal zu einem Freunde, „wer Bücher schreibt, schwebt immer in Gefahr, große Dummheiten zu begehen. Trotz alledem ist besagtes Buch lange nicht so schlecht, wie man in meinem lieben Vaterlande behauptet.“

Die ganze Angelegenheit hatte aber noch ein seltsames Nachspiel: Madame Strauß, die Freundin Börne's fühlte sich durch Heine's Publikation mit Recht empfindlich gekränkt und beleidigt.

Sie sandte ihren Gatten, Herrn Salomon Strauß, zu Heine. Dieser trat dem Dichter auf der Straße mit schmähenden Worten in den Weg und Heine gab dem aufgeregtem Manne die Adresse seiner Wohnung mit dem Bescheid, daß „wenn man mit ihm zu sprechen habe, man wohl noch einige Wochen bis zu seiner Rückkehr warten könne." Darauf reiste Heine in das Pyrenäenbad Cauterets. Während seiner Abwesenheit wurde in den deutschen Zeitungen von feindseligem Correspondenten das Märchen verbreitet, er sei bei jener Begegnung von Herrn Strauß thätlich insultiert worden und habe darauf das Hasenpanier ergriffen. Dies veranlaßte Heine sofort nach Paris zurückzukehren und Herrn Strauß durch seine Freunde Theophil Gautier und Alphons Royer eine Forderung zuzusenden. Nach langen Vorverhandlungen fand endlich am Morgen des 7. September 1841 das Duell im Thale von St Germain statt. Herr Strauß hatte den ersten Schuß; seine Kugel streifte jedoch nur das Portemonnaie Heine's, so daß einer der Sekundanten ausrief: „Das nennt man gut angelegtes Geld!" Heine schoß in die Luft.

Mit einer Ehrenerklärung, die Heine der beleidigten Frau aus freien Stücken gab, endete diese Affaire, die jedoch nach einer andern Richtung hin entscheidenden Einfluß auf sein Leben übte. Heine wollte nicht, daß Mathilde im Falle seines Ablebens verlassen sei, und bemühte sich nun, für alle Fälle ihre Zukunft sicher zu stellen. Er betrieb zunächst mit großer Eile seine Heirat, welche am 30. August 1841 in der Kirche zu St. Sulpice von dem Abbé Barrande durch kirchliche Trauung vollzogen wurde.

Als Heine aus der Kirche kam, sagte er, sich den Schweiß von der Stirn wischend: „Ich verheirate mich bei 40 Grad Hundstagshitze; möge mich der allmächtige Gott stets bei gleich erhöhter Temperatur erhalten." Nach der Trauung fand ein Diner statt, zu welchem Heine jedoch nur diejenigen seiner Freunde eingeladen hatte, die in ähnlichen Ehebündnissen lebten, um sie durch sein Beispiel zu bewegen, auch diesen „allerletzten Schritt" noch zu wagen.

XIV.

Man muß sich immer wieder den Gegensatz zwischen Heine und Börne in's Gedächtnis zurückrufen, zwischen dem politischen Radikalismus des Einen und den Welterlösungsideen des Anderen, um es zu begreifen, daß Heine dem freien Aufschwung der Geister im deutschen Vaterlande — etwa um das Jahr 1840, zur Zeit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. — fremd, ja fast feindselig gegenübergestanden. Nicht allein seine persönlichen Verhältnisse, die feindliche Gesinnung der deutschen Exulanten und der heimischen Schriftsteller war es, was die Erbitterung des Dichters

immer mehr steigerte, sondern vielmehr die innerste Überzeugung, daß diese neue politische Tendenzdichtung nur das Grab aller Poesie sei. Der französische Communismus Proudhon's imponierte dem Dichter viel mehr als die liberalen Bestrebungen deutscher Politiker und die Freiheitslieder deutscher Dichter.

Aber nicht nur der träumerische illusorische Zustand der damaligen deutschen Politik war es, was den Dichter in Harnisch brachte. Ein Höheres, das Höchste schien ihm gefährdet: die Poesie selbst. Es war ihm, als wollten die Dichter selbst gegen die Poesie, die Künstler gegen die Kunst sich empören. Nichts mehr von Zärtlichkeit und Liebe, von Schmerz und Freude, Lust und Qual, nichts mehr von Nachtigallenjang und Rosenduft, von Lenzesweben und Wintersöde, von Scheiden und Meiden und Wiedersehen. „Die Opposition verkaufte ihr Leder und ward Poesie. Die Musen bekamen die strenge Weisung, sich hinfüro nicht mehr müßig und leichtfertig umherzutreiben, sondern in vaterländischen Dienst zu treten."

Damals wie nie zuvor galt es die unveräußerlichen Rechte der Poesie zu vertreten. Und Heine schrieb seinen „Atta Troll", eine Apotheose der echten Poesie, eine Satyre auf den philosophischen Radikalismus, die politische Tendenzdichtung und die deutsche Kritik. Mit dieser Schöpfung beginnt eine zweite Periode in der Poesie Heine's, die aber leider nur von sehr kurzer Dauer war. Mit diesem Gedicht, das er „das letzte freie Waldlied der Romantik", den „Schwanengesang der untergehenden Periode" nannte, hatte der Dichter Abschied genommen von den romantischen Traditionen seiner Jugend. Die Dichtung, welche von den darin angegriffenen Tendenzbären damals furchtbar verhöhnt wurde, wird jetzt als eine der hervorragendsten Schöpfungen des Dichters, ja als ein Bild von Heine's Poesie überhaupt anerkannt. Natürlich wurde Heine, als der „Atta Troll" zuerst in Laube's „Zeitung für die elegante Welt" erschien, von allen Seiten der politischen und literarischen Reaktion beschuldigt. „Aber Du lügst, Brutus" — so vertheidigte er sich gegen jenen Vorwurf — „Du lügst, Cassius und auch Du lügst, Ännius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine kostbare Errungenschaft der Menschheit sind und für die ich selber soviel gestritten und gelitten habe."

Unter solchen Umständen erscheint es begreiflich, wenn Heine damals an seinen Bruder schrieb: „Nach Deutschland gehe ich nie und nimmer zurück." Nichtsdestoweniger war er ein halbes Jahr später in Hamburg. Hauptsächlich die Liebe zur Mutter, dann aber auch der Wunsch, mit Julius Campe, „aller Verleger Blüthe", einen neuen endgiltigen Vertrag abzuschließen, bewogen ihn zu dieser Reise. Am 28. Oktober 1843 langte er in Hamburg an und blieb dort bis zum 6. Dezember desselben Jahres. Mathilde

war inzwiſchen in demſelben Penſionat untergebracht, in dem ſie ihre erſte Erziehung genoſſen hatte, und Heine ſchrieb an ſie dorthin die zärtlichſten und beſorgteſten Briefe.

Schon im Sommer des folgenden Jahres wiederholte Heine ſeinen Beſuch in Hamburg. Diesmal brachte er Mathilde mit und ſchrieb der Mutter vorher: „Ich komme mit Familie, d. h. mit meiner Frau und Cocotte, dem Papagei.“ Mathilde zeigte wenig Intereſſe für ihre neuen Verwandten, und ſchon nach vierzehn Tagen ſchickte ſie Heine, unter dem Vorwande, daſs ihre Mutter erkrankt ſei, nach Paris zurück.

Seine Reiſen nach Deutſchland hatten womöglich ſeine Abneigung gegen die tonangebende Richtung und ſeinen Haſs gegen die politiſchen Parteien geſteigert. Ein Produkt dieſer Eindrücke iſt das humoriſtiſche Reiſeepos „Deutſchland“. „Dem Sommernachtstraum“ ſtellte Heine ein „Wintermärchen“ gegenüber, das mit Recht als ein Juwel unſerer ſatyriſchen Literatur betrachtet werden darf. Es iſt unſtreitig Heine's witzigſte Dichtung. „Mit dem unbezweifelten Rechte des Humors geiſselte er die pedantiſchen Zuſtände Deutſchlands, nicht ohne jene Vorliebe für typiſche Perſönlichkeiten, welche ſeinem Humor plaſtiſche Handhaben bieten könnten. Auch am Cynismus des Wintermärchens können ſich nur diejenigen ſtoßen, denen Ariſtophanes, die römiſchen Satyriker, Fiſchart und Rabelais, Smollet und Vielding unbekannt oder nicht gegenwärtig ſind. Wie tief aber der Dichter von der Berechtigung der Poeſie ſelbſt durchdrungen iſt, das zeigen die feurigen Schlusſparaphraſen ſeines Wintermärchens, in denen er dem Mächtigen der Erde mit einer „größeren Macht und ihren ewigen Höllen“ droht. Aus den „ſingenden Flammen“ der Poeſie erſteht aber vor ſeinem Geiſtesauge ein neues Geſchlecht mit freien Gedanken und freier Luſt, dem er ſeine tiefſten Geheimniſſe künden will . . . .

Schon knospet die Jugend, welche verſteht
Des Lichtes Stolz und Gute,
Und ſich an ſeinem Herzen wärmt,
An ſeinem Sonnengemüthe.

Mein Herz iſt liebend wie das Licht,
Und rein und keuſch wie das Feuer;
Die edelſten Grazien haben geſtimmt
Die Saiten meiner Leier.

XV.

Es iſt recht betrübend, daſs die zweite Periode in Heine's Schaffen wie geſagt nur von ſo kurzer Dauer war. Schon in den

„Zeitgedichten", die zwischen 1839 bis 1846 entstanden sind und die mit dem „Wintermärchen" zusammen als „Neue Gedichte" erschienen, erklingt ein wesentlich veränderter Ton. Es sind politische Tendenzgedichte, die sich nur durch die Schärfe und den Cynismus von den Liedern der politischen Lyriker Deutschlands unterscheiden. Ein tiefer Groll und eine sich immer steigernde Verbitterung ist aus diesen Liedern herauszufühlen, die nur selten von einer herrlichen Romanze oder von einem so innig empfundenen Gedicht wie „Nachtgedanken", „Die Weber" abgelöst werden.

Die Anfeindungen, Widerwärtigkeiten, Nahrungssorgen und andere Qualen hatten inzwischen nicht nur nicht ab- sondern vielmehr reichlich zugenommen. Am meisten quälte Heine die Eifersucht. Mathilde hatte eine ausgesprochene Leidenschaft für das Theater und den Cirkus. Sie war jung, lebenslustig und vergnügungssüchtig wie eine echte Pariserin. Aber sie hatte nur sehr kurze Zeit das Vergnügen, an Heine's Arm sich in Theatern und Concerten zeigen zu können. Bisweilen erhielt sie von ihrem Manne die Erlaubnis, mit einer Freundin in's Theater zu gehen; an solchen Abenden war Heine von einer wahrhaft quälenden Herzensangst, von der er nicht gern sprechen mochte, befallen.

Der geringe Antheil, den Mathilde an dem geistigen Leben ihres Gatten nahm, konnte einen Mann wie Heine natürlich auf die Dauer auch nicht befriedigen. Ein Freund des Dichters, der das Ehepaar gerade in jenen Tagen kennen lernte, erzählt darüber Folgendes:

„Wie hätte er glücklich sein können mit einer Frau, die unwissend war bis zum Unglaublichen und sich dabei als bildungsunfähig herausstellte, so daſs alle Versuche, ihr auch nur einigen Antheil für geistige Interessen beizubringen, völlig scheiterten? Sie hatte sich die Sprechweise eines vier- bis fünfjährigen Kindes angewöhnt, wie das damals in einer gewissen Classe von Mädchen Mode geworden, und das mochte ihr außerordentlich nett gestanden haben, als sie sehr jung und hübsch war, fiel jetzt aber sehr albern aus, nachdem sie an die Dreißig und stark geworden. Sie war einfältig und liebte es, sich noch einfältiger zu stellen, als sie wirklich war; sie meinte, es sei drollig."

Ein schlimmes Ereignis jener Zeit, das die Katastrophe seines Lebens in furchtbarer Weise beschleunigte — war der Tod Salomon Heine's. In den ersten Tagen des Jahres 1845 wurde ihm die Mittheilung, daſs der Sohn und Haupterbe seines Oheims die Fortzahlung der Monatsrate, die ihm Salomon Heine ausgesetzt, fortan verweigere, weil dieselbe im Testament nicht ausdrücklich erwähnt sei. Dieser Schlag traf den Dichter mit entsetzlicher Schwere. Er rüstete sich, einen Kampf auf Leben und Tod mit Karl Heine zu beginnen. Vorher ließ er kein Mittel unversucht, um eine gütliche Einigung herbeizuführen. Er schickte ein schrift-

liches Zeugnis von Meyerbeer, mit dem er sehr befreundet war, ein, daſs Salomon Heine seinem Neffen die Pension auf Lebenszeit festgesetzt habe. Er bat seinen Verleger Campe um dessen Vermittlung und sandte ihm eine notarielle Vollmacht ein, worin er zur Erhebung des Legats und zur Geltendmachung der Pensionsansprüche auf jedem ihm gutdünkenden Wege ermächtigt wurde. Schließlich ließ er sich sogar herbei, einen versöhnlichen Brief an seinen Vetter zu schreiben, in dem er die Versicherung gab, nie eine verletzende Zeile über die Mitglieder seiner Familie zu schreiben.

Darauf hin wurde wohl das kleine Legat von 8000 Mark banco, nicht aber die Pension ausbezahlt. Nach der Lage der Sache blieb nun Heine kaum etwas Anderes übrig, als durch die öffentliche Meinung Karl Heine zur Zahlung der Pension zu zwingen und man kann es ihm kaum verargen, wenn er in dieser entsetzlichen Situation sich daran erinnerte, daſs seine Feder sein Schwert sei.

Aber erst im Februar 1847 fand eine Verständigung mit Karl Heine statt, nach welcher dem Dichter die Jahresrente fortbezahlt und die Verpflichtung übernommen wurde, nach dessen Ableben der Wittwe die Hälfte der Pension regelmäßig zu kommen zu lassen. Dagegen mußte sich Heine verpflichten, nichts gegen seine Familie zu schreiben und drucken zu lassen.

Man muſs die Briefe Heine's aus jener Zeit aufmerksam lesen, um dieses Ereignis nach seiner vollen Bedeutung zu würdigen. „Der Verrath, der im Schooße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen und fast tödtlich beschädigt.“ Bald nach dem Eintreffen der ersten Nachrichten traf ihn eine schlagartige Lähmung, die sich zunächst auf das ohnedies leidende linke Auge warf, allmählich aber sich über die Brust hinunterzog. Und diese Krankheit machte, trotz sorgsamster Pflege, rapide Fortschritte. Auch ein längerer Sommeraufenthalt in Montmorency, wohin ihn Mathilde begleitete, brachte keine Besserung. Der Verrath der Blutsfreunde hatte sein Herz zu tief getroffen.

In dieser Lage entschloſs sich Heine noch einmal zu einer Reise nach Deutschland. Er wollte seinen Jugendfreund aus der Bonner Universitätszeit, Professor Dieffenbach, den berühmten Operateur in Berlin, wegen seiner Krankheit consultieren und die geliebte Mutter zum letzten Male sehen. Heine wandte sich deßhalb an den ihm wohlgesinnten Alexander v. Humboldt mit der Bitte, durch seinen hohen Einfluſs die bestimmte Zusicherung zu erwirken, daſs er während seiner Reise durch Preußen keinen polizeilichen Belästigungen ausgesetzt sein würde. Friedrich Wilhelm IV. der für die Gedichte Heine's „unverwüstliche Vorliebe hegte“, war einer solchen Concession nicht abgeneigt; aber die Polizei wußte, nach Humboldt's Antwort, „dem ihr fremden Zart-

gefühl zu widerſtehen", und ſo unterblieb die Reiſe. Auf Anrathen der Ärzte ging Heine in ein Pyrenäenbad Barèges, aus dem er jedoch in einem bedenklich verſchlimmerten Zuſtande wiederkehrte.

XVI.

„Wenn ich durch die Straßen gehe, wenden ſich die hübſchen Weiber um; meine geſchloſſenen Augen — das rechte Auge iſt nur noch ein Achtel offen — meine hohlen Wangen, mein phantaſtiſcher Bart, mein ſchwankender Gang, alles das giebt mir das Ausſehen eines Sterbenden, das mich reizend kleidet. Ich verſichere Sie, ich habe in dieſem Augenblicke einen außerordentlichen Erfolg als Todeskandidat." So ſchrieb Heine im Frühling 1847 an Frau Jaubert. Und alle Freunde, die ihn in jener Zeit in Paris beſucht, beſtätigen dieſe Mittheilung und wiſſen viel von den Verwüſtungen zu erzählen, die die Krankheit binnen weniger Monaten angerichtet hatte. Trotzdem war er an guten Tagen noch immer geſellig und liebte es, Gäſte bei ſich zu ſehen, mit denen er ſcherzen, lachen oder ſpotten konnte. „Sein Geiſt ſchien von den Leiden des Körpers völlig frei geblieben zu ſein und arbeitete in einer in Trümmer gehenden Wohnung mit der alten Kraft weiter, wie unbekümmert darum, wann das Dach über ihm zuſammenſtürzen werde." So traf ihn Alfred Meißner, der ſpäter ſein beſter, vertrauteſter Freund wurde, bei ſeinem erſten Beſuche am 10. Februar 1847. Sein Hauptumgang beſchränkte ſich damals doch auf deutſche Literaten, die als Berichterſtatter nach Paris gekommen waren, wie Ludwig Wihl, Heinrich Seuffert, L. Kalisch, Karpeles u. A. Der Verkehr mit den berühmten franzöſiſchen Schriftſtellern und Komponiſten hatte in den letzten Jahren faſt ganz aufgehört. Nur Hector Berlioz beſuchte Heine noch hin und wieder, und der unglückliche Gerard de Nerval, der franzöſiſche Überſetzer ſeiner Gedichte, blieb ihm bis zu ſeinem Tode treu.

Im Januar 1848 machte Heine Frau Jaubert ſeinen letzten Beſuch. Er hatte ſich auf dem Rücken ſeines Dieners vom Wagen aus die zwei Treppen zu ihrer Wohnung hinauftragen laſſen. Aber er hatte ſich zu viel zugemuthet. Kaum war er auf das Sopha niedergelegt worden, ſo befiel ihn eine jener fürchterlichen Krämpfe, die im Gehirn ihren Anfang nahmen und den ganzen Körper bis zu den Fußſpitzen durchwütheten. Das furchtbare Leiden konnte nur durch Anwendung von Morphium in immer größeren Doſen gelindert werden. Heine hat ſpäter ſelbſt erzählt, daß er jährlich für 500 Francs von dieſem wohlthätigen Gifte zu ſich nahm. Wenige Tage nach dieſem Beſuch zog Heine nach der maison de santé ſeines Freundes Faultrier in die rue de Lourcine und

dort erging es ihm leidlich, bis die ersten Stürme der Revolution losbrachen, die auch den Leidenden aus seiner Ruhe störte. „Welch ein Unglück" seufzte er, „solche Revolutionen in meinem Zustande zu erleben! Ich hätte müssen todt oder gesund sein." Unter diesem Eindruck stehen alle Briefe und Berichte, die Heine über jene weltgeschichtlichen Ereignisse schrieb. Was die Welt damals trieb und hoffte, war seinem Herzen völlig fremd geworden; dass ihn die ersten Stürme furchtbar erregten, so dass es ihm „kalt über den Rücken und die Arme wie stechende Nadeln lief", das ist nicht zu verwundern. Aber diese Stimmung ging bald vorüber und es blieb der pessimistische Grundzug, der in jenen revolutionären Ereignissen nur noch „Universalmonarchie, Weltkuddelmuddel, sichtbar gewordenen Gotteswahnsinn" erblickte.

Um den Stürmen der Revolution zu entgehen, hatte sich Heine auf Zureden seiner Frau nach Passy transportieren lassen; man wollte es mit einer Luftveränderung versuchen; aber es zeigten sich alsbald beunruhigende Symptome, die ihn veranlassten, wieder Paris aufzusuchen.

Eine fürchterliche Angst quälte Heine damals beständig: die Angst, dass sein Gehirn gelähmt werden, dass er den Verstand verlieren werde. Zu all diesen Leiden kam noch der Umstand, dass er in Folge jener revolutionären Wirren bedeutende Geldverluste erlitt. Die Aktien der Gouin'schen Bank, in welchen er seine geringen Ersparnisse angelegt hatte, wurden durch die Revolution fast gänzlich entwerthet und er musste sie zu einem Spottpreise losschlagen. Und neben Krankheit, Revolution und Geldverlusten quälte ihn noch eine maßlose und sicher unbegründete Eifersucht. Einer seiner Ärzte erzählte darüber Folgendes: „Was vermag unsere Kunst im Kampfe gegen eine unsinnige Liebe und gegen die zügellose Eifersucht? Ich weiß nicht, welcher unbegründete Verdacht sich der Einbildung unseres Patienten bemächtigt hatte, ich constatiere nur die Thatsache. Nachdem er sich von seiner auf den Boden gelegten Matratze hatte heruntergleiten oder vielmehr herunterfallen lassen, ist er auf dem Bauche, indem er sich auf die Hände stützte, mit Anspannung aller seiner Kräfte bis zur Thür des Schlafzimmers der Frau Heine gekrochen, wo er ohnmächtig zusammengebrochen ist und Gott weiß, wie lange gelegen hat. Heine", so schloss der Arzt damals seinen Bericht, „kennt sein Schicksal ganz genau und ich weiß, dass ihn sein Muth nicht verlassen wird. Es ist ein wunderbarer Mensch; er hat nur zwei Gedanken im Kopf: seiner Mutter den Zustand seiner Gesundheit zu verheimlichen und die Zukunft seiner Frau zu sichern."

Sein erster Arzt war Dr. Sichel, ein Wunderdoktor, der seine Kranken heilte, ohne dass sie Medizin nahmen. Aber Heine genoss nicht dieses Vortheils und er musste seine Zuflucht zu anderen Ärzten nehmen, vor Allem zu einem Freunde, Dr. Wert-

heim, der der Begründer des Kaltwasserheilverfahrens in Paris war. Da dieser jedoch zu sehr beschäftigt war, um seinem Kranken so viel Zeit und so viel Sorgfalt zu widmen, als dieser bedurfte, gesellte er sich einem seiner Kollegen, Dr. Gruby, einen Ungar, der seit langer Zeit in Paris ansässig war und eine geachtete Stellung einnahm, zu. Auf Anrathen Beider fand ein Consilium Anfang Oktober desselben Jahres statt, zu dem zwei der größten medizinischen Autoritäten gezogen wurden: die Doktoren Chomel und Rostan. Die Ärzte erkannten sogleich, daß sie der Krankheit nur Palliativmittel entgegenstellen, dem Patienten selbst aber nur wenig Erleichterung verschaffen konnten. Sie riethen ihm, nach Nizza überzusiedeln, wogegen er sich aber entschieden wehrte. Dann beschlossen sie zur Erleichterung seiner Leiden ihm Fontanellen längs der Wirbelsäule zu legen, das Rückgrat mit neapolitanischer Salbe einzureiben und innerlich eine jodhaltige Pottaschenlösung zu geben. Heine, welcher eine wahrhaft merkwürdige Geduld im Leiden hatte, scherzte oft über diese Verordnungen: „Um meine Augen zu heilen", sagte er, „legt man mir Zugpflaster auf den Rücken."

Heine zog von Passy nach der rue d'Amsterdam Nr. 50 in eine zwar nicht große und elegante, aber ruhige Wohnung. Auch dort wurde er von Besuchen neugieriger Literaten und schwärmender Frauen nicht verschont. Um den Mittheilungen, welche die ersteren in Deutschland verbreiteten, entgegenzutreten, erließ Heine im April 1849 in verschiedenen Blättern die folgende interessante Erklärung: „Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisiert, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollissement de la moelle épinière oder eine deutsche Rückgratschwindsucht ist — so Viel weiß ich, daß sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht bloß mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat .... Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe", wie mich Ruge in gesündern Tagen genannt hat, ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysos verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel eines großherzoglich weimar'schen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todtkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch!"

Dieſe merkwürdige Umwandlung hatte ſchon in den erſten Anfängen ſeiner Krankheit begonnen und mit dieſer immer weitere Fortſchritte gemacht. Einem Freunde, der ihm erzählte, daſs man viel von ſeiner Bekehrung rede, ja ſogar behaupte, daſs er ſich wieder dem Judenthum zugewendet habe, antwortete Heine damals: „Ich mache kein Hehl aus meinem Judenthum, zu dem ich nicht zurückgekehrt bin, da ich es niemals verlaſſen hatte. Ich habe mich nicht taufen laſſen aus Haſs gegen das Judenthum. Mit meinem Atheismus iſt es mir niemals Ernſt geweſen. Meine früheren Freunde, die Hegelianer, haben ſich als Lumpen erwieſen. Das Elend der Menſchen iſt zu groß. Man muſs glauben."

Ein getreues Bild dieſer Wandlung, treuer als alle Briefe, Berichte und Mittheilungen, bietet der „Romancero", der die in den Jahren 1846—51 entſtandenen Gedichte Heine's enthielt. Er erregte ungeheures Aufſehen, da er alles zu beſtätigen ſchien, was in Deutſchland über die Rückkehr des Dichters zum Glauben verbreitet und in jenen Jahren der Reaktion gern geglaubt worden war. In dem Nachwort zum Romancero legte Heine merkwürdige Geſtändniſſe ab: „Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man ſehr empfindſam und weichſelig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich geſtehe es, ich habe Manchen gekratzt, Manchen gebiſſen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene geprieſenen Lämmer der Sanftmuth würden ſich minder frömmig gebärden, beſäßen ſie die Zähne und die Tatzen des Tigers. Ich kann mich rühmen, daſs ich mich ſolcher angebornen Waffen nur ſelten bedient habe. Seit ich ſelbſt der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amneſtie ertheilt; manche ſchöne Gedichte, die gegen ſehr hohe und ſehr niedrige Perſonen gerichtet waren, wurden deshalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott ſelbſt enthielten, habe ich mit ängſtlichſtem Eifer den Flammen überliefert. Es iſt beſſer, daſs die Verſe brennen, als der Verſifex. — — — — — Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Miſere, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miſerabler Grund. Das himmliſche Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die ſchwindligſten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheiſten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumeriſche Weſen iſt mit der Welt verwebt und verwachſen, gleichſam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig .... Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag — und Das iſt doch die Hauptſache — ſo muſs man auch ſeine Perſönlichkeit, ſeine Außerweltlichkeit und ſeine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. ſ. w. annehmen. Die Unſterblichkeit der Seele, unſere

Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann mit in den Kauf gegeben, wie der ſchöne Markknochen, den der Fleiſcher, wenn er mit ſeinen Kunden zufrieden iſt, ihnen unentgeltlich in den Korb ſchiebt." Klarer als es in dieſem Nachwort und in den bald darauffolgenden „Geſtändniſſen" geſchieht, kann die Umkehr des Dichters nicht geſchildert werden. In den Tagen ſeiner Krankheit ſuchte er nach einem Heilmittel, um ſich vor ſeinen eigenen Scherzen zu retten und fand — die Bibel. Mit wehmüthigem Lächeln kehrte er zu den Erinnerungen ſeiner Jugend zurück und zu jenem Deismus, der das Grundprinzip des bibliſchen Judenthums iſt. Die Troſtſprüche der Pſalmen, die naiv erhabenen Glaubensworte des Pentateuchs zogen ihn mächtig an und füllten ſeine Seele mit erhabenen Gedanken.

Wie in der Bibel aber neben den Pſalmen und Gebeten auch das Grundbuch des Peſſimismus, das Buch Hiob, enthalten iſt, ſo blieb auch der Grundzug von Heine's Weltanſicht neben einer gefeſteten religiöſen Überzeugung ein entſchiedener Peſſimismus, der in allen Liedern des „Romancero" wie in allen Schöpfungen Heine's in der dritten Periode ſeines Schaffens — nach einer geiſtvollen Eintheilung: der elegiſch-cyniſchen — wiederkehrt. Alle Gegenſätze in dieſem merkwürdigen Naturell: kindlicher Glaube, wilder Unglaube, ruhevolle Liebe, raſtloſer Haſs, glühende Begeiſterung, froſtige Empfindungsloſigkeit, ideale Höhe der Anſchauung und gemeine Trivialität des Witzes, naive Gottfreudigkeit und ſtarrer Peſſimismus vereinigen ſich noch einmal zu einem Bilde voll geheimnisvoll tiefer Schönheit. Es iſt, nach einem ſchönen Worte von Berlioz, als ſtände der Dichter am Fenſter ſeines Grabes, um dieſe Welt, an der er keinen Theil mehr hat, noch zu beſchauen und zu beſpotten.

In ſolchen Momenten, wo der Schmerz des langwierigen Marterbettes ſeine grauſamen Rechte geltend machte, überwog wiederum jene peſſimiſtiſche Weltanſicht, der der Dichter in dämoniſchen Bildern, in grauenhaften Gedichten, in unheimlichen Viſionen, in entſetzlich ſchönen Phantaſien ſchaurigen Ausdruck gab. „Es iſt eine Klage, wie aus einem Grabe", ſagte er ſelbſt über dieſe „Letzten Gedichte", „da ſchreit ein Lebendigbegrabener durch die Nacht oder gar eine Leiche, oder gar das Grab ſelbſt. Ja, ſolche Töne hat die deutſche Lyrik noch nie vernommen und hat ſie auch nicht vernehmen können, weil noch kein Dichter in ſolch einer Lage war." Die heroiſche Gewalt des Geiſtes über den gebrochenen Leib zwingt uns Staunen und Bewunderung ab und das Bild des auf der vielberufenen Matratzengruft langſam hinſterbenden Dichters iſt treu in der Erinnerung des deutſchen Volkes geblieben.

Zahlreiche Freunde, welche in den letzten Lebensjahren Heine aufſuchten, brachten dieſes Bild nach der Heimath. Auch ſeine Geſchwiſter, Guſtav und Max Heine ſowie Charlotte von Embden

ſah Heine noch einmal an ſeinem Krankenbette. Im Ganzen nahm aber die Vereinſamung des Dichters immermehr zu. Nur ſeine Freundinnen Karoline Jaubert, die Fürſtin Belgiojoſo, die Engländerin Lady Duff Gordon, die ruſſiſche Gräfin Kalergis und vor allem jenes räthſelhafte Weſen, das über Heine's Sterbebett huſcht, um dann lange Zeit ſpurlos zu verſchwinden, erheiterten ſeine letzten Lebenstage. —

Mit einer muſikaliſchen Kompoſition führte ſich jene junge Dame, eine Deutſche von Geburt, die früh nach Paris gekommen war, zum erſten Male bei dem Dichter ein. Heine fand an der liebreizenden Erſcheinung großes Wohlgefallen und konnte bald keinen Tag mehr ohne ſie leben. Es entſpann ſich zwiſchen dem ſterbenden Dichter und der jungen begeiſterten und ſchönen Verehrerin ein merkwürdiges Verhältnis, eines jener Verhältniſſe, das dem Pſychologen viel zu denken geben mag, zu dem aber die Literaturkenner ſofort in des greiſen Goethe Beziehungen zu Ulrike von Levetzow eine Parallele finden werden. Die einzelnen Stadien dieſes Verhältniſſes ſind von großem Intereſſe; man kann dieſelben jetzt in den Erinnerungen nachleſen, welche die Dame, nachdem die Bedenklichkeiten und Skrupel der Jugend der reifen Überlegung des Alters Platz gemacht, unter dem Namen Camilla Selden veröffentlicht hat.

Weil ſie ein Petſchaft mit einer eingravierten Fliege führte, nannte ſie Heine beſtändig „die Mouche", und unter dieſem Namen war ſie bisher allein bekannt. Einen unſäglich rührenden Eindruck machen die kleinen Billets, die der Dichter an dieſe Mouche richtete, voll Liebesbedürfnis, voll heißer Sehnſucht und voll Schmerz . . . Das Poſtſkriptum enthält gewöhnlich eine lakoniſche Mittheilung über ſeinen troſtloſen Zuſtand.

Die Mouche war ſeine treue Freundin, die Stunden und Tage lang an ſeiner Matratzengruft ſaß, ihm vorlas, ſeine Briefe ſchrieb, die Korrektur der franzöſiſchen Ausgabe ſeiner Werke machte, und der er die innigſte Neigung zuwendete.

Damals — 1855 — war ſein Zuſtand in der That troſtlos geworden. Und lag er ſo ſchlaflos auf ſeinem einſamen Lager, ſo erfüllte ihn unendliches Sehnen nach ſeiner Mutter und Schweſter, abenteuerliche Gedanken durchkreuzten ſeine Fieberphantaſien, er wollte einen Wagen mit Matratzen gefüttert bauen laſſen, um in den Armen der Mutter und Schweſter ſeine Seele auszuhauchen. Die Unmöglichkeit dieſes Planes einſehend, richtete er dringende Briefe an ſeine Schweſter Charlotte, zu ihm zu kommen, und Ende Oktober entſprach ſie dieſem Wunſche, indem ſie in Begleitung ihres Bruders Guſtav die Reiſe nach Paris unternahm. — Die Freude, ſeine innigſt geliebte Schweſter wiederzuſehen, war unbeſchreiblich. Ihr Bett mußte in unmittelbare Nähe des Krankenzimmers geſetzt werden, und manche Nacht, wenn das ſchmerzhafte

Stöhnen ihres Bruders sie aus dem Schlummer weckte, eilte sie an sein Lager, um ihm Linderung und Trost zu bereiten. Die Erkrankung eines ihrer Kinder zwang sie Ende Dezember nach Hamburg zurück zu kehren. Beim Abschied, der herzzerreißend war, machte er ihr die Mittheilung, er habe in seinem Testamente angeordnet, dass ihr Sohn Ludwig die Verfügung über seine Schriften und Papiere haben sollte. Mündlich gab er betreffs derselben ausführliche Dispositionen, und wünschte, dass sein Neffe nach Paris kommen möge, um manches Wichtige mit ihm zu besprechen; doch konnte sein Wunsch nicht mehr erfüllt werden, da sein Hinscheiden unerwartet einige Wochen darauf erfolgte. —

Nächst den Angehörigen war es seine Mathilde, deren Dasein den einzigen Lichtpunkt in seinem entsetzlichen Leiden bildete. „Er hat mir mehrmals die Versicherung gegeben," so erzählt Frau Jaubert, „dass er durch ihre helle frische Stimme oft ins Leben zurückgerufen worden sei, in Augenblicken, als seine Seele zu jenen unbekannten Bezirken sich aufschwingen wollte. Wenn die hohe helle Stimme seiner Frau aus dem Nebenzimmer in die Krankenstube hinüberklang, hielt Heine im Gespräch inne und lauschte auf; ein freundliches Lächeln ging über sein Gesicht und er horchte, bis wieder Stille eintrat."

In solchen Momenten entstanden jene herrlichen und schaurigen Lieder an Mathilde, an die Mouche und jene „letzten Gedichte und Gedanken", die aus dem Nachlasse des Dichters erst zwanzig Jahre später erschienen und die das Bild des Dichters in merkwürdiger Weise ergänzen. In einzelnen wird die Poesie des Romancero noch übertroffen; sie üben einen gespenstischen Zauber aus, während andere, wie das größere Gedicht „Vimini", den lieblichsten Klängen seiner erotischen Poesie sich anreihen.

Auch an seinen „Memoiren", die er schon in jungen Jahren begonnen, dann später verbrannt und zuletzt wieder von Neuem aufzuzeichnen angefangen hatte, arbeitete Heine bis in seine letzten Lebenstage. Aber nur ein Fragment dieser Memoiren, eine Schilderung seiner Jugendzeit, hat bis jetzt, nach langen Kämpfen zwischen den Familienmitgliedern und einer erbitterten Zeitungsfehde, das Licht der Welt erblickt. Wenn man die Erinnerungen des Dichters aus seiner Knabenzeit in den „Reisebildern" mit diesem Fragment vergleicht, jene farbenfrische, leichtbeschwingte, humorgewürzte Darstellung mit diesen verblaßten Aufzeichnungen des gealterten Dichters zusammenstellt, so wird man einen großen nicht zu verkennenden Abstand wahrnehmen und zugleich das Maß der Enttäuschung begreifen, das dieselben hervorrufen mußten. Das Fragment der Memoiren enthält ein Stück der Erziehungsgeschichte Heine's, etwa aus den Jahren 1806–1816 und macht ganz den Eindruck einer alten Photographie: die Züge sind halb verwischt

und kaum noch die Umriſſe der Geſtalt ſind aus dem fahlen Aſchgrau herauszuerkennen.

Inzwiſchen wurde es immer einſamer um den Sterbenden je weitere Fortſchritte die Krankheit macht, die langſam aber ſicher von Organ zu Organ ſich verbreitet hatte. Zu Beginn des Jahres 1856 ließ ſich das nahe Ende des Dichters mit Beſtimmtheit vorherſagen. Die Krampfanfälle wiederholten ſich immer mehr und ſelbſt das Morphium verſagte ſeine Dienſte. Eines Tages kam Frau Jaubert in der Vormittagſtunde zu ihm. In dem erſten Zimmer war kein Menſch und die Thür zum Krankenzimmer ſtand offen. Man hatte gerade ſein Bett gemacht und eine der Wärterinnen trug ihn auf dem Arme von der Chaiſe longue auf die Matratze. Sein Körper, der durch die Entkräftung vermindert erſchien, ſah aus wie der eines Kindes von zehn Jahren. Seine Füße hingen leblos herab und waren ſo verdreht, daſs die Hacken ſich da befanden, wo der Spann hatte ſein ſollen. Es war ein entſetzliches Schauſpiel! Das letzte Mal ſah Frau Jaubert Heine am 13. Februar deſſelben Jahres; er unterhielt ſich mit ihr wie gewöhnlich, aber das Geſpräch hatte doch einen vorwiegend religiöſen Ton. Wiederholt citierte er ein Wort von La Bruyère über den Tod. Als ſie Abſchied nahm und ihm die Hand reichte, hielt er dieſe einige Zeit feſt und ſagte dann: „Bleiben Sie nicht zu lange aus, meine Freundin, es wäre unvorſichtig.“ Am nächſten Tage beſuchte ihn auch die Mouche zum letzten Male. „Schiebe Deinen Hut etwas zurück, damit ich Dich beſſer ſehen kann,“ ſagte er beim Abſchiede mit einer liebkoſenden Geberde. Und dann rief er ihr noch angſtvoll zitternd nach: „Auf Morgen, hörſt Du? Nicht ausbleiben!“

In der folgenden Nacht ſtellten ſich häufige Ohnmachten, Krämpfe und ſtarkes Erbrechen ein und es ward bald für Niemand mehr zweifelhaft, daſs Heine diesmal unterliegen müſſe. Am nächſten Tage arbeitete er noch etwa vier Stunden bei vollem Bewuſstſein und ſetzte auch den erſten Paragraphen eines neuen Teſtaments auf. Die Wärterin, Katharine Bourlois, bat ihn flehentlich, ſich Ruhe zu gönnen, er aber wies ſie mit den Worten ab: „Ich habe nur mehr vier Tage Arbeit, dann iſt mein Werk vollendet.“ Ja ſelbſt der Witz verließ ihn auch im letzten Stadium der Krankheit nicht. Einem Freunde, der ihn beſorgt fragte, wie er mit Gott ſtehe, erwiderte er lächelnd: „Seien Sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son métier!“ So kam der Sonnabend heran, an welchem ſich das Übel immer mehr verſchlimmerte. Der Arzt trat ein und Heine fragte ihn, ob er ſterben würde. Dr. Gruby glaubte ihm die Wahrheit nicht verhehlen zu dürfen und der Kranke hörte dieſelbe mit voller Ruhe an. Die Schwäche nahm immer zu. Nachmittags zwiſchen vier und fünf Uhr flüſterte er dreimal das Wort: „Schreiben“, dann rief er: „Papier — Bleiſtift . . .“ Dies waren ſeine letzten Worte. In der Nacht vom 16. auf den 17. Februar

um dreiviertel auf fünf Uhr hauchte er seinen Geist aus. Mathilde hatte sich um ein Uhr schlafen gelegt — sie sah erst ihren Gatten wieder, als sein Auge sich für immer geschlossen hatte. „Man führte mich in ein stilles Zimmer", so erzählt die Mouche von ihrem letzten Besuch, „wo die Leiche wie eine Statue auf einem Grabmal in der erhabenen Unbeweglichkeit des Todes lag. Nichts Menschliches mehr in diesen kalten Zügen, nichts mehr, was an Den erinnert hätte, der da geliebt, gehaßt und gelitten: eine antike Maske, über welche die Ruhe des Todes die Eisschicht einer stolzen Gleichgiltigkeit gelegt hatte, ein bleiches Marmorgesicht, dessen schöne Linien an die erhabensten Meisterwerke der griechischen Kunst erinnerten, so habe ich ihn zum letzten Male gesehen. Der Tod zeigte sich gerecht gegen den, der ihn liebte; ähnlich der herrlichen Gestalt, welche er in der Wallfahrt nach Kevlaar gezeichnet, lenkte der Tod, der große Tröster, seine Schritte des Morgens nach dem Bette des Kranken, um seinen Leiden ein Ende zu machen."

Am 20. Februar, an einem kalten und nebligen Wintermorgen, um elf Uhr Vormittags, fand das Leichenbegängnis Heine's statt. Etwa hundert Personen folgten dem Sarge auf den Montmartre. Die kahlen Ulmen in den elyseischen Feldern zitterten fröstelnd im Nebelwinde. Den Trauerzug führten A. Heine und dessen Schwager Josef Cohen, denen sich die Freunde des Dichters anschlossen. Unter den Franzosen, die mit dem Häuflein deutscher Emigranten den Leichenzug begleiteten, befanden sich Mignet und Theophil Gautier. Auf dem Wege schloß sich ihnen Alexander Dumas an. Schweigend gingen sie hinter der Bahre und schweigend sahen sie den Sarg in die Gruft senken. Die Worte des Dichters:

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen,
Wird an meinen Sterbetagen —

diese Worte waren in Erfüllung gegangen. Auf dem Kirchhof der „Verbannten und Geächteten" ruht Heinrich Heine und kein stolzes Marmordenkmal, sondern eine einfache Sandsteinplatte mit der Inschrift: Henri Heine ziert die weltabgeschiedene Ruhestätte des deutschen Dichters.

Mathilde überlebte ihren Gatten um siebenundzwanzig Jahre. Sie trat noch wiederholt in die Öffentlichkeit. Das erste Mal, als Gustav Heine seinem Bruder ein prachtvolles Marmordenkmal errichten wollte. Mathilde wehrte sich entschieden dagegen. Das zweite Mal machte Frau Mathilde, die sich zu Passy ihren Wittwensitz erkoren hatte, von sich reden, als sie gegen den französischen Verleger Heine's einen Prozeß anstrengen wollte, indem sie sich in ihrem Tantièmenrecht beeinträchtigt glaubte. Heine's Neffe ward von ihr nach Paris gerufen und machte mit Michel

Levy frères einen neuen Contrakt. Dann legte die Wittwe der Veröffentlichung des Nachlasses manche Schwierigkeiten in den Weg; es verschob sich daher die Herausgabe desselben bis 1869, wo er, gesichtet und geordnet von Adolph Strodtmann, mit Ausnahme des Bruchstücks der Memoiren, durch Herrn von Embden an Hoffmann & Campe verkauft wurde. —

Diese Memoiren, deren Anfang und Schluss durch Heine's Bruder Max vernichtet worden, waren mit einem Theil der Heine'schen Correspondenz bei Frau Mathilde in Paris geblieben. Dieselbe starb jedoch, ohne ein Testament gemacht zu haben, plötzlich 1883 am Herzschlag, und ihre Rechtsnachfolgerin war eine alte Cousine im Dorfe Vinot. Da Mathilde Heine die Universal-Erbin ihres Gatten gewesen, nahm Herr Henri Julia, als Bevollmächtigter der gedachten Erbin, alle vorhandenen Papiere an sich und dieselben blieben außer den Memoiren bisher in seiner Hand, trotz des energischen Protestes der Familie Heine.

Seit dem 17. Febr. 1883 ruht Mathilde neben ihrem Gatten auf dem Montmartre. Sie war keine hochbegabte, fein gebildete Frau, die theilnehmend einwirken konnte auf das dichterische Schaffen ihres Mannes, aber sie besaß einen gesunden Mutterwitz, eine beständig frohe Laune, eine harmlose Naivetät, die Heine stets entzückten und bezauberten, und was über Allem ist: sie war ihm eine treue, hingebende Gattin in glücklichen wie in trüben Tagen bis zum Tode und über den Tod hinaus!

* * *

Ein merkwürdiges Bild bietet uns dieses Dichterleben, das nun abgeschlossen vor uns liegt. Erst nach dem Tode beginnt die gerechte Würdigung, die frohe Anerkennung, die innige Theilnahme des deutschen Volkes, das in Heinrich Heine den größten lyrischen Dichter der deutschen Nation nach Goethe verehrt, dessen Schriften einen ungeheuren Einfluss auf die ganze Literaturentwickelung ausgeübt haben, dessen Prosawerke ein wichtiger Theil unserer Kulturgeschichte geworden sind, und dessen poetische Schöpfungen fortleben werden, so lange die Sprache lebt, in der sie gedichtet wurden.

Mit prophetischer Fernsicht hat Heine sein Leben, seine Bedeutung und sein Schicksal in jenem erhabenen Hymnus vorgezeichnet, der diese Darstellung abschließen möge:

„Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme!

Ich habe euch erleuchtet in der Dunkelheit, und als die Schlacht begann, focht ich voran, in der ersten Reihe!

Und um mich her liegen die Leichen meiner Freunde, aber wir haben gesiegt. In die jauchzenden Triumphgesänge tönen die Choräle der Todtenfeier . . . Auf's Neue erklingen die Trommeten, es gilt neuen Kampf —

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme."

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.